

1

AMANZ notizhefte

Nelo Lohwasser, Rainer Schreg (Hg.)

Kleine Funde, große Geschichten

Archäologische Funde aus dem Bamberger Dom



University
of Bamberg
Press

1 AMANZ *notizhefte*

AMANZ *notizhefte*

herausgegeben von Rainer Schreg

Band 1

Nelo Lohwasser, Rainer Schreg (Hg.)

Kleine Funde, große Geschichten

Archäologische Funde aus dem Bamberger Dom

Begleitheft zur Ausstellung im Historischen Museum Bamberg

Entstanden in Zusammenarbeit des Lehrstuhls für Archäologie des
Mittelalters und der Neuzeit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg
mit dem Historischen Verein Bamberg, unterstützt vom Erzbistum Bamberg

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; fis.uni-bamberg.de) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover, Zitate und Abbildungen – steht unter der CC-Lizenz CC-BY.



Redaktion: Nelo Lohwasser, Nadine Plaschke, Farina Thies, Markus Rühle, Adrian L. Schäfer

Satz und Layout: Nelo Lohwasser, Farina Thies, Markus Rühle, Adrian L. Schäfer

Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg

Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press

Umschlagbild: Ausgrabungen im Bamberger Dom 1970, Prof. Dr. Walter Sage (rechts) mit einem Mitarbeiter am Ostchor (Foto E. Bauer © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege)

Plakat der Ausstellung auf S. 5, Entwurf und Layout Valentina Tonino

© University of Bamberg Press, Bamberg 2021

<http://www.uni-bamberg.de/ubp>

ISSN: 2749-0742

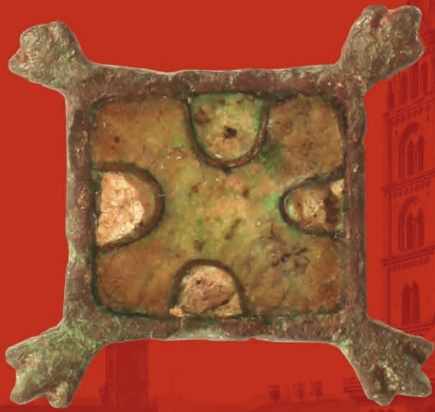
ISBN: 978-3-86309-799-8 (Druckausgabe)

eISBN: 978-3-86309-800-1 (Online-Ausgabe)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-500350

DOI: <http://doi.org/10.20378/irb-50035>

kleine funde Große Geschichten



Archäologische Funde aus dem Bamberger Dom

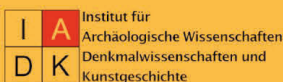
Eine Ausstellung des Historischen Vereins Bamberg in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit der Univ. Bamberg unterstützt vom Erzbistum Bamberg



16.07. - 03.10.2021

Historisches Museum Bamberg

Alte Hofhaltung | Domplatz 7
96049 Bamberg
Tel. 0951.87-1140 (Kasse)
87-1142 (Verwaltung)
museum@stadt.bamberg.de
www.museum.bamberg.de
Di-So u. feiertags 10-17 Uhr



**HISTORISCHER
VEREIN
BAMBERG**
zur Pflege der Geschichte
des ehem. Fürstbistums



ERZBISTUM
BAMBERG



**OBERFRANKEN
STIFTUNG**

Inhalt

Vorwort	9
Der Bamberger Dom in der Forschungsgeschichte der Archäologie des Mittelalters – 40 Jahre AMANZ	
<i>Rainer Schreg</i>	11
Einführung in die Ausstellung	
<i>Nelo Lohwasser</i>	25
Zeitreise durch die archäologische Forschungsgeschichte des Bamberger Doms	
<i>Nadine Plaschke</i>	27
Die Vorgeschichte des Dombergs	
<i>Lukas Amberg</i>	35
Wie Berengar nach Bamberg kam: Die Babenberger Burg als Exil	
<i>Alexander Pelz</i>	41
Heinrich II. und Bamberg – historische Voraussetzungen für den Dombau	
<i>Alexander Pelz</i>	49
Bauliche Anlagen und Innenraumgestaltung des Bamberger Doms	
<i>Judith Klesinski</i>	54
Der Schmuckfußboden aus Opus sectile im Heinrichsdom	
<i>Nelo Lohwasser</i>	62
Die Wandputzfragmente aus dem Bamberger Dom	
<i>Veronika Niklaus</i>	70
Die Glasfunde aus dem Bamberger Dom	
<i>Valentina Tonino</i>	79
Die Krypten des Bamberger Doms	
<i>Hazem Attia</i>	85
Endstation: Domberg. Ein Überblick zu den Bestattungen am Dom	
<i>Julia Zeumann</i>	91
Textilfunde in Grüften des Bamberger Doms	
<i>Stella Ott</i>	97
Keramik – der Kalender des Archäologen	
<i>Rebecca Pfaff</i>	104
Kleinfunde aus dem Bamberger Dom – metallische und organische Funde	
<i>Nelo Lohwasser</i>	110

Die Dächer der Kirchenbauten auf dem Domberg im Wandel der Zeiten	
<i>Markus Rühle</i>	115
Archäologische Befunde zu den Glockengussgruben am Bamberger Dom	
<i>Stella Ott</i>	122
Unsichtbares sichtbar machen – der Heinrichsdom im Modell	
<i>Barbara Holzapfel</i>	127
Die Ausgrabungen im Dom zu Eichstätt	
<i>Andrea Bischof</i>	137
<i>Literaturverzeichnis</i>	147

VORWORT

Die Ausstellung „Kleine Funde, große Geschichten – archäologische Funde aus dem Bamberger Dom“ ist bereits die fünfte archäologische Ausstellung des Bamberger Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Sie markiert zugleich das 40-jährige Bestehen des Lehrstuhls.

Die erste derartige Ausstellung fand 1993 statt. „Aus Gruben und Scherben“ präsentierte Ergebnisse des vom ersten Lehrstuhlinhaber Walter Sage initiierten, mehrjährigen Grabungsprojekts „Babenburg“. Zahlreiche Bamberger Studierende konnten hier ihre ersten Grabungs- und Ausstellungserfahrungen sammeln. Der umfangreiche Begleitband mit Katalog und Kartenteil war bald vergriffen und stellt bis heute einen wichtigen Beitrag zur Stadtgeschichte Bambergs dar.

Sages Nachfolger auf dem AMANZ-Lehrstuhl, Ingolf Ericsson machte regelmäßige Ausstellungen fast schon zu einem Markenzeichen, gab es unter seiner Ägide doch mehrere, teils umfangreiche solche, die von den Studierenden, den Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern umgesetzt wurden. So thematisierte die zweite Ausstellung „Ausgrabungen – Schicht für Schicht ins Mittelalter“ 1998/99 die Lebensräume Dorf, Burg, Stadt und Bamberg, sie war außer in Bamberg auch in Augsburg, Nürnberg (GNM) und in München (damals Prähistorische Staatssammlung) zu sehen. Richtig umfangreich war 2006 die Ausstellung zum 25-jährigen Bestehen des Lehrstuhls „Rückspiegel – Archäologie des Alltags in Mittelalter und früher Neuzeit“. Beteiligt waren 35 Studierende, im Historischen Museum waren auf zwei Etagen ein gutes Dutzend Alltagsthemen präsentiert. Ein Besuchermagnet war 2016 mit ca. 10.000 Besuchern in 12 Wochen „Der letzte Weg – Tod und Bestattung in Mittelalter und Neuzeit“ im Diözesanmuseum Bamberg. Dazu gab es ein Begleitprogramm mit Vorträgen und Musik- und Schauspieldarbietungen. Zu allen Ausstellungen erschienen Begleithefte, an deren Texten vor allem die Studierenden mitwirkten. Die Vermittlung und der Transfer von Wissenschaft hat heute einen noch größeren Stellenwert als früher.

Das diesmalige Thema liefert ein aktuell am Lehrstuhl laufendes Forschungsprojekt zum Bamberger Dom, das die Ausgrabungen Walter Sages im Bamberger Dom (1969–72) auswertet. In einer ersten Projektphase erfolgte die wissenschaftliche Bearbeitung aller bislang im Dom geborgenen archäologischen Funde. Diese zweijährige Fundaufnahme, großzügig gefördert vom Erzbistum Bamberg und der Oberfrankenstiftung, bildet die Grundlage für ein nun folgendes vierjähriges Projekt zur Gesamtauswertung – und nebenbei auch die Grundlage für diese Ausstellung, die somit, vor allem durch dieses Beiheft, einen vorläufigen Forschungsstand präsentiert. Mit der Präsentation der Funde aus dem Dom greifen wir auf eine Grabung zurück, die 1981 sicher auch ein Faktor für die Einrichtung des Bamberger Lehrstuhls und für die Berufung von Walter Sage war. Ihm war eine Auswertung

aus zeitlichen Gründen nie möglich. Dies nachzuholen – und dabei wie gewohnt auch Studierende einzubeziehen – ist eine Tradition, die wir gerne annehmen.

Die Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein und dem Historischen Museum Bamberg, die einen Großteil der Domfunde verwahren. Das Stadtarchiv Bamberg übernahm dankenswerterweise den Druck der Fahnen und Texttafeln. Die Mitarbeiter des Historischen Museums Stefan Heinze, Silke Heimerl und Restaurator Jörg Schabesberger, darüber hinaus die Verwaltungskräfte, halfen bei Organisation und Aufbau in vielfältiger Weise. Ebenfalls unterstützt wurde die Ausstellung von der Abteilung für Kunst und Kultur des Erzbistums Bamberg durch die Redaktion des Manuskripts. Allen Beteiligten Personen und den Institutionen sei herzlicher Dank für die überaus konstruktive Zusammenarbeit und ihr großzügiges Wohlwollen ausgesprochen. Besonderer Dank gilt auch allen beteiligten Studierenden, die viel Verstand und viele Stunden Zeit in die Ausstellung investierten.

Rainer Schreg

Nelo Lohwasser

Rainer Schreg

Der Bamberger Dom in der Forschungsgeschichte der Archäologie des Mittelalters – 40 Jahre AMANZ

In den 1960er und -70er Jahren wurden in Deutschland zahlreiche archäologische Ausgrabungen in Kirchen durchgeführt. Die Grabung im Bamberger Dom 1969 bis 1972 war nur eine von vielen, doch ist sie ein wichtiger Meilenstein der archäologischen Forschungsgeschichte in Bamberg, Bayern und weit darüber hinaus. Ihre forschungsgeschichtliche Bedeutung lässt sich am ehesten erfassen, wenn man sie vor dem Hintergrund der langfristigen Entwicklung der Kirchenarchäologie (vgl. Widmaier 2016) sieht.

Lange Tradition der Kirchengrabungen

Schon im Mittelalter kam es zu Ausgrabungen in Kirchen. Kaiser Otto III. ließ im Jahr 1000 in Aachen das Grab Karls des Großen suchen und die Gebeine bergen. Wahrscheinlich wollte er sich und seine Politik in eine Tradition einordnen und damit legitimieren (Görich 2007). In Köln wurden 1121 durch Bischof Norbert von Xanten gezielte Grabungen nach Reliquien in den Kirchen St. Ursula und St. Gereon vorgenommen. 1106 bis 1108 hatten Bauarbeiten zur Stadterweiterung im Bereich eines spätantiken Gräberfeldes zur Entwicklung der Legende der Heiligen Jungfrauen und der Hl. Ursula beigetragen. Bis ins 16. Jahrhundert kam es in St. Ursula z. T. „gewerbsmäßig“ und „nach Gewohnheit“ zu weiteren Grabungen nach

den 11.000 Jungfrauen. Die auf einem solchen Gräberfeld zu vermutenden Beigaben fanden keine Beachtung, lediglich die Knochen wurden im 17. Jahrhundert zur Gestaltung der „Goldenen Kammer“ genutzt. Jüngere Grabungen zeigten die tiefgreifenden Bodeneingriffe dieser frühen Ausgrabungen (Nürnberger 2002).

In Worms wurden 1326 beim Stift St. Andreas „70 Sarkophage mit den Gebeinen Verstorbener ausgegraben“ und in der Krypta wieder beigesetzt. Dokumentiert wurde der Fund durch eine Inschrift an der Fundstelle (Deutsche Inschriften online DI 29,114). Im Mittelpunkt des Interesses standen die Gräber, in denen man hoffte, Märtyrer oder Heilige zu finden und Reliquien zu gewinnen.

Glaube und Tradition

Diese Motivation von Grabungen im Glauben und zur Traditionsstiftung belastete die Erforschung von Kirchen auch noch im 19. und 20. Jahrhundert. Heiligenverehrung und nationale Traditionen wurden gerade bei großen, prominenten Kirchenbauten manifest und liefern bis heute einen Interpretationsrahmen für Baugeschichte und Grabfunde. Kirchengrabungen sind ein Forschungsfeld, in dem sehr häufig positivistische, methodisch oft problematische Synthesen archäologischer und schriftlicher Quellen stattfinden.

Mit der nationalen Besinnung nach den Napoleonischen Kriegen begann ein Interesse an Denkmälern des Mittelalters – neben den Burgen insbesondere an den Kirchen und Domen des Mittelalters. 1852 wurde auf einer Tagung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Mainz die Gründung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums und des Germanischen Nationalmuseums in Mainz bzw. Nürnberg beschlossen. Letzteres sollte das christliche Mittelalter betreuen, das RGZM die heidnische Vorzeit, so dass in Mainz die archäologischen Quellen im Vordergrund standen, während in Nürnberg die Kunstgeschichte große Bedeutung erlangte. Die damals erstmals umrissene ‘mittelalterliche Archäologie’ sollte ein sehr weit gefasstes, kulturgeschichtliches Programm umfassen, in dem Architektur, Baugeschichte und Mediävistik gleichwertig nebeneinanderstehen sollten. Der Begriff der Archäologie wurde hier im Sinne von „Altertumskunde“ benutzt, der nicht auf Ausgrabungen und materielle Kultur beschränkt blieb (Schreg 2009; Schreg 08.06.2020). Ludwig Lindenschmit, der erste Direktor des Mainzer Museums hatte 1845 noch vor den berühmten Grabungen im Totenlager von Selzen auch erste Ausgrabungen am Kloster St. Alban vor den Toren von Mainz durchgeführt. Das Kloster St. Alban war im frühen Mittelalter ein bedeutendes kulturelles Zentrum und auch Bestattungsort zahlreicher Mitglieder der kaiserlichen Familien. Fastrada, die Gemahlin Karls des Großen sowie drei Kinder Kaiser Ottos des Großen wie auch die

Mainzer Erzbischöfe des 9. und 10. Jahrhunderts wurden hier bestattet. 826 wurde hier der dänische König Harald Klak getauft und auch wichtige Synoden, Konzilien und Reichstage fanden bis zum 11. Jahrhundert nicht im Mainzer Dom, sondern in St. Alban statt. Bereits im 16. Jahrhundert wurde das Kloster zerstört und aufgrund seiner Höhenlage vor der Stadt Mainz in die Befestigungen der Stadt einbezogen. Im Mai 1845 wurden dann auch beim Festungsbau römische Sarkophage entdeckt, die den neu gegründeten Mainzer Altertumsverein veranlassten, dort Ausgrabungen durchzuführen. Für Ludwig Lindenschmit waren die Ergebnisse jedoch enttäuschend: *“allein, es fand sich nichts Erkleckliches: nun ergab sich, daß die bereits aufgefundenen Särge und Deckel zu einer Reihe von Steinsärgen gehörten, welche in dem Kreuzgange des Albansstiftes standen; über die Fundamente der Kirche konnte nichts Bestimmtes ermittelt werden, theils weil nur hie und da die untersten Fundamente noch erhalten waren, theils und vorzüglich weil ein Festungsgebäude die Ausgrabungen nach allen Seiten hin fortzusetzen verhinderte.”* (Lindenschmit 1845–1851, 118). Die Grabungen von 1907 bis 1911 waren da erfolgreicher und konnten die Baugeschichte von einem großen vorkarolingischen, möglicherweise spätantiken Saalbau bis zur großen gotischen Sakristei klären (Schulze-Dörrlamm 2007).

Kunstgeschichte und Bauforschung

Zwischen der Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich ein gewisses Grundverständnis dafür, dass die baulichen Überreste im Boden wichtige Erkenntnisquellen für die Geschichte der Kirchenbauten darstellen. In Essen-Werden und Neuss war kurz vor der Jahrhundertwende der Architekt und Bauforscher Wilhelm Effmann mit Kirchenuntersuchungen befasst. Er stellte dabei auch "Aufgrabungen" und "Nachgrabungen zur Feststellung des Grundrisses" an und führte so architektonische Beobachtung und archäologische Befunde am einzelnen Objekt mit Bild- und Schriftquellen zusammen (Effmann 1917, 10).

1924 formulierte Armin von Gerkan die Grundprinzipien der Bauforschung als einer Disziplin der Altertumswissenschaften. Er war auch einer der Initiatoren der Koldewey-Gesellschaft. Sie wurde auf der ersten Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung, die vom 25. Juni 1926 in Bamberg abgehalten wurde, als Arbeitsgemeinschaft archäologischer Architekten gegründet. In der Folge kam es an zahlreichen Kirchen bei Renovierungsarbeiten zu Ausgrabungen, die jedoch davon abhängig waren, ob sich vor Ort jemand für die Baugeschichte interessierte. In Bamberg beispielsweise untersuchte Heinrich Mayer 1935/36 den Westchor des Doms, aber auch die Kapelle in der Alten Hofhaltung (siehe Beitrag Plaschke, Forschungsgeschichte).

Archäologische Perspektiven

Im Volksstaat Hessen hat 1922 das RGZM Aufgaben der Denkmalpflege übernommen und dabei ganz selbstverständlich schon ab den 1920er Jahren auch Kirchengrabungen durchgeführt. Von Bedeutung ist hier die Grabung von Friedrich Behn an der Klosterkirche von Lorsch 1927 bis 1937, die grabungstechnisch noch nicht ausgereift war. Stratigraphische Anbindungen, Schichtverhältnisse wie auch Funde wurden nicht ausreichend berücksichtigt. Spätere Ausgrabungen, unter anderem von der Universität Bamberg, konnten im alten Grabungsaushub noch zahlreiche Funde bergen (Behn 1934; Ericsson/Sanke 2004).

Im Gegensatz zu den meisten Ausgräbern in Kirchen, die als Bauamtsleiter, Architekten oder Bauforscher bzw. Kunsthistoriker ihre Forschungen durchführten, war Behn ein ansonsten überwiegend fundorientiert, kulturgeschichtlich arbeitender Prähistoriker. Deshalb zog er für die Kirchengrabungen den klassischen Archäologen Erich Schmidt heran, der neben der örtlichen Grabungsleitung in Lorsch auch Ausgrabungen in Worms, St. Paul durchführte. Schmidt entwickelte sich seit den 1930er Jahren zu einem bedeutenden, wenn auch nicht unumstrittenen Kirchenarchäologen, der beispielsweise in Hirsau, St. Georgen im Schwarzwald und Paulincella in Thüringen arbeitete. Er selbst verwies auf seine Lorscher Erfahrungen mit der Methode des Auffindens verfallter Mauerausbruchgruben. In der Einschätzung von Matthias Untermann lernte Schmidt jedoch erst

nach seiner Lorscheiter Zeit von dem Bau-
forscher Erich Fiechter den Umgang
mit Baubefunden (Untermann 2005,
15).

1932 publizierte er in den Katalogen des
RGZM eine Synthese der kirchlichen
Bauten des Frühmittelalters in Südwest-
deutschland (Schmidt 1932). Er konnte
sich nur auf wenige archäologische Be-
funde stützen und war der Meinung,
dass man durch „Maßvergleichung“
auch aus jüngeren Bauten die älteren
Grundrisse herausarbeiten könnte. Ein
tatsächlicher Abgleich mit archäologi-
schen Befunden war ihm aber noch
nicht möglich. Im Mittelpunkt des Inte-
resses standen Kirchengrundrisse bis
ins 10. Jahrhundert, die Schmidt ver-
suchte, in Schulen und Gruppen zu
gliedern.

Dieser Gedanke findet sich auch bei
Behn, der zudem die Baugestalt der Lor-
scheiter Basilika mit ihrem postulierten
Atrium in einer Traditionslinie von
ägyptischen Tempeln wählte. Solche
Interpretationen über Zeiten und Kul-
turen finden sich auch bei damaligen
Bauforschern. Hier zeigt sich ein da-
mals verbreitetes Geschichtsbild, das In-
novationen vor allem in den schriftfüh-
renden Kulturen der Antike verwurzelt
sah, von wo aus sie sich diffusionistisch
über die Jahrtausende entwickelten.

Die bauarchäologische Herangehenswei-
se an Kirchen wurde jedoch vor allem im
Rheinland weiterentwickelt. Seit den
1930er Jahren kam es bei Renovierungs-
arbeiten beispielsweise in Trier, Bonn
und Xanten, aber auch in Köln, St. Georg
(1929–30) und St. Severin (1925–1943)
zu Kirchengrabungen. Walter Bader

wendete bei seinen Ausgrabungen in
Bonn und Xanten erstmals die Prinzi-
pien einer modernen Schichtengrabung
an. Neben den Mauern und Fußboden-
horizonten gewannen Bodenbefunde
damit einen steigenden Quellenwert
und wurden Grundlage für detaillierte
stratigraphische Auswertungen. Beson-
dere Aufmerksamkeit gewann bei der
Ausgrabung allerdings die Entdeckung
eines Märtyrergrabs des 4. Jahrhun-
derts, das im Anschluss in eine neue,
1936 geweihte Krypta integriert wurde
(Bader 1960; Otten 2003).

NS-Zeit

Während des Nationalsozialismus sind
verschiedene Versuche zu beobachten,
die Archäologie politisch zu instrumen-
talisieren. Kirchen als große Monumen-
te der deutschen Geschichte fanden gro-
ße Aufmerksamkeit und wurden als Ge-
denkstätten eingerichtet (Schreg 02.07.
2020).

Im Braunschweiger Dom wurden 1935
auf Betreiben des Braunschweigischen
Ministerpräsidenten Dietrich Klagges
(1891–1971) Grabungen durchgeführt,
mit dem Ziel, das Grab Heinrichs des
Löwen und seiner Gemahlin Mathilde
aufzudecken. Letztlich ging es Klagges
aber darum, den Freistaat Braun-
schweig als ein nationalsozialistisches
Musterland zu etablieren, der in der
Parteiorganisation einen eigenen NS-
Gau bilden sollte. Die Ausgrabungen
sollten Ostfalen eine historische Legiti-
mation verschaffen und waren eine Ge-
legenheit, Adolf Hitler entsprechend zu
beeinflussen. Der Welfe Heinrich der
Löwe wurde propagandistisch als Vor-

läufer deutscher "Ostpolitik" insbesondere in den slawischen Gebieten nördlich der Elbe dargestellt und diente letztlich der Legitimation des Krieges. Der Dom wurde beschlagnahmt und sollte in eine nationalsozialistische Weihestätte umgestaltet werden. Dazu benötigte man eine Reliquie Heinrichs. Deshalb wurde der zunächst keineswegs eindeutige Grabungsbefund geschönt. Heute ist klar, dass es dabei zu einer "Verwechslung" gekommen ist.

Der besondere Stellenwert einzelner Kirchen ließ eine Beschäftigung mit ihnen als prestigeträchtig und karrierefördernd erscheinen. So eskalierte der Streit um die Bearbeitung der Speyerer Kaisergräber, die bereits im Jahr 1900 ausgegraben worden waren. 1939 beschlagnahmte die Gestapo Teile der Grabungsdokumentation, ohne dass aber tatsächlich eine Auswertung erfolgen konnte.

Luftkrieg und Wiederaufbau

Die Luftangriffe auf deutsche Städte brachten einen enormen Schub an Ausgrabungen, insbesondere im Westen Deutschlands, beispielsweise erneut im Xantener Dom, in Bonn, Frankfurt und Aschaffenburg. Noch während des Kriegs ergaben sich durch die Anlage von Löschwasserteichen (so im Bereich des Atriums von St. Gereon in Köln) oder durch Bombenschäden notdürftige erste Ausgrabungen, so 1942/43 in St. Ursula in Köln (Nürnberger 2002). Viele Grabungen wurden jedoch unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg sowie in den 1950er Jahren durchgeführt. Ein Schwerpunkt war dabei das vom Krieg

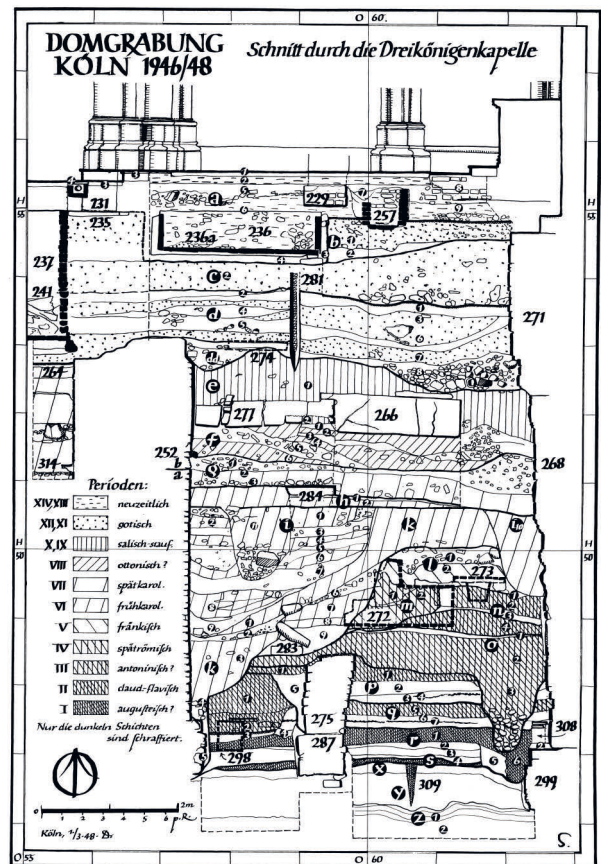


Abb. 1 Schichtenprofil in der Dreikönigenkapelle, Kölner Dom (Doppelfeld/Weyres 1980, 17 Abb. 3).

schwer getroffene Köln, wo bereits im Oktober 1945 auch die große Domgrabung eingeleitet wurde. Sehr systematisch und mit einer recht ausgeklügelten Grabungs- und Dokumentations-technik wurden die Funde strikt nach Schichten getrennt. Methodisch galt die Domgrabung als vorbildlich (Abb. 1).

Ihre Ziele waren jedoch nicht allein wissenschaftlich motiviert. Die katholische Kirche trug schwer an ihrer Rolle im NS-Staat und sah sich gesellschaftlichen Veränderungen gegenüber. Im ersten Grabungsbericht von 1948 schrieb Otto Doppelfeld zum Hintergrund der Grabungen im Kölner Dom: "Heute wollen wir den Dom nicht mehr als ein stilreines und isoliertes Schaustück, er soll vielmehr, ähnlich wie es früher war,

räumlich mit dem Leben der Stadt und zeitlich mit den vielen Generationen, die an ihm bauten, sichtbar verflochten sein” (Doppelfeld/Weyres 1980, 11).

Auf der politischen Ebene ergab die Westintegration der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren eine Konjunktur des Selbstverständnisses als christliches Abendland. Eine verstärkte Erforschung christlicher Kirchen im Westen setzte auch einen Kontrapunkt gegen die in der DDR boomende slawische Archäologie, die marxistische Ideen und die Beziehungen zu Sowjetrussland propagierte.

Allerdings war es keineswegs selbstverständlich, dass Bodeneingriffe in Kirchen auch archäologisch begleitet wurden. Selbst in Speyer, wo um 1900 die Kaisergräber archäologisch untersucht worden sind, erfolgte ein neuerlicher Umbau der Gruft wie auch die grundlegende Sanierung von 1957 bis 1971 ohne angemessene archäologische Untersuchung, obwohl der Vertrag über die Domrestaurierung zwischen dem Domkapitel Speyer und dem Land Rheinland-Pfalz den Dom als “Nationalheiligtum höchsten Ranges“ bezeichnete. In Worms stellte man gar noch 1988 das Ausbaggern von Gräbern auf Informationstafeln stolz zur Schau (Lobbedey 1995, 21).

Die archäologischen Maßnahmen gingen oft von der kirchlichen, nicht von der staatlichen Denkmalpflege aus. Als Folge der Säkularisation war die Bauaufsicht über die Kirchen und auch deren Denkmalpflege zumeist bei kirchlichen Institutionen verblieben. Die staatlichen Ämter hatten bestenfalls eine be-

ratende Rolle. Eine archäologische Expertise war daher meist nicht vorhanden.

1960er und 70er Jahre

Rückblickend erweisen sich die 1960er und 70er Jahre als die goldene Zeit der Kirchenarchäologie. Die Archäologie des Mittelalters ging in eine entscheidende Phase der Institutionalisierung mit eigenen Referentenstellen in der Denkmalpflege mehrerer Bundesländer, einer eigenen Fachzeitschrift, der Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, und einer regen Einbindung in historische Kolloquien, die auch die Rolle der Kirchenarchäologie thematisierten (Fehring 1979). Moderne Grabungsmethoden und Fragestellungen setzten sich durch und vielerorts ergaben sich doch relativ günstige Forschungsmöglichkeiten.

Zunächst einmal erfolgte sowohl in der katholischen wie auch in der evangelischen Kirche eine Annäherung an das Volk. Das 1965 beendete Zweite Vatikanische Konzil hatte zu Veränderungen in der Liturgie und entsprechend auch zu Veränderungen in der Innenausstattung der Kirchen geführt. Konfessionsübergreifend wurden zum Komfort der Gläubigen Heizungsanlagen in den Langhäusern der Kirchen eingebaut. Relativ großflächige Bodeneingriffe sowohl im Altarraum wie auch im Kirchenschiff waren die Folge.

Wissenschaftlich gewannen Bodenschichten und Kleinfunde zunehmend an Aufmerksamkeit. Eine Bilanz der rheinischen Kirchenarchäologie wurde 1962 in einer Ausstellung des Rheini-

schen Landesmuseums in Bonn präsentiert, wobei man auch die Grabungsmethoden der Kölner Domgrabung zeigte (Doppelfeld 1962). Damals begann auch die grundlegende Diskussion, inwiefern archäologische Befunde als historische Quellen gesehen werden könnten. Gerade die Erforschung von Kirchen diente als Beispiel, wie archäologische Befunde und Funde Landesgeschichte schreiben können.

Bedeutend war die Entdeckung mehrerer Holzkirchen als frühmittelalterliche Baugestalt vieler Kirchen. Zu nennen sind beispielsweise Befunde aus Brenz an der Brenz, Kornwestheim, Aschheim bei München oder Pliening, zu denen später noch zahlreiche weitere Befunde traten (Scholkmann 2008; Ahrens 2001; Schreg 2021). Diese Befunde warfen ein völlig neues Licht auf die Christianisierung, die bislang nur anhand christlich interpretierbarer Grabbeigaben in den Reihengräberfeldern der Merowingerzeit archäologisch zu fassen war.

Baden-Württemberg

Bezogen auf die Entwicklung in Baden-Württemberg sprach Barbara Scholkmann von einer "Zeitenwende". Seit Beginn der 1960er Jahre kam es zu zahlreichen Kirchengrabungen, die von Seiten der Baudenkmalpflege veranlasst und an 'freischaffende' Archäologen bzw. Bauforscher vergeben wurden. Zu nennen wären hier beispielsweise die Grabungen in der Remigiuskirche in Nagold, die vom damals bereits pensionierten Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, Walter Wrede durchgeführt wurden.

Besondere Bedeutung kam den Ausgrabungen in der Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen von 1960 bis 1963 zu, die ebenfalls durch den Einbau einer Kirchenheizung veranlasst waren. Dass Grabungen hier für interessant erachtet wurden, lag am Testament des Abtes Fulrad von St. Denis, der darin 764 eine „cella“ in Esslingen aus seinem Eigenbesitz an sein Hauskloster St. Denis vererbte. Die Ausgrabungen unter Günter Fehring untersuchten nicht wie bis dahin üblich nur Mauern mittels kleiner Schnitte, sondern die gesamte Innenfläche und zudem ausgewählte Umgebungsbereiche der Kirche. St. Dionys wurde zur ersten modernen Mittelaltergrabung, die einem umfassenden siedlungsarchäologischen Ansatz verpflichtet war und die Kölner Methoden aufgriff (Fehring u. a. 1995). Dadurch, dass einige der studentischen Grabungsteilnehmer – zu nennen sind Barbara Scholkmann und Uwe Lobbedey – später im Fach Karriere machten, entfaltete St. Dionys Vorbildwirkung über Württemberg hinaus. Die Grabung war auch Anlass, dass 1962 mit Günter Fehring erstmals ein Konservator für die Archäologie des Mittelalters in der Denkmalpflege in Baden-Württemberg bestellt wurde, was alsbald auch zu Stadtkerngrabungen etwa in Ulm oder Untersuchungen an Burgen und Wüstungen führte. Natürlich nahm auch die Zahl der Kirchengrabungen nun zu und umfasste nicht mehr nur die prominenten Anlagen mit frühen schriftlichen Quellen, sondern auch viele Stadt- und Dorfkirchen (Abb. 2). So wurden 1965 archäologische Untersuchungen in der

Stadtkirche St. Johannes der Täufer zu Crailsheim durchgeführt. Anlass war wiederum der Einbau einer Heizungsanlage. Als Ziel der Grabungen wurde formuliert, "die Vorgängerbauten der gotischen Kirche hinsichtlich Aussehens und Zeitstellung zu untersuchen und mögliche älteste Besiedlungsreste aufzuspüren" (Fehring/Stachel 1967, 10). Überrascht wurden die Ausgräber von den zahlreichen Beigaben in den neuzeitlichen Bestattungen. In Unterreggenbach, wo schon im 18. Jahrhundert im Baubestand des Pfarrhauses eine große Basilika entdeckt worden war, wurden die Grabungen in der Kirche

St. Veit durch Untersuchungen im Ortsbereich und an einer benachbarten Befestigungsanlage ergänzt, um so eine landesgeschichtliche Einordnung zu gewinnen (Fehring 1972). Obwohl Unterreggenbach heute nur ein abgelegenes Dorf ist, machte das "Rätsel von Unterreggenbach" die Archäologie des Mittelalters bekannt.

Bayern

Auch in Bayern lässt sich diese Vorreiterrolle der Kirchenarchäologie beobachten. Schon 1961 waren durch Vladimir Milošević von der Universität Heidelberg Grabungen in der Sola-Basilika in Soln-

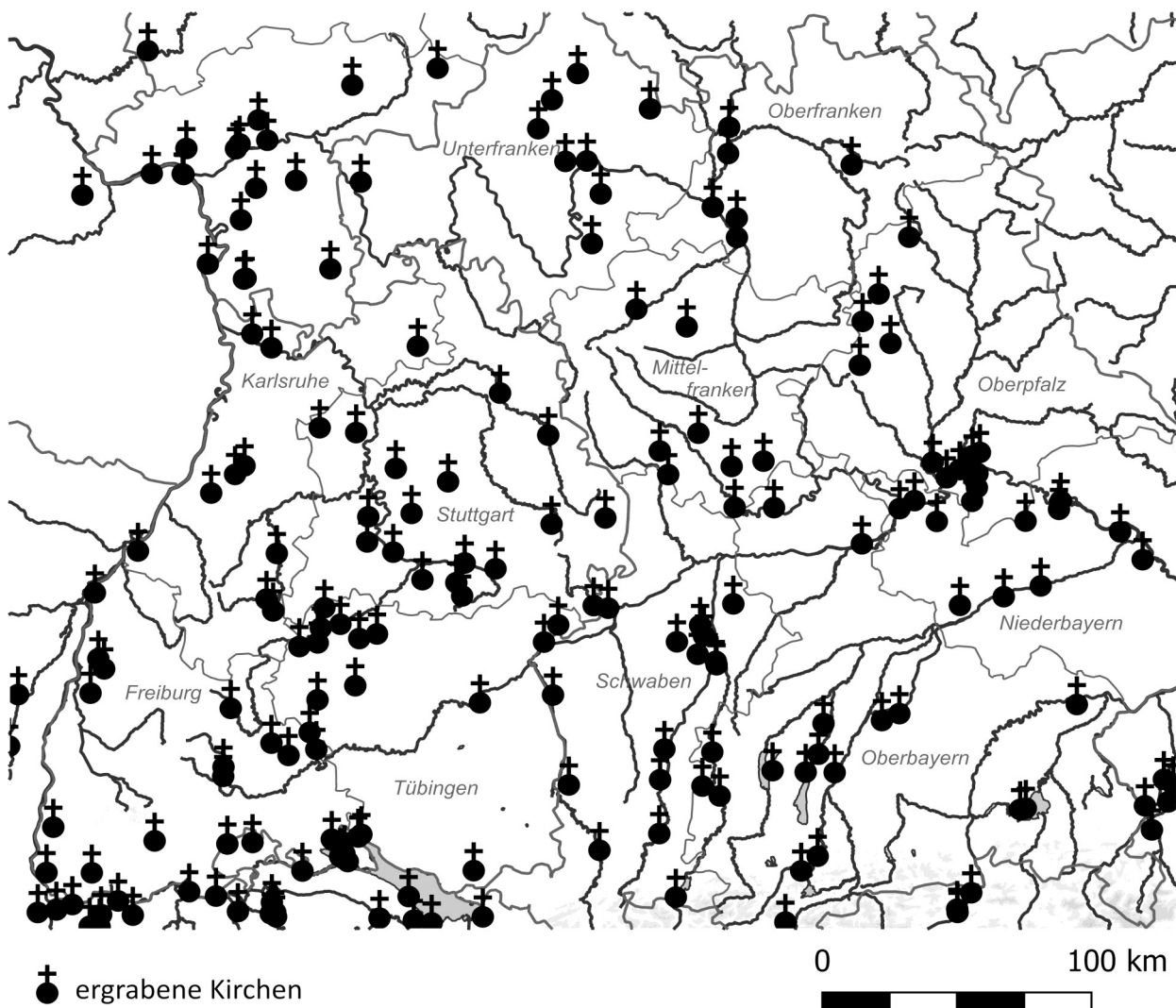


Abb. 2 Kirchengrabungen in Süddeutschland (Grafik R. Schreg 2021).

hofen sowie in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee begonnen worden (Milojčić 1966; Milojčić 1968. Inzwischen: Later 2011; Dannheimer u. a. 2006). Im Mittelpunkt des Interesses standen die frühmittelalterlichen Gründungslegenden, doch wurden auch die jüngeren Perioden in die Forschungen einbezogen. 1963 begannen Ausgrabungen im Niedermünster in Regensburg (Schwarz 1972) und in St. Ulrich und Afra in Augsburg (Werner 1977). Bei beiden stellte sich die klassische Frage der Kontinuität zwischen römischer Antike und Frühmittelalter. Verantwortlich für die Grabungen in Regensburg war Klaus Schwarz, der 1953 an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege kam und dort 1960 Abteilungsleiter wurde. Einerseits führte er selbst denkmalpflegerisch bedingte Grabungen durch, wie beispielsweise 1961 in der Burgrkirche in Oberammerthal, 1969 in Altenbanz oder eben im Niedermünster in Regensburg. Andererseits gelang es ihm 1966, als auch in den großen Domkirchen von Augsburg, Bamberg und Eichstätt Heizungseinbauten bevorstanden, eine Stelle für einen Mittelalterarchäologen im BLfD zu schaffen.

Walter Sage und die Grabungen im Bamberger Dom

Besetzt wurde die neue Stelle eines Konservators der Mittelalterarchäologie in Bayern mit Walter Sage (Haberstroh 2018). Dieser war Kunsthistoriker, 1957 über *Das Bürgerhaus in Frankfurt a.M. bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges* promoviert. Frankfurt war nach den

Kriegszerstörungen ein erstes Experimentierfeld einer Stadtarchäologie. 1955/56 nahm Walter Sage an den dortigen Altstadtgrabungen teil, die zwar vor allem die römische Besiedlung sowie den karolingischen Königshof betrafen, aber "ebenso zahlreiche Daten zur spätmittelalterlichen und neueren Baugeschichte geliefert" haben (Hundt/Fischer 1958, 407). Die Frankfurter Grabungen legten großen Wert auf eine Dokumentation der Stratigraphie, wenn auch deren Komplexität unterschätzt worden scheint.

Nach der Promotion arbeitete Sage für die RGK in Frankfurt und das RGZM in Mainz. So wertete er die Hausbefunde der Grabung Neuwied-Gladbach aus, einer bereits in den 1930er Jahren untersuchten frühmittelalterlichen Siedlung am Mittelrhein. 1960 übernahm Sage die Grabungen in der Pfalz Ingelheim, für die er die in Xanten und Köln erprobte stratigraphische Grabungsmethode anwandte. Schon 1962 trat er aber eine Stelle in der damals am Rheinischen Landesmuseum in Bonn angesiedelten Rheinischen Denkmalpflege an, wo er für die Stadtarchäologie in Aachen zuständig wurde – und sich auch hier mit der Pfalz auseinandersetzte.

Sage war also ein mit Bauforschung, aber auch komplexen Grabungsbefunden gut vertrauter Denkmalpfleger, als ihn Klaus Schwarz 1966 nach Bayern holte. Sage unternahm in seiner Position im Landesamt für Denkmalpflege zwar auch einige Untersuchungen auf frühmittelalterlichen Gräberfeldern wie z. B. Erding, Pliening oder Steinhöring, oder auch auf Burgen, doch blieb sein



Abb. 3 Walter Sage bei der Dokumentation im Grabungsschnitt im Bamberger Dom (Foto © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

Schwerpunkt die Kirchenarchäologie. Von 1966 bis 1969 leitete er parallel die Grabungen im Eichstätt und im Bamberger Dom. Bald begann er jedoch weitere Untersuchungen, so auf dem Kirchfeld südlich von Klais, einer kleinen Kirche mit Bestattungsplatz und umliegenden Siedlungsresten, die er aber mit der Frühphase des Kloster Scharnitz in Verbindung brachte (Sage 1977; Sage 1978). Weitere Ausgrabungen führte Sage in kleineren und größeren Kirchen in Ehingen b. Dinkelsbühl, Mellrichstadt, Schlingen (Bad Wörishofen), Neustadt am Main, Pliening, Ilmünster, Vohburg, Passau St. Severin, Straubing St. Peter und Benediktbeuren durch (Haberstroh 2018).

Vor allem aber seine Grabungen im Bamberger Dom stehen exemplarisch

für die damalige Kirchenarchäologie. Zwar verfügten sie nur über ein kleines Grabungsteam, doch bekamen sie einen Zeitraum von drei Jahren, in denen der Innenraum flächig und weitgehend bis zum anstehenden Untergrund gegraben werden konnte (Abb. 3). Die Fragestellung war nicht allein auf das alte baugeschichtliche Problem des Aussehens des alten Heinrichsdoms gerichtet, sondern thematisierte auch die früheren Phasen einer frühmittelalterlichen Besiedlung und der Babenburg. Kirchenarchäologie weitete sich zu einer umfassenden Archäologie des Mittelalters.

Anstoß für Denkmalpflege und Universität

Die Grabungen in Esslingen und Untereggenbach wie auch die in Eichstätt und

Bamberg gaben auf der politischen Ebene wichtige Impulse für die weitere Entwicklung der Archäologie des Mittelalters in Süddeutschland. Mit Günter Fehring und Walter Sage wurde in der Denkmalpflege jeweils ein Referent für die Archäologie des Mittelalters eingestellt. Beide kamen aus der Bau- und Kunstgeschichte und wurden aus dem Rheinland abgeworben. Bemerkenswert daran ist, dass man in den 1960er Jahre die enge Verbindung von Bau- und Bodendenkmalpflege für überholt erachtete. Während in Bayern die Initiative für eine Archäologie des Mittelalters von der Bodendenkmalpflege ausging, bestand in Baden-Württemberg zunächst eine größere Nähe zur Bau- und Denkmalpflege.

Zu Beginn der 1970er Jahre wurden in Baden-Württemberg und Bayern neue Denkmalschutzgesetze erlassen, woran die neue Mittelalterarchäologie sicher ihren Anteil hatte. Dennoch wurden im bayerischen Gesetzestext Denkmäler als "in der Regel aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit" definiert, was indes auch damit zusammenhängt, dass sich das Fach Anfang der 1970er Jahre noch in einer Findungsphase befand und vielfach unter dem Begriff der Frühgeschichte subsumiert wurde.

Auch eine universitäre Verankerung der Archäologie des Mittelalters geht unmittelbar auf die Kirchengrabungen der 1960er Jahre zurück. Die Nase vorn hatte zunächst die Universität Würzburg, wo Günter Fehring einen fortdauernden Lehrauftrag hatte und bei Professor Otto Meyer in der mittelalterlichen Geschichte mittelalterarchäologische Arbeiten zur

Promotion und Habilitation angenommen wurden. Fehring habilitierte hier 1974 mit seinen Forschungen zu Unterreggenbach. Barbara Scholkmann promovierte 1972 mit einer stadttarchäologischen Arbeit zu Sindelfingen. Nachdem Günter Fehring eine Stelle in Lübeck angetreten hatte, wurde 1980 in Würzburg die Professur für Vor- und Frühgeschichte mit Walter Janssen besetzt, der seinerseits aus dem Rheinland kommend einen Schwerpunkt in der Archäologie des Mittelalters hatte. Parallel dazu gab es Bestrebungen, auch in Tübingen eine Archäologie des Mittelalters zu etablieren, was immerhin schon den Landtag beschäftigte, aber erst 1991 mit der Berufung von Barbara Scholkmann gelang (Fehring 2008).

Dennoch war es schließlich Bamberg, wo 1981 die erste explizit der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit gewidmete Professur an der kurz zuvor wieder begründeten Universität eingerichtet wurde.

40 Jahre AMANZ in Bamberg

Der Bamberger Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit war der erste seines Fachs in Deutschland. Dass dies ausgerechnet in Bamberg geschah, hat sicher auch mit der Domgrabung zu tun. Mit den erfolgreichen Grabungen im Dom, aber auch dem zeitgleich laufenden Tiefgaragenbau auf dem Maximiliansplatz, dem die Reste der ehemaligen Stadtpfarrkirche St. Martin weitgehend undokumentiert zum Opfer fielen, entstand ein größeres Bewusstsein für die archäologischen Befunde in der Altstadt. 1977 erhielt

Bamberg als erste deutsche Stadt die Europamedaille für Denkmalpflege und so entstand Anfang der 1980er Jahre auch die Idee, die Aufnahme in die Liste des UNESCO-Welterbes zu beantragen. Als dies 1992 tatsächlich gelang, war das archäologische Potential des historischen Stadtgebiets ein wesentliches Argument in der Begründung (Dengler-Schreiber 2014; Pfaffenberger 2020, 11f).

Der neue Bamberger Lehrstuhl war sehr praxisorientiert ausgerichtet und immer wieder mit eigenen Grabungen in Bamberg aktiv, so z.B. am sog. "Romanischen Turm" am Unteren Kaulberg oder im Bereich des ehemaligen Franziskanerklosters (Pfaffenberger 2020, 11f). Vor allem aber ist hier das "Babenburg-Projekt" zu nennen, das die Forschungen am Bamberger Dom aufgriff (Hennig 1993). 1986 bis 1993 wurden vor allem im Bereich der Alten Hofhaltung unterschiedlich große Grabungsschnitte angesetzt, so dass es gelang, die Entwicklung des Doms wenigstens ansatzweise in die lokale Siedlungsgeschichte einzubetten. Allerdings sah man im Dom und der Domburg noch immer den zentralen Ansatzpunkt der Bamberger Stadtentwicklung. Erst in den letzten Jahren wurde durch die Arbeit der Stadtarchäologie deutlich, dass dem Domberg ein frühmittelalterliches Zentrum östlich der Regnitz, im Bereich der Theuerstadt an der Oberen Königsstraße gegenüberstand (Pfaffenberger 2020, 271–274).

Bilanz 1990

Im Herbst 1990 wurde in Bamberg eine internationale Tagung ausgerichtet, die eine Bilanz der Mittelalterarchäologie in Zentraleuropa versuchte. Dabei wurde von Uwe Lobbedey auch eine Bilanz der Kirchenarchäologie präsentiert (Lobbedey 1995). Er konstatierte der Kirchenarchäologie einen Mangel an Professionalität. Angesichts der Bedeutung der Kirchenarchäologie für die Fachentwicklung ist dies ausgesprochen bedenklich. Lobbedey begründete seine Einschätzung mit dem Verweis auf zahlreiche schlecht oder gar nicht dokumentierte Baumaßnahmen in Kirchen während der 1970er Jahre, unter anderem im Wormser Dom oder am Dom in Fulda. Die ehemalige Bamberger Martinskirche auf dem Maximiliansplatz könnte man als weiteres Beispiel dieser "denkmalpflegerischen Katastrophen" (Lobbedey 1995, 21; Pfaffenberger 2020, 11; 524f.) anfügen. Verantwortlich für die Situation sieht Lobbedey den mangelnden Ausbildungsstand der Beteiligten. Das "bodendenkmalpflegerische 'Mädchen für Alles'" bringe die nötigen Fachkenntnisse ebenso wenig mit, wie die Kunst- und Architekturhistoriker. Seit 1990 hat sich die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit weiter etabliert. Zu Bamberg sind weitere Studienstandorte hinzugekommen und die Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters hat als Deutsche Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit mit einer eigenen Fachzeitschrift erheblich zu einer besseren Sichtbarkeit beigetragen. Mit dem Weggang

Sages vom BLfD an die Universität Bamberg entfiel jedoch wiederum die Referentenstelle für Mittelalterarchäologie, so dass bis heute eine Lücke besteht (Fehr 2008). Eine stärkere Ausrichtung der Denkmalpflege auf konservatorische, grabungsvermeidende Maßnahmen führte nicht nur in Bayern dazu, dass großflächige Kirchengrabungen kaum noch vorgenommen werden, sondern Notgrabungen strikt auf die gefährdeten Areale begrenzt werden. Noch immer sind aber viele Kirchengrabungen nicht adäquat ausgewertet und publiziert. Dies gilt auch für den Bamberger Dom, wo es nun aber 2020 gelungen ist, ein DFG-Projekt an der Universität Bamberg einzuwerben, das diese Auswertungen durch Nelo Lohwasser nun ermöglicht. Die Gutachter des Antrages legten großen Wert darauf, die Auswertungs- und Publikationsstrategie forschungsgeschichtlich zu reflektieren, da sich der Umgang mit den meist recht umfangreichen Grabungsdokumentationen mehrfach als sehr langwierig und problematisch herausgestellt hat.

Kirchenarchäologie heute

2006 wurde im Rahmen eines Kolloquiums in Lahr erneut eine Bilanz der Kirchenarchäologie versucht. Die Beiträge des Tagungsbandes (Krohn 2010) behandeln indes thematische Einzelaspekte oder konkrete Grabungen bzw. Regionen, während eine kritische Standortbestimmung ausblieb. Schaut man nämlich auf das Spektrum jüngerer Publikationen, die archäologische Untersuchungen von Kirchen als Grundla-

ge haben, so wird noch einmal eine thematische Erweiterung erkennbar. Einerseits ist zu beobachten, dass auch hier die jüngeren Perioden an Bedeutung gewinnen. Ging es bei vielen Kirchengrabungen vor allem um das Frühmittelalter und die Christianisierung, so findet heute die Frühe Neuzeit mit der Reformation zunehmende Aufmerksamkeit. Neue Perspektiven ergeben sich jedoch auch aus der Sozial- und Umweltarchäologie. Schon Klaus Schwarz hat die Kirchen von Amlingstadt und Kleinlangheim im Rahmen des Landesausbaus betrachtet (Schwarz 1984). Kirchen und Klöster werden zunehmend als Teil einer symbolischen Landschaft verstanden, in der sie beispielsweise auch Einblicke in die Umweltwahrnehmung ermöglichen. Zunehmend werden sie auch als eine soziale Ressource im politischen Machtgefüge verstanden (z. B. Schreg 2018; Schreg 2021). Sie dienen nicht nur als Familiengrablege oder Zeichen der Frömmigkeit, sondern auch als sichtbare Erinnerung an den lokalen/regionalen Machtanspruch. Die lokale Präsenz einer Adelsfamilie durch Burgen, Kirchen und Klöster erinnert auch bei physischer Abwesenheit an den Mitspracheanspruch bei regionalen Angelegenheiten (Scholkmann 2009). Diese sozialarchäologische Perspektive spiegelt sich beispielsweise auch in der Thematisierung sozialer Normen in Bezug auf die Bestattungstopographie in Kirchen, wie sie Barbara Scholkmann vorgelegt hat, auf die Frömmigkeitsgeschichte, oder der Inszenierung des Heiligenkults wider (Scholkmann 2000; z. B. Ristow 2012; Later 2011).

Fazit

Die Ausgrabungen im Bamberger Dom sind Teil einer Forschungsgeschichte nicht nur der Kirchen-, sondern der gesamten Mittelalterarchäologie. Rückblickend waren sie ob der Prominenz des Doms ein wichtiger Impulsgeber für die Entwicklung der Archäologie des Mittelalters insbesondere in Bayern. Dies erfolgte freilich eher auf der politischen Ebene als aufgrund der bahnbrechenden Erkenntnisse, denn die Auswertung und umfassende Publikation der Grabung kam über die Jahre nicht über Vorberichte hinaus und ist

erst jetzt Gegenstand eines mit Hilfe des Domkapitels auf den Weg gebrachten DFG-Projektes. Die Bedeutung, die der Stratigraphie im Dom etwa für die Keramikchronologie in Franken zukam (Losert 1993), hat über den engen Kreis der Spezialisten hinaus kaum Beachtung gefunden und steht auch unter dem Vorbehalt der nun laufenden, umfassenden Befundauswertung. In Bamberg selbst gaben die Grabungen Anstoß für einen neuen Umgang mit dem Kulturerbe der Stadt, der den Dom, aber auch die ihn umgebende Stadtlandschaft in den Rang des Welterbes erhoben hat.

Nelo Lohwasser

Einführung in die Ausstellung

Die Ausstellung „Kleine Funde, Große Geschichten“ präsentiert die vorläufigen Ergebnisse der ersten Aufnahme bzw. Inventarisierung aller bei archäologischen Ausgrabungen im Bamberger Dom geborgenen Funde. Zusätzlich demonstriert sie den aktuellen Forschungsstand, was die Dombauphasen anbelangt. Sie will das Innere des Heinrichsdom über ein maßstäbliches Modell visualisieren und zeigt Funde der ehemaligen Innenausstattungen wie Teile des Fußbodenbelags, Wandputz, Fensterglas und viele weitere Objekte aus bestimmten Zusammenhängen.

Wollte Verfasserin in ihrer Funktion als Sammlungsbeauftragte und Zuständige für die vor- und frühgeschichtliche Sammlung des Historischen Vereins Bamberg die Ausstellung zuerst allein als Ausstellung des Vereins bewerkstelligen, fand sie doch bald den Gedanken, Studierende an der Erfahrung einer Ausstellungsvorbereitung teilhaben zu lassen, weitaus interessanter. Dazu kam, dass eine Ausstellung des Lehrstuhls meist in runden Gründungsjubiläen stattfindet – wie der Zufall es wollte, jährt sich die Lehrstuhlgründung 2021 zum 40. Mal. Eine Zusammenarbeit zwischen dem Historischen Verein und dem Lehrstuhl wurde sodann noch um eine Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum erweitert, dem Austragungsort der Ausstellung, das über



Abb. 1 Plakatvorschlag von Julia Zeumann.



Abb. 2 Plakatvorschlag von Elisabeta Kodheli.

seine Mitarbeiter*innen wertvolle professionelle Hilfe bei Organisation und Durchführung leistete.

Die meiste Arbeit mit der Ausstellung hatten jedoch die Studierenden zu bewältigen. Im Rahmen eines mehrere ECTS versprechenden Forschungspraktikums, das während des Wintersemesters 2020/21 nur online ablief, fanden sich inkl. Verfasserin 14 Beteiligte zusammen. Nach einer Einführung in die Materie des Ausstellungswesens bildeten sich vier Arbeitsgruppen, die die Hauptaufgaben der „Kleine Funde“-Ausstellung untereinander aufteilten.

Da ein Begleitheft entstehen sollte, war die Gründung einer „Redaktion“ erforderlich, bestehend aus Nadine Plaschke, Farina Thies, Markus Rühle und Adrian L. Schäfer. Diese vier unterzogen alle von ihren Kommiliton*innen bis zu einem festgesetzten Zeitpunkt eingereichten Beiträge einem strengen Lektorat und sandten die vorkorrigierten Texte mit der Bitte um Freigabe wieder an die Autoren. Eine inhaltliche Redaktion erfolgte durch Verfasserin, Rainer Schreg und Birgit Kastner, Leiterin der Hauptabteilung Kunst und Kultur im Erzbischöflichen Ordinariat. Auch die Tafeltexte und der Text des Flyers wurden von der Redaktionsgruppe bearbeitet, die dabei versuchte, die Texte zu vereinfachen bzw. flüssig lesbar zu machen.

Schon von Anfang an stand fest, dass der Kerngedanke der Ausstellung die Sichtbarmachung der Innenausstattung des ersten Dombaues sei. Dies geschieht zum einen über die Präsentation der originalen Funde, zum anderen über

eine Rekonstruktion des Inneren – was wäre da besser geeignet als ein maßstäbliches Modell des Heinrichsdoms. Als Vorlage konnte dafür das Modell von M. Schuller/W. Sage (nach 1995; siehe Beitrag Holzapfel, Modell) dienen, welches momentan im nördlichen Querhausarm des Doms platziert ist. Der Maßstab 1:33 wurde übernommen, auch der Grundriss und die Höhe. Anders als bei diesem Modell geht es aber bei dem von Alexander Pelz, Judith Kleinski, Lukas Amberg und der Verfasserin entworfenen und hergestellten Modell nicht um die Ausgrabung und das ehemalige Äußere des Heinrichsdoms, sondern um die Schaffung eines Abbilds der ehemals prächtigen immobilen und mobilen Innenausstattung. Entscheidend ist also der Blick hinein in die Kirche.

Wichtig für jede Ausstellung ist eine gute Werbung über ein ansprechendes Plakat und einen Flyer. Deshalb entwickelten Valentina Tonino, Julia Zeumann und Elisabeta Kodheli ein „corporate design“. Jede der drei entwarf zuerst ein Plakat, über das alle Mitwirkenden abstimmten (Abb. 1 und 2). Das Siegerplakat wurde auf das Gesamtdesign umgesetzt, das heißt, daraus der Flyer, Fahnen/Infotafeln und der Vitriren-Hintergrund konzipiert.

Die vierte Arbeitsgruppe war ursprünglich dazu berufen, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, das heißt, eine effektive Werbung auszuklügeln und ein Programm für Führungen durch die Ausstellung zu entwerfen. Veronika Niklaus, Rebecca Pfaff und Hazem Attia schlugen jedoch in eigener Initiative einen noch

konkreteren und etwas anderen Weg ein: sie entwickelten eine extra Besuchertour durch die Ausstellung, speziell für Kinder. Sie setzten sich virtuell mit der Wunderburgschule in Verbindung und hatten mit dem Konrektor Bernd Riemke mehrere Sitzungen. Dank Herrn Riemkes Vorschlägen und mit Hilfe der „Dommaus“, einem von der Gruppe gestalteten Maskottchens, war es ihnen zuletzt möglich, eine sinnvolle, für Kinder abwechslungsreiche Kurzführung zu organisieren. Diese Führung erklärt Grundschulkindern die wesentlichen Gesichtspunkte zum Bau des Bamberger Doms und fordert sie über kleine Ratespiele zum Mitmachen heraus. Die Führung ist auch in einem digitalen Format geplant und könnte in den Schulen im Unterricht integriert werden, je nach Entwicklung der Pandemie. Diese bestimmte 2020 und 2021 die Geschehnisse nicht nur des gesamten Globus, sondern auch dieser kleinen Ausstellung. Alle Vorgänge verliefen aufgrund von Homeoffice und oft kurzfristiger Verordnungen äußerst schleppend und mit vielen Verzögerungen. Der Eröffnungstermin wurde vom ursprünglich anberaumten 16. Mai auf den 16. Juli verlegt. Äußerst pünktlich hingegen lieferten die Studierenden bzw. die Teilnehmer des Forschungspraktikums ihre Beiträge für das Begleitheft und ihre Tafeltexte. Weitere Themen wurden von zwei Masterstudierenden verfasst. Die Bearbeiter behandelten ihre Themen meist nicht nur schriftlich – in den überwiegenden Fällen gestalteten sie zudem eine Vitrine mit den dazugehörenden Funden.

Lehrstuhlinhaber Rainer Schreg zeigt die Position der Bamberger Domgrabungen in der Forschungsgeschichte der Kirchenarchäologie - und würdigt dabei auch die Rolle der Sage'schen Ausgrabung für das aktuelle 40jährige Jubiläum des Lehrstuhls.

Nadine Plaschkes Forschungsgeschichte dreht sich nur um den Bamberger Dom. Bauforscherische Erkenntnisse gingen Hand in Hand mit sich aus Archivalien ergebenden Datierungen. Den entscheidenden Hinweis brachte jedoch meist die archäologische Forschung.

Lukas Amberg verschafft einen Überblick zur vorgeschichtlichen Besiedlung auf dem Domberg und umreißt die großen Ausgrabungen, etwa jene vor der Neuen Residenz durch Christian Pescheck 1962, die Siedlungsbefunde und Funde bis in die Bronzezeit erbrachte. Er stellt fest, dass die älteren Schichten oft durch jüngere Siedlungsaktivitäten zerstört wurden.

Alexander Pelz zeichnet mit zwei Beiträgen den historischen Hintergrund der Entstehung des Doms. Er spürt dem Schicksal des in Bamberg in Gefangenschaft verstorbenen und vielleicht in der Burgkirche bestatteten König Berengar von Ivrea nach und thematisiert Motivation und Vorgehen Kaiser Heinrichs II. bei Bistumsgründung und Dombau.

Judith Klesinski entwirft ein lebendiges Bild der Baugestalt und Innenausstattung des Heinrichsdoms. Für die archäologisch geborgenen Architekturfragmente findet sie zahlreiche Vergleiche. Verfasserin untersucht den Fußboden des Heinrichsdoms aus Opus sectile. Natursteine in verschiedenen Farben und

Formaten bildeten einen prächtigen Bodenbelag. Die Steine wurden erstmals bestimmt und stammen aus vielen Teilen Europas.

Veronika Niklaus fragt nach der Art der Ausmalung der Vorgängerbauten. Sie führt noch erhaltene Vergleiche aus anderen Sakralbauten an und versucht, Bildausschnitte auf den ergrabenen Putzresten zu identifizieren.

Valentina Tonino stellt die Glasfunde vor. Sie stammen zu einem Gutteil von farbigen Glasfenstern – von welchem Vorgängerbau genau, muss vorerst offenbleiben. Sonderfunde sind zwei Bruchstücke von wertvollen, aus dem Vorderen Orient stammenden Gefäßen. Hazem Attia befasst sich mit den zwei Krypten. Die Ostkrypta des Heinrichsdoms etwa wurde beim Umbau zum heutigen Dom weit nach Osten verlängert. Der Rest der ursprünglichen Ostkrypta, ein kleiner Raum mit einer von Säulchen mit Stuckkapitellen flankierten Nischenapside ist für die Öffentlichkeit heute nicht mehr zugänglich und liegt unter dem Mittelschiff. Die Westkrypta wurde beim gleichen Umbau aufgegeben und erst 1989 nach und nach wieder freigelegt.

Julia Zeumann setzte sich mit den Bestattungen, der Erstreckung des Friedhofs um die ehemalige Burgkapelle und mit der Gruft Clemens II. auseinander.

Stella Ott richtet ihr Interesse auf die textilen Hinterlassenschaften aus den Bestattungen Papst Clemens II. und Bischof Otto II. Diese Textilien sind von höchster Qualität und raffinierter Herstellung.

Rebecca Pfaff behandelt die bei den

Grabungen geborgenen Gefäßreste und stellt die von Hans Losert über die Stratigrafie im Dom entwickelte Keramikchronologie dar. Sie ist maßgeblich für Nordbayern.

Markus Rühle stellt über archivalische, dendrochronologische und archäologische Beweise die technologische Entwicklung der Dächer der Vorgängerbauten des heutigen Doms dar. Die Ziegelfunde verraten dabei viel über Teile der Dachgestalt.

Stella Ott verfasste noch einen zweiten Beitrag zu einem wichtigen Bestandteil des Doms, den Glocken. Sie erklärt den Vorgang des Glockengusses und erläutert die archäologisch dokumentierten Gussgruben, sie liegen ganz in der Nähe des Doms.

Barbara Holzapfel recherchierte zu den bislang entstandenen Modellen des BambergerDoms und beschreibt ihre didaktischen Schwerpunkte. Besonderes und für dieses Heft abschließendes Augenmerk richtet sie auf das „Making-of“ des eigens für die Ausstellung hergestellten Modells von der Innenausstattung des Heinrichsdoms.

Andrea Bischof stellt eine weitere für die Sakralarchäologie bedeutende archäologische Grabung Walter Sages, den Eichstätter Dom vor. Die Auswertung ist Gegenstand ihrer Dissertation. Die Baugeschichte von Eichstätt ist im Vergleich zum Bamberger Dom weitaus komplexer. Wie der Bamberger Dom ist der Eichstätter Dom eine von Walter Sages Grabungen, die erst nach seinem Tode zu einer Auswertung kommt.

Nadine Plaschke

Zeitreise durch die archäologische Forschungsgeschichte des Bamberger Doms

Wir schreiben das Jahr 1913.

Dieses Jahr bildet den inoffiziellen Auftakt zur archäologischen Forschung am Bamberger Dom.

1913 grub Wilhelm Ament, ein Bamberger Forscher und Mitglied des Historischen Vereins Bamberg, unterhalb des Westchores (Mayer 1936, 190; Pfaffenberger 2015, 639; Zahn 1928, 84). Die Berichterstattung der frühen Jahre beinhaltet widersprüchliche Aussagen in Bezug auf die Gründe für die Ausgrabungen.

Karl Zahn schrieb 1928: *„Der Wunsch, unterm Westchor des Bamberger Domes eine neue Bischofsbegräbnisstätte anzulegen, hat vor Jahren (1912?) zu einer hochinteressanten Entdeckung geführt“* (Zahn 1928, 84).

Heinrich Mayer schrieb in seinem Text von 1936 lediglich Folgendes: *„Die naheliegende Vermutung, daß auch hier eine Krypta, ähnlich wie im Osten, wenn auch vielleicht verschüttet, vorhanden sein könnte, bildete den Anlaß dazu, daß seit 1913 durch das Landbauamt Grabungen unter dem Westchor veranstaltet wurden“* (Mayer 1936, 190). Beide Autoren lassen in ihrer Berichterstattung den Namen Wilhelm Ament übrigens un-erwähnt. Einen schriftlichen Beitrag von 1913 gibt es leider nicht.

Unter dem Peterschor fand man tatsächlich mit Schutt verfüllte Räumlich-

keiten. Man entdeckte Mauerwerk, welches der Autor für eine Krypta oder einen Vorgängerbau des Heinrichsdoms hielt (Zahn 1928, 84f.). Bei der Ausgrabung kurz vor dem 1. Weltkrieg wurden u. a. Teile einer Fensterwand mit drei noch erhaltenen Fensteröffnungen, Mauerpfeiler einer kleinen Nische und in unmittelbarer Nähe Ansätze einer größeren Nische aufgefunden.

Der südöstliche Ansatz am Übergang zum Querhaus des Heinrichsdomes konnte ebenfalls durch W. Ament aufgedeckt werden, was eine gute Erweiterung des Kenntnisstandes zur Westkrypta bedeutete.

Zwischen der erwähnten Fensterwand und dem heutigen Westturm entdeckte man einen schmalen Gang von etwa 60 cm Breite und rund 2 m Höhe, mit einem tonnenförmigen Gewölbe darüber. Dieser Gang verläuft bogenförmig hinter der wiederentdeckten Westkrypta. Eine Entwässerungsfunktion wurde bereits zu damaligen Zeiten angenommen (Zahn 1928, 85). Durch spätere Untersuchungen wurde diese Hypothese vorläufig bestätigt (Sage 1993d, 75).

Bedingt durch „Bauvorhaben aus verschiedenen Anlässen [...]“ wurde wenige Jahre vor Ausbruch des 2. Weltkrieges der Theologe und Kunsthistoriker Heinrich Mayer mit weiteren Ausgrabungen im Bereich des Westchores betraut. Die

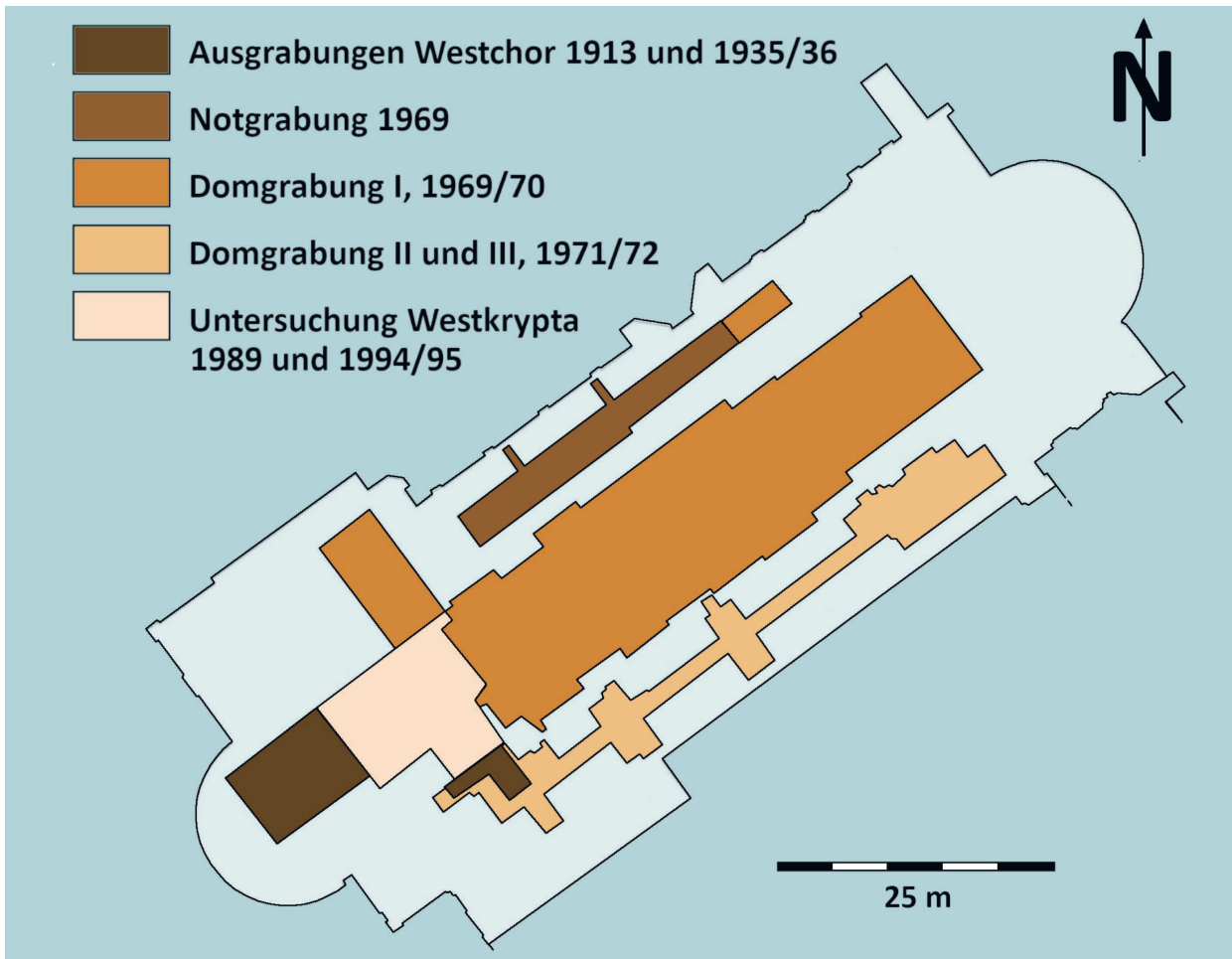


Abb. 1 Lage der wichtigsten, die Bauphasen betreffenden Grabungsschnitte innerhalb des Bamberger Doms (Grafik N. Lohwasser, leicht verändert nach Pfaffenberger 2015 Abb. 886).

Baubefunde der Grabungskampagne des Winters 1935/36 bestätigten die Ergebnisse von 1913. Mayer folgerte aus seinen Untersuchungen, im Vergleich zum gegenwärtigen Dom, eine leicht nach Südost versetzte Achse und eine geringere Größe des Heinrichsdomes (Mayer 1936, 190–202) (Abb. 1).

Machen wir einen Sprung nach 1955, zu einer kleinen, aber interessanten Ausgrabung. Damals wurde in direkter Nachbarschaft zum Dom, im Haus Domplatz 4, aufgrund der Verlegung einer Wasserleitung im Kellergeschoss durch Konrad Arneth, H. Geßner und Hans Jakob eine archäologische Unter-

suchung vorgenommen. Bei dem Haus am Domplatz 4 handelt es sich um die ehemalige Dompfisterei, eine dem Dom zugehörige Bäckerei. Die Befunde decken sich mit den geschichtlichen Daten. Man fand eine „ovale mit Schutt aufgefüllte Anlage“ (Arneth u. a. 1956), welche mit großer Wahrscheinlichkeit zu einem Ofenbau gehörte. Ferner fand man im Kellerschutt eine beachtliche Kulturschicht, welche sehr viele Keramikscherben enthielt, die die Autoren zu dem Schluss führten, dass der Domberg wenigstens seit der Zeit um 700 besiedelt war (Arneth u. a. 1956).

Der nächste Zeitsprung katapultiert uns in das Jahr 1962. Durch das Landesamt für Denkmalpflege und unter der Leitung von Christian Pescheck fanden hier archäologische Untersuchungen vor der Neuen Residenz statt. Zu dieser Zeit sollten vor dem Ostflügel Wasser- und Öltanks in das Erdreich eingebracht werden. Die Ausgrabung im Vorfeld jenes Einbaus sollte der Sicherung der Bodenbefunde dienen und weitere Erkenntnisse zur Besiedlung des Domberges erbringen (Pescheck 1963, 425). Im Zuge dieser Grabung entdeckte man u. a. einen Löschteich aus dem 2. Weltkrieg, Rückstände dreier Kalkgruben, die aus der zweiten Bauphase der Neuen Residenz stammen (~1697–1703), sowie einige Mauerzüge unterschiedlichster Zeitstellungen (~12.–15. Jh.). In tieferen Schichten ging schließlich die langgehegte Hoffnung nach der Entdeckung prähistorischer Schichten in Erfüllung. Man entdeckte massive Pfostenlöcher (für Holzpfeiler der damaligen Häuser). Das Fundmaterial reicht nach der damaligen Einschätzung Peschecks bis in die frühe Bronzezeit (~1800–1300 v. Chr.) zurück. Spätestens mit dieser Grabung gelang der endgültige Nachweis für eine vorgeschichtliche Besiedlung des Domberges (Pescheck 1963, 425–440) (siehe Beitrag Amberg, Vorgeschichte).

Ein kleiner zeitlicher Schritt führt uns zu großen Erkenntnissen. Wir erreichen die Zeitspanne von 1969–1972. Unter der Leitung des damaligen Referenten für Mittelalterarchäologie des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege,

Walter Sage, wurden im Dom umfangreiche archäologische Untersuchungen durchgeführt (Pfaffenberger 2015, 641). Die anfänglichen Notgrabungen, die dem Einbau einer Fußbodenheizung vorausgingen, entwickelten sich schließlich zu planmäßigen Ausgrabungen. Im Zuge dieser Kampagnen wurden beträchtliche Bereiche des Domes wie das Mittelschiff, große Teile der Seitenschiffe sowie die Ostkrypta erforscht. Da zum westlichen Teil des Domes bereits Forschungsergebnisse von H. Mayer aus den Jahren 1935/36 vorlagen, wurde dieser Bereich zu diesem Zeitpunkt nicht erneut mit einbezogen. Einer der wichtigsten Befunde wurde oberhalb sehr alter Siedlungsspuren und unterhalb des damaligen Heinrichsdomes, genauer gesagt unter der Nordhälfte des Langhauses, aufgedeckt. Reste von Umfassungsmauern und Seitenschiffswänden sowie Überbleibsel eines zugehörigen Kalkmörtelestrichs deuteten auf einen Saalbau von mindestens 13 x 20 m hin. Dass es sich hierbei höchstwahrscheinlich sogar um einen Sakralbau handelte, wird durch den Fund eines Friedhofs gestützt. Die Gräber schlossen im Süden und Westen an den Baukomplex an und zeigen eine sehr dichte Belegung über mehrere Generationen. Vermutlich handelt es sich bei diesem Bauwerk um die Burgkirche der Babenberger, welche sich ungefähr ins 9. Jahrhundert datieren lässt. Die Ausrichtung dieses Sakralbaus war wegweisend für die nachfolgenden Dombauten, welche die Orientierung beibehielten (Sage 1976, 85–91; Sage 1993c, 53f.). Weitere wichtige Erkenntnisse betreffen

Größe und Gestalt des Heinrichdomes. Das Gebäude bestand aus einem gedungenen, dreischiffigen Langhaus, einem Doppelchor, Krypten unter beiden Chören, einem Querschiff im Westen, sowie aus je einem Turm rechts und links des Seitenschiffes. Zudem war der Vorgängerbau rund ein Viertel kleiner als die heutige Kathedrale (Sage 1976, 93; Sage 1993d, 75; Sage 2002, 93). Sage widerlegte mit seinen Ergebnissen die vorherrschende Annahme, dass alle Dombauten auf gleichem Grundriss ruhten (Sage 2002a, 93) (Abb. 2). Die von W. Sage geleitete Ausgrabung war die bisher flächenmäßig umfangreichste Grabung, die im Bamberger Dom stattfand (siehe Beitrag Schreg, Forschungsgeschichte). Bei W. Sages Berichten handelt es sich um Vorberichte, die einen Überblick verschaffen (Sage 1976, 85; Sage 1979, 16; Sage 1993c, 53f.; Sage 1993d, 75–77; Sage 1993e, 81f.), eine umfassende Auswertung seiner Dokumentation und Funde wurde eben erst begonnen.

In den Jahren 1987–1993 wurde das von Walter Sage, inzwischen Professor an der Universität Bamberg, beantragte, durch die Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt „Babenburg“ durchgeführt. Die Projektleitung oblag Joachim Zeune, welcher u. a. mit der Beteiligung vieler Studierender der Otto-Friedrich-Universität Bamberg die Grabungen durchführte. Das sechsjährige Forschungsprojekt beschäftigte sich mit der frühesten Besiedlung des Domberges, der Gestalt der Babenburg und der königlichen Pfalz.

Die Grabungen fanden in unmittelbarer Domnähe statt, u. a. in der Alten Hofhaltung, und brachten reiches Fundmaterial zu Tage. Eine sehr interessante Entdeckung waren die Reste zweier Glockengussgruben (siehe Beitrag Ott, Glockengussgruben). Diese Gruben stehen in direktem Bezug zum Dom. Die Befunde und Funde dieser Grabungen waren so umfangreich, dass es auch hierzu keinen vollständigen Bericht gibt. 1993 entstand die Ausstellung „Die Archäologischen Ausgrabungen auf dem Bamberger Domberg“ mit dem zugehörigen Ausstellungsband „Geschichte aus Gruben und Scherben. Archäologische Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg“ (Regele/Zeune 1993, 119; Sage 1993a, 14; Zeune 1993a, 33f.).

Der Einbau einer neuen Bischofsgrablege unterhalb des Westchores, 1989 und 1994/95, also fast 80 Jahre nach der ersten archäologischen Grabung an dieser Stelle, eröffnete die Möglichkeit, weitere Untersuchungen an diesem Ort aufzunehmen. Der Grundgedanke, die neue Grablege unterhalb des Westchores einzurichten, war nicht neu. Bereits die ersten Grabungen ab 1913 wurden zu diesem Zwecke durchgeführt. Das Ziel wurde damals allerdings nicht weiter verfolgt (Hölscher/Pfaffenberger 2012, 71; 77). Im Zuge der Vorbereitungsarbeiten wurde die Krypta nun vollends freigelegt (siehe Beitrag Attia, Krypten) und die Ergebnisse von 1913 und 1935/36 konnten, wo möglich, ergänzt und, wo nötig, korrigiert werden. Endlich bot sich nun auch die Gelegenheit den originalen Ostabschluss und

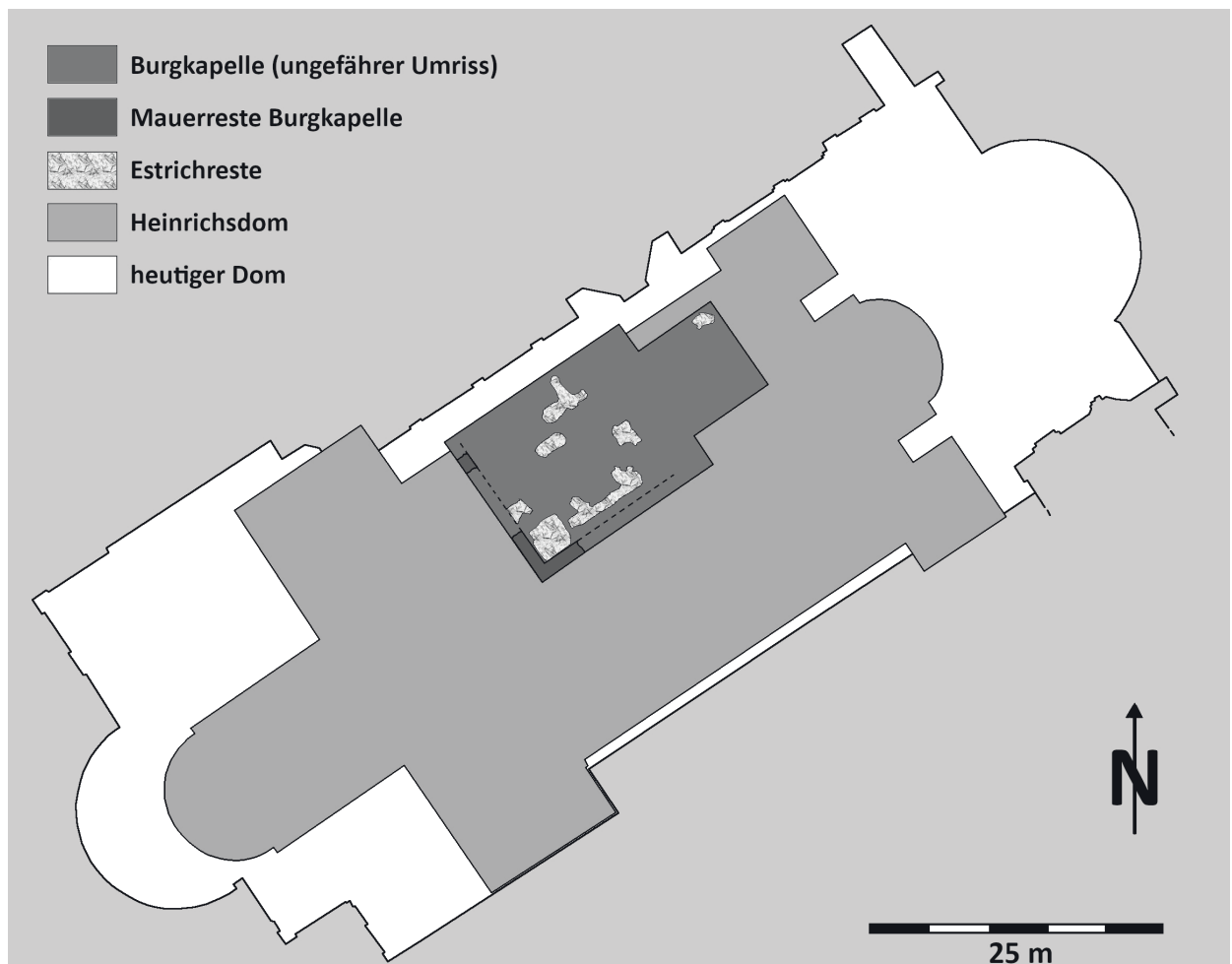


Abb. 2 Umriss des heutigen Bamberger Doms und seiner zwei Vorgängerbauten (Grafik N. Lohwasser, leicht verändert nach Pfaffenberger 2015, 632 Abb. 878).

die restlichen noch erhaltenen Bauteile der Krypta zu dokumentieren (Hölscher/Pfaffenberger 2012, 77; Pfaffenberger 2015, 641). Von der damals aufgefundenen Nordwand mit drei erhaltenen Fensteröffnungen (s. Abschnitt Ament/Mayer Grabung weiter oben) wurde während dieser Kampagne ein weiterer zugehöriger Teil freigelegt. Es sind insgesamt fünf Rundbogenfenster erhalten geblieben, welche in der neu gestalteten Westkrypta zu sehen sind.

Was 1913 begann endet nun hier. Mit insgesamt vier archäologischen Kampagnen scheint diese Krypta der am besten erforschte Bereich der Bamberger Bischofskirche Heinrichs II. zu sein

(zusammenfassend dazu Hölscher/Pfaffenberger 2012).

Den Abschluss dieser Reise durch die archäologische Geschichte des Bamberger Domes bilden die bisher jüngsten Grabungen unter Eike H. Michl.

„Warum sind eigentlich die Wände so nass?“ So, oder so ähnlich, könnte es 2013 geheißen haben, als man eindringende Feuchtigkeit in der Ostkrypta entdeckte. Die Wurzel des Übels war eine defekte Regenwasserableitung auf dem Domkranz. Die Instandsetzung erfolgte in den Jahren 2013/14. Auf dem „Zweidler-Plan“ von 1602 sieht man auch den Domkranz abgebildet. Bis

zum Domkranz von heute scheint sich, oberflächlich betrachtet, trotz immer wieder erfolgter Umbautätigkeiten im näheren Umfeld nicht viel verändert zu haben. Man war also großer Hoffnung, ein weitgehend ungestörtes Areal aufzudecken. Um die Ostkrypta wurde ein rund 4 m breiter Grabungsschnitt angelegt. Als man die wasserführenden Leitungen erreichte, wurde sichtbar, dass die Rohrleitungen in den 1960er Jahren rücksichtslos in einen Friedhofshorizont eingebracht wurden. Die Gebeine waren achtlos beiseitegeschoben, oder Rohre einfach darüber gelegt. Eine Dokumentation über die Existenz dieses offensichtlich vorhandenen Friedhofs fehlt gänzlich. Letztlich konnten allerdings bei dieser Grabung mehrere Bestattungshorizonte, die bis ins 10./11. Jahrhundert zurückdatieren, dokumentiert werden.

Ein Kuriosum bildete eine zweischalige Bruchsteinmauer (5,6 m lang und 0,8 m breit), welche linear und fast rechtwinklig zur Domachse verläuft. Der Mörtel zwischen den Bruchsteinen wirkt rosafarben. Eine abschließende Deutung konnte noch nicht erfolgen (Michl 2017, 355–376).

Zum Schluss bleibt hier noch anzumerken, dass es trotz vieler Ausgrabungen im und am Dom immer noch Bereiche gibt, die tatsächlich ungestörte Schichten aus dem Mittelalter enthalten – wie es das Areal des Domkranzes gezeigt hat.

Hier endet vorläufig die Reise. Bauwerke wie der Bamberger Dom werden wohl nie gänzlich erforscht werden können, es gibt immer noch sehr viel zu entdecken.

Es bleibt spannend!

Lukas Amberg

Die Vorgeschichte des Dombergs

Die Vorgängerbauten des Bamberger Doms stellten keine Gründung *ex nihilo* dar, sondern standen im Kontext einer Besiedlung, welche älter als der erste Kirchenbau war. Doch wie weit sich diese in die Vergangenheit erstreckt, war lange Zeit unklar. Möglichst eine Stratigraphie bis in die ältesten Schichten zu erhalten, war eines der Hauptziele des „Babenburg“-Projekts des Lehrstuhl AMANZ von 1987 bis 1992. Viele Grabungsschnitte auf dem Domberg wurden geöffnet, vor allem in der Alten Hofhaltung. Dabei wurden auch Fundstücke der Vor- und Frühgeschichte zu Tage gefördert, aber kaum Erdbefunde dieser Zeitstellung (Zeune 1993a, 33).

Besiedlung im Neolithikum

Der Nachweis vorgeschichtlicher Besiedlung erfolgte vor allem durch Keramikscherben. Der Domberg stellte einen geeigneten Siedlungsplatz dar. Regnitztal und das Obermaintal boten wegen lockerer Schwemmlandböden und der hervorragenden klimatischen Verhältnisse eine gute Grundlage für Landwirtschaft. Die Verkehrslage war aufgrund der Flusstäler der Regnitz und des Mains sehr günstig. Diese Faktoren machten Bamberg zu einem attraktiven Siedlungsort (Pfaffenberger 2020, 16f.). Genaue Aussagen über den Umfang der Bebauung in der Vor- und Frühgeschichte lassen sich aber kaum machen. Dies liegt vor

allem an den Bauaktivitäten des Mittelalters und der Neuzeit, welche stark in die Befunde dieser Periode eingegriffen und diese gestört haben. Die heutige Bebauung verhindert eine großflächige Untersuchung des Dombergs. Die einzigen bisher festgestellten Befunde der Vorgeschichte stellen mehrere Pfostenlöcher vor dem Ostflügel der Residenz sowie einige Gruben unter dem Diözesanmuseum dar. Zudem ist der Erhaltungszustand der gefundenen Keramikscherben oft recht schlecht, wodurch eine Datierung schwierig ist. Dies erschwert genaue Aussagen über die Besiedlung des Dombergs in dieser Zeit (Specht 1993a, 35–37).

Die ältesten Fundstücke datieren in das Neolithikum (6. Jahrtausend bis 3. Jahrtausend v. Chr.). Sie umfassen vor allem Silexgeräte. Ein besonders herausragendes Fundstück stellt ein jungneolithisches Beil dar, das in aufwändiger Schleiftechnik hergestellt wurde (Specht 1993a, 36).

Besiedlung in der Bronzezeit (2200–1200 v. Chr.)

Es wurden bislang nur zwei Fundstücke in Bamberg gefunden, die in die Frühbronzezeit datieren, hierbei handelt es sich um einen Bronzedolch (Abb.1) und ein Bronzebeil. Dagegen wurden mehrere Fundstücke der mittleren Bronzezeit gefunden. Sogar ein mittelbronze-

zeitliches Grab konnte im Nordosten des Stadtgebietes festgestellt werden (Pfaffenberger 2020, 19f.).

Einige wenige der gefundenen Scherben aus der Alten Hofhaltung könnten in die Bronzezeit datieren. Es handelt sich um Scherben mit Fingernagelscherben (Specht 1993a, 36). Bei einer Ausgrabung auf dem Domplatz vor der Neuen Residenz durch Christian Pescheck im Jahr 1962 wurden hingegen viele solcher Keramikfragmente geborgen (Pescheck 1963, 425–430). Bei dieser Grabung konnten Teile einer Siedlung festgestellt werden, die von der mittleren Bronze- bis in die Hallstattzeit bestand (Abb. 2).

Besiedlung in der Urnenfelderzeit (1200–700 v. Chr.)

Unter den Funden des Domberges ist Material aus der Urnenfelderzeit stark vertreten. Dieses besteht vor allem aus Scherben mit Riefen- und Einstichzier sowie Kanneluren und arkadenartigen Tupfenleisten (Specht 1993a, 36). Die Ränder der Gefäße sind oft facettiert und dienten dem Aufbewahren von Speisen und auch sekundär als Urne für Brandbestattungen (Specht 1993b, 215). Zwei Bronzenadeln und ein Klingenfragment eines Bronzemessers sowie viele Keramikscherben der Ausgrabung vor der Neuen Residenz datieren in die Urnenfelderzeit (Pescheck 1963, 434f.).

Eine Besiedlung des Domberges selbst ist für diese Zeitstufe gut nachgewiesen. Ob diese Siedlung jedoch auch befestigt war, lässt sich nicht sagen (Pfaffenberger 2020, 22). Neben dem eigentlichen Domberg wurden nun vermutlich auch die Steil-

hänge des Berges besiedelt und befestigt (Specht 1993a, 36).

Besiedlung in der Hallstattzeit (700–450 v. Chr.)

Das Fundgut der Hallstattzeit enthält einige für diese Periode charakteristische Kegelhals- und Kragengefäße, Schüsseln mit eingezogenem Rand oder Gefäße mit Tupfenleisten. Besonders komplizierte geometrische Verzierungen konnten auf dem Domberg nicht gefunden werden. Oft wurden in der Hallstattzeit Teile des Gefäßes mit Graphit überzogen. Der Fund eines Graphitstückes mit Abtragungsspuren könnte zu einer derartigen Verzierung verwendet worden sein (Specht 1993a, 36). Das Fehlen von Gebrauchsspuren lässt darauf schließen, dass es sich um unbenutzte Keramiken als Grabbeigabe handelt (Specht 1993b, 215). Gräber, die in die Hallstattzeit datieren, konnten innerhalb des Stadtgebietes nachgewiesen werden. Sie stehen möglicherweise mit der Besiedlung des Domberges in Verbindung (Pfaffenberger 2020, 24). Für die Hallstattzeit kann eine Wehranlage auf dem Domberg vermutet werden (Pescheck 1963, 435f.).

Besiedlung in der Latènezeit (450 v. Chr. – um Chr.)

Funde, die auf eine Siedlung hinweisen und in die Früh- und Mittellatènezeit datieren, konnten in Bamberg nicht gemacht werden. Es wurden aber Zeugnisse einer Siedlung gefunden, die in die Spätlatènezeit datiert (Pfaffenberger 2020, 25f.). Die Fundstücke umfassen auf dem Domberg vor allem Drehscheiben-



Abb. 1 Bronzedolch aus dem Domgrund, 2500 v. Chr., Import; HVB Inv.-Nr. 0754-1, Finder Bernhard Stenglein (Foto und Zeichnung N. Lohwasser).

keramik mit Schmuckbändern, die zu-
meist aus Kreis-, Augen- oder Para-
graphenstempeln bestehen. Auf den
Standflächen einiger Gefäße lassen sich
zudem halbkugelförmige Erhebungen
erkennen, welche einen mediterranen
Ursprung der Keramik vermuten lassen
(Specht 1993b, 215). Der Fund einer für
die Periode typischen Schichtaugenperle
belegt menschliche Aktivität auf dem
Domberg zu dieser Zeit (Specht 1993a,
36).

Besiedlung in der Römischen Kaiserzeit

Obwohl anlässlich der Ausstellung von
1993 von einem "respektablen Fund-
spektrum" der römischen Kaiserzeit
die Rede war (Specht 1993a, 37), ist bis-
lang kein sicherer Nachweis dieser Peri-
ode auf dem Domberg gelungen. Die
damals angeführten Funde sind wohl
eher vorgeschichtlich zu datieren

(Haberstroh 2000, 153). Einige Münzen
sind in ihrer Deutung fraglich, zumal
bei Altfunden der Fundort gar nicht als
gesichert gelten kann (Haberstroh
2000, 153; Pescheck 1978, 221). Kaiser-
zeitliche Siedlungsfunde sind jedoch
aus Gaustadt und am Hauptsmoorwald
bekannt (Pescheck 1978, 221).

Besiedlung ab dem 5. Jahrhundert

Die Besiedlungsgeschichte ab dem 5.
Jahrhundert ist nicht vollkommen ge-
klärt. Menschliche Aktivität im Umland
ist zwar belegt, doch eine Bebauung des
Domberges in der 2. Hälfte des 5. bis 6.
Jahrhunderts konnte nicht archäolo-
gisch nachgewiesen werden, wäre aber
denkbar. Im 6. Jahrhundert ergriffen
dann die Franken die Vorherrschaft in
den Gebieten. Ab dem frühen 7. Jahr-
hundert ist wieder eine Besiedlung des
Domberges anhand von Keramik fest-
stellbar (Pfaffenberger 2020, 48).

Im 8. Jahrhundert ist der Domberg nachweislich besiedelt. Kulturschichten dieser Zeitstellung fanden sich unter dem Dom, in der Alten Hofhaltung und im Bereich des Domkapitels. Die Keramikfunde zeigen sowohl slawische als auch germanische Traditionen, bisweilen auch Mischformen. Die slawische Keramik unterscheidet sich von der germanischen durch ihre gröbere Magerung. Sie ist oft mit Wellenbändern oder Schraffuren verziert, weist Erdtöne auf und wurde bisweilen auf einer drehbaren Unterlage gefertigt. Die germanische Keramik hingegen wurde oft nur im Randbereich nachgedreht, ist aufgrund von reduzierendem Brand schwarz gefärbt und ist eher selten mit Wellenbändern oder Wellenlinien verziert (Losert 1993, 219–223). Anhand der Keramikfunde ist eine friedliche Koexistenz und ein Ineinanderaufgehen beider Ethnien zu vermuten (Wojaczek 1993, 39).

Befunde aus dem 7. und 8. Jahrhundert umfassen Pfostengruben, die jedoch stark durch jüngere Befunde gestört sind, sodass eine Rekonstruktion der tatsächlichen Hausformen nicht möglich ist. Es kann aber vermutet werden, dass es sich bei den Bauten um ebenerdige Pfostenbauten und Grubenhäuser handelte (Pfaffenberger 2020, 48f.).

Bau der ersten Kirche auf dem Domberg

Schriftquellen legen nahe, dass der Domberg im 9. und 10. Jahrhundert befestigt und mit einer Burganlage bebaut war (Wojaczek 1993, 39). Hierfür spricht insbesondere der Bericht, dass

sich König Berengar II. von Italien von 964 bis zu seinem Tode 966 in Bamberg in Haft befand. Zu diesem Zeitpunkt muss der Domberg bereits ausreichend befestigt gewesen sein, um als Gefängnis dienen zu können (Zeune 1993b, 43). Archäologische Grabungen lassen sogar vermuten, dass die Befestigungsanlage älter als 900 ist, ihr Verlauf konnte aber bisher nicht genau festgestellt werden (Pfaffenberger 2020, 51f.). Anhand von Keramikfunden konnten die ältesten Phasen im Bereich dieser Wehranlage in das 8. oder 9. Jahrhundert datiert werden. Im 10. Jahrhundert wurde sie dann stark ausgebaut, wie neuere Grabungen belegen (Pfaffenberger 2020, 53f.). Anhand der Fundverteilung kann vermutet werden, dass das damalige Areal das östliche Ende des heutigen Domberges umfasste. Die Burganlage verfügte offensichtlich über sakrale, wirtschaftliche und wohnlich-repräsentative Bauten. Unter dem Südflügel der Alten Hofhaltung konnte anhand massiver Pfostenlöcher auch ein Turmhaus identifiziert werden. Es wurde aber bei der Gründung der Pfalz am Ende des 10. Jahrhunderts abgerissen. Die große Anzahl an Überresten von massiven Bauwerken legt nahe, dass der Domberg im 9. und 10. Jahrhundert ein Ort von hoher Bedeutung war (Zeune 1993b, 50f.).

Unter dem heutigen Dom konnten mehrere Mauerreste verschiedener Vorgängerbauten festgestellt werden, deren Datierungen noch nicht abschließend geklärt sind. So wäre es sogar denkbar, dass diese bis in das 8. Jahrhundert datieren. Der erste Kirchenbau erstreckte

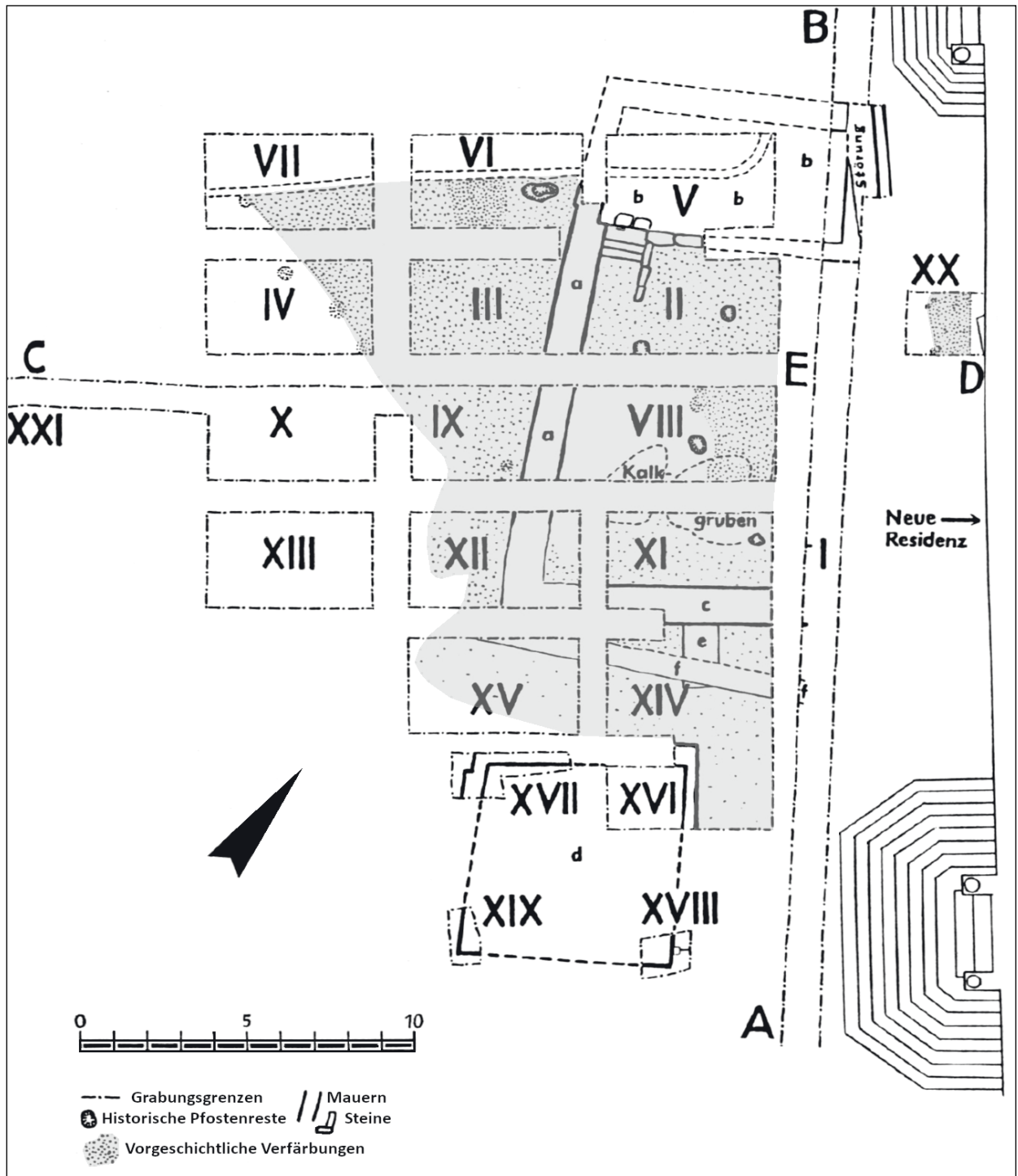


Abb. 2 Plan der Ausgrabungen Christian Peschecks 1962 vor der Neuen Residenz, grau = vorgeschichtliche Verfärbungen (leicht verändert nach Faltpplan bei Pescheck 1963).

sich unter der Nordhälfte des heutigen Dom-Langhauses. Die archäologischen Überreste dieses Baus lassen vermuten, dass es sich um einen nicht unterteilten Saal mit einer Mindestgröße von 13 x 20 m handelte (Sage 1976, 90f.). Die Orientierung dieses Vorgängerbaus

stimmt mit der des heutigen Doms überein. Man scheint sich also beim Bau des Doms an der Ausrichtung dieser Kirche orientiert zu haben (Sage 1993c, 53). Dies ist insofern auffällig, weil die Kirche und später der Dom nicht geostet sind, sondern ihre Achse

südwest-nordost-orientiert verläuft. Die Topografie des Domberges hätte eine Ostung ermöglicht, es muss daher andere Gründe für diese Entscheidung gegeben haben, wie beispielsweise repräsentative Aspekte. Es konnten auch Reste von Wandputz festgestellt werden, welche zum Teil der Burgkirche zugeordnet werden und eine qualitätsvolle Ausstattung vermuten lassen (Pfaffenberger 2020, 63). Um den Kirchenbau herum befand sich ein Friedhof mit größtenteils beigabenlosen Gräbern, sodass keine sichere Datierung möglich ist (Sage 1976, 90f.). Die hohe Anzahl der Gräber lässt aber auf eine längere Nutzungsdauer des Friedhofes über fünf oder sechs Generationen schließen. Wahrscheinlich wurde der Friedhof vom frühen oder mittleren 9. Jahrhundert an genutzt (Sage 1993c, 53f.). Bemerkenswert ist der Fund von Trachtbestandteilen, die in die Zeit zwischen 700 und 1000 datieren. Derartige Funde sind eigentlich für diese Periode untypisch, da man im frühen Mittelalter zu einem beigabenlosen Bestattungsritus überging. In Gebieten weiter westlich von Bamberg scheint dieser Wandel des Bestattungsritus schon früher vonstatten gegangen zu sein, wohingegen in östlich gelegenen Gebieten die Beigabensitte länger Bestand hatte. Ein auffälliges Fundstück ist eine brezelförmige Volutenfibel aus dem Frauengrab 6, welche große stilistische Ähnlichkeiten zu einem Brezelfibel-Fundstück aus Amlingstadt aufweist. Ihre Datierung ist recht schwierig, da der Datierungszeitraum dieser Fibelform von vor 800 bis ins 10. Jahrhundert reicht. Im Schutt der Burg-

kirche wurde zudem eine Emailscheibenfibel gefunden, deren Ziermotiv für eine Datierung in das 10. Jahrhundert spricht, wohingegen die Farben der Verzierung eine Datierung in das 9. Jahrhundert nahelegen (Peek 1993, 55f.).

Zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert wurden die Gebiete östlich des Rheins missioniert und ins fränkische Reich eingegliedert. Herrschaft und kirchliche Ordnung wurden durch zahlreiche Bistumsgründungen gefestigt. Hierbei hatten die Herrscher teils auch mit Widerstand bereits bestehender Bistümer zu kämpfen, da die Neugründungen Gebietsabtretungen erzwangen (Bernd 2002, 33f.).

Im Jahr 1007 wurde im Auftrag Heinrichs II. das Bistum Bamberg gegründet, das Gebiete des Bistums Würzburg erhielt. 1012 wurde die Kathedrale geweiht.

Die vorgeschichtliche Besiedlungsgeschichte des Domberges ist aufgrund der heutigen Bebauung schwer zu erfassen. Die günstige Lage über dem Tal führte jedoch immer wieder zu einer Besiedlung. Eine Befestigung schon in vorgeschichtlicher Zeit wäre vorstellbar, konnte bisher aber nicht nachgewiesen werden. Selbst bei der frühmittelalterlichen Befestigung sind noch viele Fragen offen.

Alexander Pelz

Wie Berengar nach Bamberg kam: Die Babenberger Burg als Exil

Bamberg war in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts für drei Jahre das Exil Berengars II., des ehemaligen Königs von Italien. Doch warum wurde der ehemalige italienische König verbannt und warum an diesen Ort? Der Versuch einer Annäherung führt zurück ins 9. Jahrhundert (zu den Verwandtschaftsverhältnissen siehe Abb. 1).

Die territoriale Situation Europas Ende des 9. Jahrhunderts war komplex. Nach dem Tod Ludwigs des Deutschen 882 ging die Herrschaft über das östliche Frankenreich mit Sachsen an dessen Bruder Karl III., der zur damaligen Zeit Herrscher über Alemannien und Italien sowie Inhaber des Kaisertitels war. Nach dem Tod seines zweiten Bruders Karlmann 884 erbte er auch dessen Territorien, wodurch er die Herrschaft über das gesamte Frankenreich innehatte. Heinrich, der Babenberger, war bereits unter Ludwig ein wichtiger Heerführer und wurde auch unter Karl III. militärisch aktiv. Er kämpfte von 883 bis 886 an unterschiedlichen Schauplätzen gegen die Normannen, fiel jedoch während der normannischen Belagerung von Paris 886. Bereits 887 erkrankte Karl und erwog die Einsetzung seines unehelichen Sohnes Bernhard zu seinem Erben, doch wurde er durch seinen Neffen Arnulf von Kärnten abgesetzt (Becher 2012, 59f.), der sich 896 in Rom zum Kaiser krönen ließ (Zimmermann

1971, 23). Die Folge der Entmachtung Karls war der Wechsel der Herrschaft über die Teile des Frankenreichs zu Kleinherrschern, deren Familien über die weibliche Blutlinie mit Karl dem Großen verwandt waren (Schieffer 2001, 24). Im Westfrankenreich ergriff Odo die Herrschaft, der Welfe Rudolf wurde Herrscher in einem Teil Lotharingens und Berengar (I.) von Friaul übernahm gemeinsam mit Wido von Spoleto, der 889 zum König gewählt worden war und 891 den Kaisertitel annahm, die Herrschaft über Italien. Arnulf war lediglich als König über das ostfränkische Reich anerkannt worden. 892 ließ Wido seinen Sohn Lambert zum Mitkaiser krönen. Der Machtzuwachs der beiden führte zum Misstrauen des Papstes. Er krönte Arnulf 896 zum Kaiser, doch verließ Arnulf Italien, ohne gegen Wido und Lambert vorzugehen. Nachdem Lambert und Arnulf ohne Nachfolger verstarben, wurde Ludwig von Burgund 900 König in Italien und 901 Kaiser. Er wurde 905 im Konflikt mit Berengar geblendet, der bereits 888 von den Großen Italiens zum König gewählt worden war. Ende 915 ließ sich Berengar zum Kaiser krönen (Zimmermann 1971, 23–47). Im Kampf mit Rudolf II. von Burgund starb er 924, wodurch der Kaisertitel im Westen erlosch. Auf Betreiben der adeligen Familien Roms wurde kein neuer Kaiser

mehr gekrönt, da sie den Papstthron kontrollierten und „keinen kaiserlichen Oberherrn mehr wünschte[n]“ (Schieffer 2012, 405).

Konflikte im *Regnum Italicum* – *Praefatio exilii Berengarii*

Die Kernlande, die Otto I. von seinem Vater übernahm, waren Franken und Sachsen. Darüber hinaus konnte bereits Heinrich I. die Anerkennung der Herrscher in Lothringen, Bayern und Schwaben gewinnen und so seinen Herrschaftsbereich beträchtlich ausdehnen. Hinzu kam später die Vorherrschaft in Burgund (Schieffer 2001, 24). Konrad von Burgund wurde 937 König, nachdem sein Vater Rudolf II. starb. Konrads Minderjährigkeit weckte in König Hugo von Italien den Wunsch, Italien mit Burgund zu vereinen. Er reiste über die Alpen und nahm Rudolfs Witwe Berta zur Frau, ihre Tochter Adelheit verheiratete er mit seinem Sohn Lothar (Huschner 2003, 422f.). 950 starb König Lothar II. von Italien und Berengar von Ivrea ließ sich mit seinem Sohn Adalbert in Pavia zum König krönen. Als Ottos Sohn Liudolf davon erfahren hatte, ist er gen Süden gereist, um gegen Berengar II. vorzugehen, der daraufhin die Königswitwe Adelheit gefangen setzte. Dies nahm Otto zum Anlass, 951 mit seinem Heer nach Italien zu ziehen, wo er seinen ehemaligen Verbündeten und dessen Sohn besiegte (Keller 2001, 465f.). Berengar II. war der Enkel Berengars I. und Anhänger König Hugos von Italien. Als dieser sich 941 gegen ihn wandte, um die Vormachtstellung der Familie Berengars zu min-

dern, floh dieser an den Hof Ottos I. Mit dessen Duldung konnte er Teile Norditaliens zurückerobern und dort bis zum Einschreiten Ottos 951 die Herrschaft ausüben. Nach dem Sieg über Berengar übernahm Otto die Herrschaft im Königreich Italien und ließ sich in Pavia zum *rex langobardorum* krönen (Schieffer 2001, 26). Der Titel *rex francorum et langobardorum* stellt eine Parallele zu Karl dem Großen her, der 773 das Langobardenreich eroberte und 774 nach Rom zog, wo er den Titel des *rex langobardorum* erhielt (Imhof/Winterer 2013, 28f.). Otto fragte beim Papst bezüglich einer Kaiserkrönung an, doch lehnte dieser ab und so trat Otto den Rückzug an, Berengar und Adalbert wurden als Gefangene mit über die Alpen genommen. In Sachsen heirateten Otto und Adelheit (Keller 2001, 465).

Auf der Augsburger Synode 952 belehnte Otto I. Berengar und Adalbert mit dem Königreich Italien (Hehl 2001, 223). Nahe Augsburg, auf dem Lechfeld, fand 955 die siegreiche Schlacht gegen die Ungarn statt, durch die Otto zum Befreier der gesamten Christenheit avancierte (Schieffer 2001, 26). Zeitgleich nutzten Berengar und Adalbert ihre neugewonnene Herrschaft in Italien aus und bedrängten die Mächtigen des Italienischen Reiches, die ein Hilfesuch an Otto entsandten. Daraufhin zog Ottos Sohn Liudolf 956 erneut gen Italien, starb jedoch schon 957. Schließlich wandte sich 959 Papst Johannes XII. an Otto I. mit der Bitte, er möge Italien von Berengar II. und seinem Sohn befreien, im Gegenzug sollte er die Kaiserkrone erhalten. Als im da-

rauffolgenden Jahr mehrere römische Gesandte und norditalienische Flüchtlinge am königlichen Hof ankamen, zog Otto Ende 961 nach Italien, wo er Anfang 962 vor Rom eintraf. Vor dem Betreten der Stadt leistete er einen Eid zum Schutze von Kirche und Papst, sowie der Vermeidung jeglicher Einmischung in die römische Politik, während die Römer einen Treueeid leisteten, weder von Otto I. abzufallen noch sich jemals Berengar II. oder seinem Sohn anzuschließen. Am 2. Februar 962 fand die Kaiserkrönung durch Papst Johannes XII. in der Peterskirche statt, anschließend wurde eine Synode einberufen, die die Erhebung des Magdeburger Mauritiusklosters zum Erzbistum, die Einrichtung des Merseburger Bistums als dessen Suffraganbistum und die Erlaubnis zur Errichtung neuer Bistümer im missionierten Gebiet der Slawen zum Thema hatte. Im Gegenzug stellte der Kaiser am 13. Februar das *Privilegium Ottonianum* aus, welches dem Papst in Rom weitreichende Territorien zusprach und die Papstwahl regeln sollte. Bereits am folgenden Tag reiste Otto aus Rom ab, um den Kampf gegen Berengar, Adalbert und deren Verbündete aufzunehmen (Keller 2001, 467–473) und um die im *Ottonianum* erwähnten Territorien, die unter ihrer Herrschaft standen, zu erobern. Er vereidigte die hinzugewonnenen Untertanen unter seinem Namen, da er dies als notwendig erachtete, um die Gebiete anschließend dem Papst überantworten zu können (Zimmermann 1986, 35). Dies weckte den Unmut des Papstes, da die unterworfenen Gebiete nicht auf ihn

vereidigt wurden, wie er es erwartete. Otto I. wirkte in Johannes' XII. Augen wie ein Eroberer; statt ihm zur Seite, schien er über ihm zu stehen (Ullmann 1976, 322f.). Der Papst verbündete sich mit Adalbert und nahm Kontakt mit den Ungarn und Byzanz auf, um gegen Otto I. eine Allianz zu gründen, der zog gegen Rom und belagerte die Stadt Ende 963. Nach kurzer Zeit wurde ihm Einlass gewährt, die Römer erneuerten ihren Eid (Zimmermann 1986, 35) und der Papst wurde durch eine Synode unter Vorsitz des Kaisers abgesetzt (Ullmann 1976, 313–315). Leo VIII. wurde zum Stellvertreter Petri geweiht (Zimmermann 1986, 35). Berengar II. wurde schlussendlich gefangengenommen und nach Bamberg verbannt (Köpke/Dümmeler 1876, 355). Die *Annales Hildesheimenses* vermerken im Jahre 964: „Isto anno Berengarius rex Langobardorum obsessus in monte Sancti Leonis, ibique captus et cum vi deductus una cum regina eius cohabitatrice Willa in Baioariam ad castellum Bavenberg, ibique novissimum diem praesentis vitae dimisit“ (Waitz 1878, 22). Der *Continuator Reginonis* vermerkt nur kurz, „[...] Berengarius cum Willa in Bawariam mittitur,“ (Pertz 1826, 626) gibt aber auch an, dass Berengar 966 in Bamberg starb und beerdigt wurde: „Eodem anno Berengarius, quondam Italiae rex, exul moritur, et in Babenberg regio more sepelitur; cuius vidua Willa, antequam sepeliretur, velum sibi sanctimoniale assumpsit“ (Pertz 1826, 628).

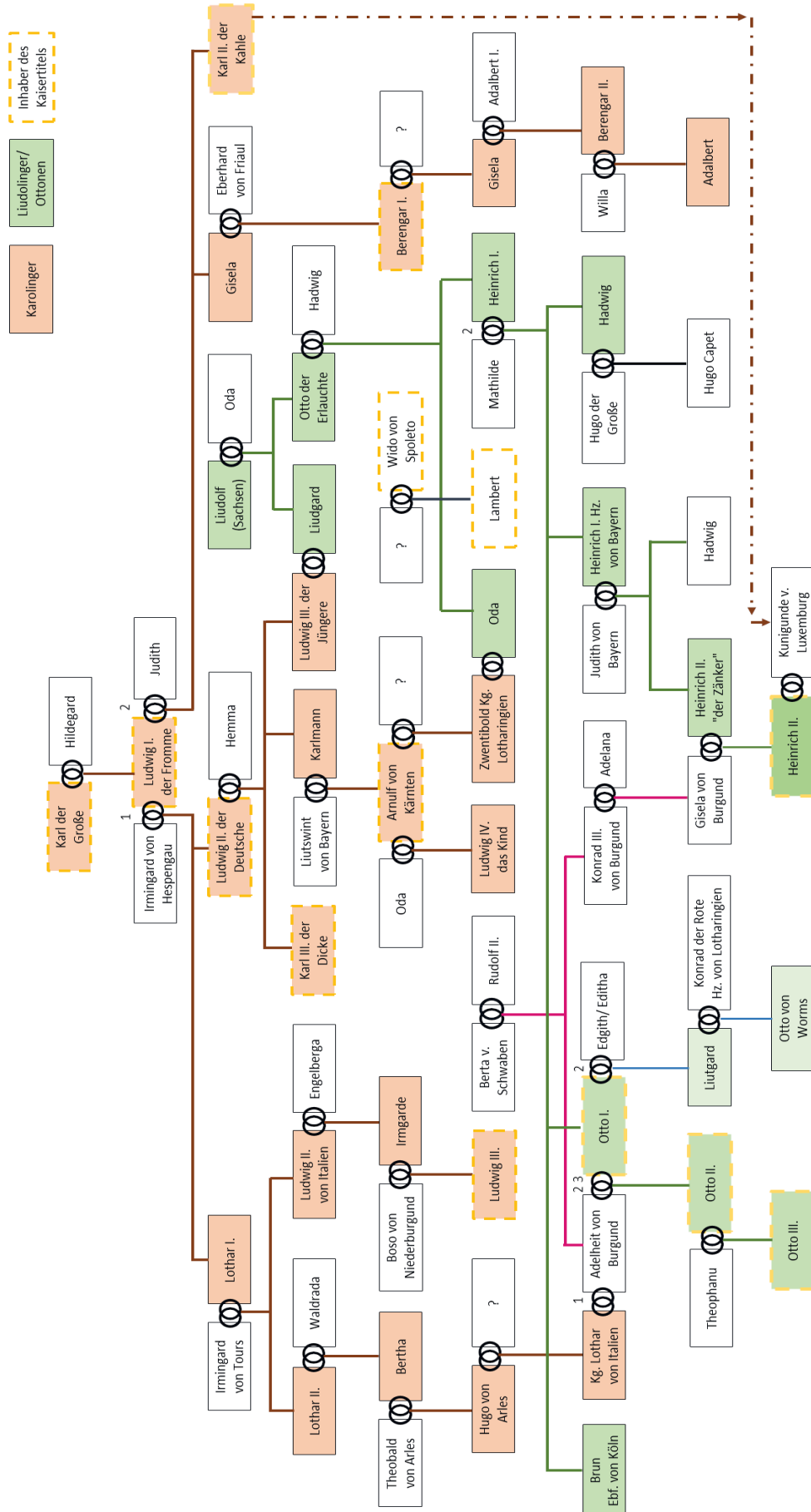


Abb. 1 Dynastische Verflechtungen unter Einbindung Berengars II. in den Stammbaum der Karolinger und Ottonen (vereinfachte Darstellung A. Pelz, nach Antz/ Kreiker 2012, Becher 1996, Hlawitschka 2006, Imhof/Winterer 2013, Jackman 2006, Weinfurter 2002a).

Wie die Babenberger Burg zum royalen Gefängnis wurde

Noch Anfang des 10. Jahrhunderts war Bamberg im Besitz der Babenberger und kein Teil der königlichen Reichsgüter. Durch seine militärische Stellung als *princeps militiae* im ostfränkischen Reich war der Babenberger Heinrich ein Verbündeter der Karolinger und besaß mainfränkische Grafschaften, die er seinen Söhnen Adalbert, Adalhart und Heinrich hinterlassen konnte. Die Babenberger waren aufgrund ihrer Nähe zu Ludwig dem Deutschen und Karl dem Dicken jedoch Kontrahenten Arnulfs von Kärnten (Störmer 2006, 170f.). Dieser band die hessischen Konradiner an sich und sorgte für ihre Einsetzung in der, den Babenbergern angrenzenden, Grafschaft im Volkfeldgau. Als Würzburger Bischof wurde 892 der jüngste Konradiner Rudolf eingesetzt. Bereits 897 begannen Streitigkeiten zwischen den Familien der Babenberger und der Konradiner, die sich zur sogenannten Babenberger Fehde ausweiteten. Ausschlaggebend war der Mord an einem königlichen Diener durch Anhänger der Babenberger, wobei die Gründe hierfür nicht mehr genau festzustellen sind. Stein des Anstoßes war vermutlich die Herausgabe von Babenberger Amtsbesitz an die Konradiner. Im Jahre 902 verwüsteten die Babenberger das Bistum Würzburg, woraufhin Bischof Rudolf seine Verwandten um Hilfe anrief. Die Babenburg wurde belagert und die Babenberger suchten den offenen Kampf, der zum gewaltsamen Tod vieler Männer auf beiden Seiten führte (Störmer 2006, 177f.). Die Besit-

zungen auf dem Babenberg wurden anschließend dem Würzburger Bistum überantwortet, jedoch bald wieder durch den am Leben gebliebenen Adalbert übernommen, der den Bischof von Würzburg vertrieben hatte. Er wandte sich gegen die Konradiner, besiegte bei Fritzlar ihre Truppen und kehrte mit reicher Beute nach Bamberg zurück. Adalbert wurde von König Ludwig dem Kind vor die Reichsversammlung geladen, erschien nicht und wurde auf der Burg Theres am Main belagert. Die Babenberger Fehde fand ihren Abschluss mit dem Tod des letzten Babenbergers Adalbert und der Verteilung der Besitzungen, darunter auch Bamberg, an die Konradiner (Becher 2012, 63–65). Seit 906 war Bamberg Königsgut (Ehlers 2000, 64) und ging unter Heinrich I. in den Besitz der Ottonen über (Schneidmüller 2002, 33). Heinrich I. starb am 2. Juli 936. Sein Sohn Otto I. wurde im August zum König gewählt und von den Bischöfen geweiht (Becher 2012, 108–114). Bei Ottos Individualsukzession kann von einer „abendländischen Revolution der Herrschaftsnachfolge“ gesprochen werden (Schneidmüller 1997, 22). Die Differenzen, die dadurch entstanden, führten zu starken Spannungen innerhalb des Königshauses und einer vorübergehenden Spaltung (Becher 2012, 119f.). Ottos Bruder Heinrich heiratete 937/938 die Tochter Arnulfs von Bayern und erhielt nach dessen Tod 948 das Herzogtum Bayern. 950 erhielt er zudem die Herrschaft über Böhmen und 952 die Markgrafschaften Friaul, Istrien und Verona. Der Hauptsitz seines Herrschaftsbereiches war Regens-

burg. Der Frieden zwischen Otto und Heinrich war bis zu Heinrichs Tod 955 wiederhergestellt (Weinfurter 2002a, 251). Die Markgrafen von Schweinfurt erhielten hingegen von Otto I. nach 941 Territorien, darunter die Herrschaft über Bamberg, bevor Otto II. den Ort schließlich 973 Heinrich dem Zänker im Rahmen von Friedensgesprächen schenkte (Weinfurter 2002a, 186f.), mit denen der Herrscher seinen Cousin an sich binden und Aufstände unterbinden wollte (Schneidmüller 2002, 33).

Die Frage, warum Berengar nach Bamberg verbannt wurde und nicht an einen anderen Ort, kann nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden. Möglicherweise wurde die Burg aufgrund ihrer starken Befestigung ausgewählt, dem ehemaligen *rex langobardorum* als Exil zu dienen (Weinfurter 2002a, 187). Leider schweigen die Quellen zu Berengars Aufenthalt in Bamberg. Bestattet wurde er *regio more*, nach königlicher Sitte. Die Forschung ist der Ansicht, dass er in der Burgkapelle der Babenburg bestattet wurde (Zimmermann 1971, 154). Kirchenbestattungen waren seit der Spätantike umstritten, zahlreiche Synoden versuchten, sie zu unterbinden, dennoch fanden sie – wenn auch mit Unterbrechungen – bis in die Neuzeit statt. Um 800 wurde in einem Bischofskapitularium festgelegt, dass Bestattungen in der Kirche nur Geistlichen und würdigen Laien vorbehalten seien und in einem anderen, dass eine Bestattung im Kirchenvorhof oder im Atrium besser anstünde als in der Kirche oder nahe des Altars. Beide Regelungen blieben nebeneinander bestehen.

Es wurde weiterhin in der Kirche bestattet, doch wurde der Verzicht auf eine Kirchenbestattung als Demutsgestus angesehen und ebenfalls praktiziert (Päffgen 2012, 146–149).

Die Grabungen durch Walter Sage haben ergeben, dass es sich bei der Babenberger Burgkapelle um einen ca. 13 x 20 Meter großen Saalbau handelte, der vermutlich bereits zur Zeit Karls des Großen entstanden ist. Während außerhalb dieses Baus zahlreiche Bestattungen gefunden wurden, konnten im Inneren keine ausgemacht werden (Sage 1993c, 52–54). Leider war die Untersuchung der Burgkirche nicht in Gänze möglich, da sich die Pfeiler des Doms aus dem 13. Jahrhundert zentral im frühmittelalterlichen Bau befinden und archäologische Untersuchungen unmöglich machen (Abb. 2). Die Stelle, an der Berengar bestattet wurde, ist nicht auszumachen. Auch auf dem die Burgkirche umgebenden Friedhof kann kein Grab als das Berengars identifiziert werden, da auch hier, wie allgemein in der Zeit vom 8. bis zum 11. Jahrhundert Grabbeigaben nahezu fehlen. Neben einer Bestattung außerhalb der Kapelle gibt es weitere Möglichkeiten einer Verortung: Trotz seiner Stellung als Exilant war Berengar einst König, wodurch ihm vermutlich besondere Privilegien gewährt wurden. Demnach wurde er wahrscheinlich nicht außerhalb der Burgkirche bestattet, sondern in ihrem Inneren. Nicht untersuchbar sind dabei zentrale Stellen am Ende, in der Mitte und am Chor der Kirche. Bis zum 13. Jahrhundert wurden Bestattungen im Kirchenraum im Zentrum des Mittel-

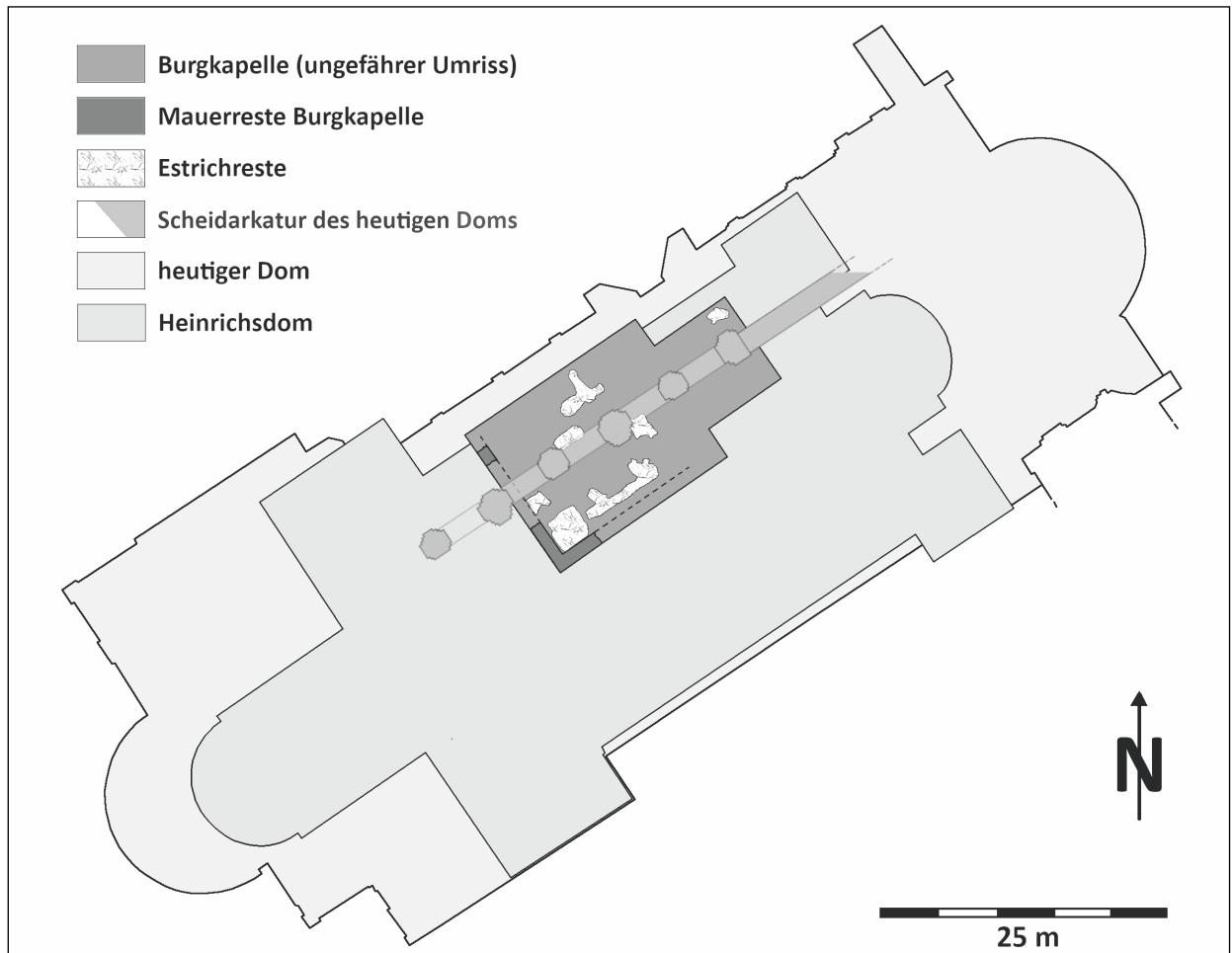


Abb. 2 Verlauf der Scheidarkatur des heutigen Doms durch die Mittelachse der Pfalzkapelle (Plan N. Lohwasser, verändert nach Pfaffenberger 2020, Abb. 35).

schiffs durchgeführt, sodass vermutlich auch Berengar zentral bestattet wurde (Sanke 2012, 555). Die folgenden Ausführungen können leider nur als Gedankenexperiment gesehen werden und sollen den Anstoß für eine weitere Forschungsdiskussion bilden. Eine Bestattung Berengars am Ende der Kirche – vielleicht der damalige Eingangsbereich – scheint wenig wahrscheinlich, da dieser Ort zu abgelegen erscheint und der ehemalige König Italiens wohl kaum unauffällig „in der hintersten Ecke“ versteckt worden sein dürfte. Zentrum und Chor des Sakralbaus scheinen hier naheliegender. Gegen eine Bestattung im Chor spricht die Tatsache, dass im be-

ginnenden Hochmittelalter der Chor für Bestattungen der Geistlichkeit vorbehalten war (Päffgen 2012, 153f.). Durch die Synode von Tribur 895 wurde für das Episkopat die Bestattung beim Bischofssitz vorgeschrieben. Die Kathedralbestattung wurde in der folgenden Zeit jedoch auch für den Adel interessant, wie die Grablegen Heinrichs I. in Quedlinburg und Ottos I. in Magdeburg zeigen (Päffgen 2010, 51f.). Nachdem das Hintere der Kirche und der Chorraum ausgeschlossen werden kann, liegt die Vermutung nahe, dass Berengar im Zentrum der Kirche bestattet wurde. An dieser exponierten Lage war der ehemalige italienische König

allen Eintretenden gegenwärtig. Königsgräber des 10. Jahrhunderts wurden lediglich durch einen erhabenen Sarkophagdeckel gekennzeichnet, wie bei der mutmaßlichen Platte des Grabes Heinrichs I. in Quedlinburg oder jener Ottos I. in Magdeburg (Meier 2002, 225f.). Endgültig zu klären wird die Frage nach der Lage von Berengars Grab wohl nicht sein, sofern keine neuen archäologischen Methoden entwickelt werden, um unter die – vermutlich auch tief fundamentierten – Pfeiler des Mittelschiffes des heutigen Domes sehen zu können.

Alexander Pelz

Heinrich II. und Bamberg – historische Voraussetzungen für den Dombau

Heinrich wurde vermutlich am 6. Mai 973 geboren. Zu seinem Geburtstag sind zwei Daten überliefert: Einmal schreibt Thietmar von Merseburg, Heinrich habe am 6. Mai 1012 sein 35. Lebensjahr begonnen, wonach Heinrich 978 geboren wäre. Eine Notiz von 1125, die den Grabspruch des originalen Heinrichsgrabes im Bamberger Dom überliefert, wie auch eine Erwähnung desselben Spruches in der Chronik des Klosters am Michelsberg, geben an, Heinrich sei 1024 in seinem 52. Lebensjahr verstorben, wodurch sich als Geburtsjahr 973 ergibt. Aufgrund der politischen Aktionen seines Vaters, Heinrich des Zänkers, und dessen Inhaftierungen scheint das Geburtsjahr 973 überzeugender. Der Ort seiner Geburt ist unbekannt, vielleicht kam seine Mutter Gisela in Bad Abbach in Bayern nieder. Während der Aufstände und Gefangenschaften seines Vaters wurde der junge Heinrich in die Obhut Bischof Abrahams von Freising gegeben, der seine Erziehung übernahm. Daran anschließend kam er an die Domschule in Hildesheim, wo er bis zur Wiedereinsetzung seines Vaters blieb und umfangreich ausgebildet wurde. Zu den Inhalten seiner Ausbildung gehörten die Fächer Grammatik, Rhetorik und Theologie sowie kanonisches Recht. Als Heinrich der Zänker 985 wieder als Herzog in Bayern eingesetzt wurde, ver-

ließ sein Sohn Hildesheim und setzte seine Ausbildung unter Bischof Wolfgang von Regensburg fort. Zu dieser Zeit fand ein Aufschwung bayerischer Klöster statt, mit dem eine Reform des Klosterwesens einherging. So wurden in Regensburg die Frauenstifte Ober- und Niedermünster reformiert. Sein Sohn scheint durch die reformerische Atmosphäre nachhaltig geprägt worden zu sein (Weinfurter 2002b, 22–29).

Nach und nach wurde Heinrich auf die zukünftige Regierung als Nachfolger seines Vaters vorbereitet und schon 994 in einer Urkunde Ottos III. neben seinem Vater als *condux* aufgeführt (Weinfurter 2002b, 29). Heinrich dem Zänker gelang es, eine königsgleiche Stellung in Bayern aufzubauen; einzig bei der Bischofsinvestition wurden ihm von Otto III. seine Grenzen aufgezeigt: 995 starb der Bischof von Regensburg und anstelle des von Heinrich befürworteten Kandidaten besetzte Otto den Bischofsstuhl mit einem Angehörigen seiner Hofkanzlei. Nach diesem letzten gemeinsamen Auftreten begaben sich Vater und Sohn nach Gandersheim, wo der Zänker erkrankte und Ende August 995 verstarb. Kurz nach seinem Herrschaftsantritt berief Heinrich in Regensburg einen Hoftag ein, auf dem Klosterreformen auf dem Programm standen. Bereits hier zeigte sich sein Anspruch, selbst über kirchliche Belange zu ent-

scheiden (Weinfurter 2002a, 34f.). Als Kaiser Otto III. im Jahre 1002 mit nur 21 Jahren und ohne Nachkommen starb, wurde Heinrich am 07. Juni 1002 – trotz des Widerstandes vieler Großer des Reiches – zum neuen König des Ostfrankenreiches geweiht. Er konnte sich gegen seine Gegner durchsetzen und beendete die Widerstände mit der Unterwerfung seines hartnäckigsten Widersachers Herzog Hermanns II. von Schwaben, am 01. Oktober desselben Jahres endgültig (Weinfurter 2002b, 15).

Um das Jahr 1000 heirateten Heinrich und Kunigunde, die Tochter Siegfrieds von Luxemburg. Sie war über die Linie ihres Vaters mit den Karolingern verwandt (Hlawitschka 2006, Tafel XIII). Heinrich übergab Bamberg seiner Ehefrau als Wittum (Schneidmüller 2002, 30). Der Ort war seit 906 Königsgut und ging von Konrad I. über Heinrich I. in den Besitz der Ottonen über. Die Markgrafen von Schweinfurt erhielten von Otto I. die Herrschaft über Bamberg, bevor Otto II. den Ort schließlich 973 Heinrich dem Zänker im Rahmen von Friedensgesprächen schenkte. Der Herrscher wollte hierdurch seinen Cousin an sich binden und Aufstände unterbinden. Der Zänker lehnte sich dennoch gegen Otto auf und verlor Bamberg. Er erhielt es aber 985 – wie auch seine anderen Gebiete – wieder zurück (Ehlers 2000, 64). Der Ort Hallstadt, nördlich von Bamberg gelegen, wurde bereits im 8. Jahrhundert unter den Karolingern dem Bistum Würzburg überantwortet und lag am östlichen Rand des fränkischen Reiches.

Im ausgehenden 9. Jahrhundert wurde er Bestandteil der entstehenden Königslandschaft, deren Zentrum Forchheim bildete. Jener Ort, an dem die ostfränkischen Könige Ludwig das Kind und Konrad I. gewählt wurden.

Während der Babenberger Fehde wird die Bamberger Burg 902 das erste Mal urkundlich erwähnt, als die Babenberger *ex castro quod babenberh dicitur* aufbrachen, um gegen ihre Widersacher, die Konrädiner, vorzugehen (Schneidmüller 2002, 32). Unter den Ottonen wird der Ort in der Folgezeit häufiger genannt. In der Schenkungsurkunde Ottos II. lautet der Name *Papinberc*. Otto III. verfasste 985 eine Urkunde *actum Babenberge*. Unter Heinrich wird der Name als *Bavenberc* wiedergegeben und Thietmar von Merseburg nutzt einheitlich den Namen *Bavanberc*. Die Namensform *Bamberg* erscheint erstmals 1174 in einer Urkunde Friedrichs I.

Der Name *Babenberg* setzt sich aus der Endung *-berg*, die eine Erhebung oder Befestigung bezeichnet, und dem ersten Wortglied *Baben*, Genitiv des Namens *Babo*, zusammen. Dies ist die sog. Lallform eines nicht mehr bestimmbar zweigliedrigen Namens, der im ersten oder zweiten Glied mit einem /b/ anlautete und ein /a/ enthielt. Der Personenname Adalbert des in der Babenberger Fehde Beteiligten kann als Grundlage des Namens nicht ausgeschlossen werden. Die Varianten *Papinberc* und *Bavenberc* lassen sich mit regionalen Dialekten erklären (Schneidmüller/Bergmann 2002, 169f.).

Archäologisch lassen sich Spuren einer Bebauung in Pfostenbauweise aus dem

7. und 8. Jahrhundert nachweisen, eine steinerne Umwehrung des Dombergs bereits im frühen 9. Jahrhundert jedoch ist umstritten (Sage 2002a, 96–99). Im 10. Jahrhundert war die Burganlage vermutlich von einem Mauerring umgeben, Reste davon fanden sich im Südbereich. Neben den Wohngebäuden besaß die Burg eine repräsentative Kirche (Weinfurter 2002a, 251) die von einem Friedhof umgeben war (Sage 2002a, 96–99). In dieser wurde 966 Berengar II. bestattet, der 964 von Otto I. in Italien gefangen genommen wurde und sich seitdem mit seiner Gattin Willa in Bamberg im Exil befand (Schneidmüller 2002, 32).

Heinrich selbst verbrachte in seiner Jugend einige Zeit in Bamberg und entwickelte eine starke Zuneigung zu diesem Ort (Schneidmüller 2002, 30). Hier fanden die Vorbesprechungen für die sächsische Versammlung 1002 statt, auf der seine Königswahl erfolgen sollte, und auch der Sieg über seinen ehemaligen Verbündeten Heinrich von Schweinfurt 1003 wurde hier gefeiert.

Heinrich habe Bamberg so sehr geliebt, dass er es mit allen dazugehörigen Besitzungen seiner Frau Kunigunde als Witwengut übertrug (Weinfurter 2002a, 95). So schreibt Thietmar von Merseburg in seiner Chronik: *Rex a puero quondam suimet civitatem Bavanberg nomine, in orientali Francia sitam. unice dilectam pre caeteris excoluit et uxore ducta eandem ei in dotem dedit* (Holtzmann 1996, 310). Nach der Erlangung der Königsherrschaft 1002 stellte er in Bamberg die ersten Urkunden aus und besuchte den Ort in der Folgezeit häufig. So besuchte er Bamberg bis 1024 nach-

weislich 15-mal, fünf weitere Aufenthalte lassen sich erschließen (Schneidmüller 2002, 34f.). Der Beginn der Planung zur Errichtung eines Bistums ab 1004 legt nahe, dass Heinrich bereits wenige Jahre nach der Hochzeit bewusst gewesen sein muss, dass er nicht zeugungsfähig war. Dass aus seiner Ehe keine Kinder hervorgehen würden, verkündete er auf der Synode in Frankfurt von 1007, auf der die Gründung des Bamberger Bistums beschlossen wurde (Weinfurter 2002a, 63). Das neue Bistum sollte anstelle eigener Kinder das Seelgedächtnis für ihn und seine Frau übernehmen. Die Sorge um die eigene Memoria und das Angehen wider das Vergessen kann als hauptsächlicher Grund für die Einrichtung des Bistums gesehen werden (Schneidmüller 2002, 36). Die von der älteren Forschung angenommene Missionierung der Slawen stellt keinen ausreichenden Grund für die Gründung eines neuen Bistums an dieser Stelle dar. Heinrich könnte dieses Argument jedoch dem Würzburger Bischof dargelegt haben, um seine Unterstützung zu erhalten (Machilek 2006, 20).

Doch nicht nur das Erlangen ewiger Fürbitte für ihn und seine Gemahlin Kunigunde war maßgeblich für die Bistumsgründung. Durch sie stellte sich Heinrich in eine Reihe mit seinen Vorgängern, wie die Einrichtung der Bistümer Magdeburg, Oldenburg, Merseburg und Zeitz durch Otto I., Odense auf Fünen durch Otto II. und das Erzbistum Gnesen durch Otto III. zeigen – um nur eine Auswahl zu nennen (Soder von Goldenstube 2006, 81). Die Errichtung ei-

nes Bistums ging dabei weit über die Befugnisse eines Königs hinaus und zeugt von seinen kaiserlichen Ambitionen, sowie seiner großen Verantwortung gegenüber der Kirche. Sein Handeln war nur in Kooperation mit dem Papst möglich (van Eickels 2007, 40–50). Mit dieser Gründung schuf Heinrich ein dem Bischof beigestelltes Domkapitel, welches über eigenständigen Besitz verfügte, wodurch Bamberg „zum wichtigsten Meilenstein in der Herausbildung von Domkapiteln“ (Schneidmüller 2007, 20) wurde.

Für die Errichtung des Bamberger Bistums musste Kunigunde auf ihr Wittum verzichten und erhielt zunächst keinen Ersatz, der ihre Existenz im Falle des Todes ihres Mannes hätte sichern können. Im darauffolgenden Jahr erhielt sie Besitzungen in Kaufungen, wo sie 1017 ein Kloster gründete. Wurde in späteren Jahrhunderten die Gründung des Bamberger Bistums beiden gemeinsam zugeschrieben, finden sich in den Urkunden der Gründungszeit lediglich Belege von der Stiftung Heinrichs. Eine Beteiligung Kunigundes am Ausbau des Bistums Bamberg ist nicht nachweisbar (van Eickels 2014, 40–43). Für das Seelenheil der Kaiserin sollte stattdessen das neugegründete Kloster Kaufungen sorgen (Weinfurter 2002a, 95).

An Heinrichs Geburtstag, dem 6. Mai 1007, erfolgten erste Güterschenkungen an die Kirche in Bamberg, die bereits ab 1002 auf der Babenburg neu errichtet wurde. Dabei handelte es sich um Besitzungen bei Hallstadt und im Gau Volksfeld. Zu Pfingsten machte Heinrich seinen Entschluss, in Bamberg ein Bistum

zu errichten, öffentlich bekannt (Schneidmüller 2007, 16). Auf einer in Mainz stattfindenden Synode verhandelte Heinrich II. mit Erzbischof Willigis von Mainz und Bischof Heinrich I. von Würzburg. Nach den Verhandlungen willigte der Würzburger Bischof ein, Teile seiner Diözese im Tausch gegen große Gebiete in der Meininger Mark und Walldorf im Grabfeldgau abzutreten. Dieses Tauschgeschäft wurde von 17 Erzbischöfen und Bischöfen bestätigt (Machilek 2006, 26). Bereits im Juni 1007 wurde eine päpstliche Urkunde ausgestellt, mit der Heinrich die Erlaubnis zur Gründung des neuen Bistums erhielt (Schneidmüller 2007, 16). In dieser Urkunde wurde das Bistum dem Erzbistum Mainz und dem Schutz des Papstes unterstellt. Der Würzburger Bischof Heinrich I. warnte seine Amtskollegen vor dem Einfluss des Herrschers. Zuvor hatte er sich vergeblich erhofft, dass sein Bistum zum Erzbistum erhoben und ihm das neue Bamberger Bistum unterstellt werde. Neben der Enttäuschung über die ausbleibende Rangerhöhung widerstrebte dem Würzburger Bischof der Gebietsverlust seines Bistums, da er sich als Oberhirte für das Seelenheil seiner Gläubigen verantwortlich sah. Personelle Verluste seines Einflussbereiches stellten somit ein religiöses Problem dar (Soder von Güldenstubbe 2006, 82). Heinrich II. konnte seine „Amtskollegen“ jedoch von seiner Idee überzeugen (Schneidmüller 2007, 16). Ihm kamen seine geistliche Ausbildung sowie seine enge Bindung zu den Bischöfen des Reiches zugute, zudem restituierte er 1004 das Merseburger Bistum.

Nachdem der Würzburger Bischof versucht hatte, das Vorhaben des Königs zu verhindern, konnte Heinrich II. jedoch die Bischöfe seines Reiches zur finalen Zustimmung bewegen. Heinrich von Würzburg stimmte den Beschlüssen ein halbes Jahr später zu. Noch am Tag der Synode ließ Heinrich 27 Urkunden mit Schenkungen an das neue Bistum ausstellen, darunter wertvolle Königshöfe, königliche Abteien außerhalb der neuen Diözesen und weitere Güter in entfernten Gebieten wie der Steiermark oder Kärnten (Machilek 2006, 18–39). Die Eingliederung von Gebieten des Bistums Eichstätt gestaltete sich schwieriger, da Bischof Megingaud die Herausgabe verweigerte. Das geistliche Territorium galt als Besitz des Diözesanheiligen und durfte nicht verringert werden. Nach dessen Tod besetzte Heinrich den Bischofsstuhl mit seinem eigenen Vertrauten, Gundekar, in der Hoffnung, diesen leichter beeinflussen zu können, jedoch führte dieser die Politik seines Vorgängers fort und verweigerte die Abtretung von Gebieten. Erst 1016 stimmte der Bischof den Forderungen Heinrichs zu (Lengenfelder 2006, 90–95).

Der Dom, dessen Bau bereits 1002 begann, wurde am 6. Mai 1012 geweiht, dem Geburtstag Heinrichs II. Dieser Termin war ein Dienstag, kein Sonntag, und überschneit sich mit keinem Termin im Heiligenkalender (Schneidmüller 2012, 33–45). Beteiligt waren 45 Erzbischöfe und Bischöfe des Ostfrankenreichs, Patriarch Johannes IV. von Aquileia und der ungarische Erzbischof Ascherius sowie eine Vielzahl von Äbten und Adeligen, darunter auch Angehörige

des ottonischen Kaiserhauses. Heinrich schenkte seinem Dom nicht nur zahlreiche Gebiete, sondern auch Reliquien für die acht Altäre sowie Schätze und Bücher.

Neben dem Dom entstanden weitere Kirchen in Bamberg. Zwischen 1007 und 1009 wurde das von Kunigunde gestiftete Kollegiatstift St. Stephan durch Bischof Eberhard im Auftrag Heinrichs gegründet und am 24. April 1020 von Papst Benedikt VIII. und 72 weiteren Bischöfen geweiht (Göller 2007b, 44). 1015 entstand das Kloster St. Michael, dessen erster Konvent vermutlich aus dem Kloster Amorbach stammte (Schneidmüller 2002, 45).

Heinrich II. dritter Italienzug fand Ende der 1010er Jahre statt. Im Kampf gegen Byzanz reiste 1020 Papst Benedikt VIII. mit einer großen Gesandtschaft nach Bamberg und beging unter Mitwirkung des Patriarchen von Aquileia und dem Erzbischof von Ravenna das Osterfest. Zu dieser Zeit war Bamberg der Treffpunkt der geistlichen Elite Westeuropas und der weltlichen Elite des Reiches (Weinfurter 2002b, 26f.). Mit dem Papst reiste Melus von Bari an und überreichte Heinrich den Sternenmantel. Einige Tage später weihte der Papst die Thomaskapelle der Pfalz (Weinfurter 2002a, 244). Der Papst ließ sich durch Heinrich das *Privilegium Ottonianum* Ottos I. von 962 nochmals bestätigen und im Gegenzug vergab er der Bamberger Kirche besondere Rechte. 1021/1022 zog Heinrich nach Italien (Huschner 2003, 800–803), doch wurden seine Truppen aufgerieben, sodass er den Rückzug antreten musste. Er starb am 13. Juli 1024.

Judith Klesinski

Bauliche Anlagen und Innenraumgestaltung des Bamberger Doms

Heinrich II. war der letzte Herrscher der Ottonen-Dynastie. Mit seinem Tod endete für die Kaiser die absolute Herrschaft über Reich und Kirche (Moser 2000, 14). Seine Zeit fiel zusammen mit dem Ende der Vorromanik an der Schwelle zur Romanik. Einfache, pure Baukörper, sparsamer Bauschmuck und der halbkreisförmige Bogen waren bestimmende Elemente ottonischer Architektur. Die Mächtigkeit der Kubatur und – transformiert – die Macht von Kirche und Regent waren dem Besucher in einem solchen Sakralbau allgegenwärtig.

Die Raumkomposition – Das Langhaus

Das Langhaus des Heinrichsdoms war ebenso wie heute eine dreischiffige Basilika. Diese Bauform stammt aus der römischen Antike und war in ihrem ursprünglichen Zweck eine Markthalle. Auch der Dom war mit seiner Gesamtlänge von 75 m dafür konzipiert, dass sich eine große Anzahl von Menschen versammeln konnte (Abb. 1). Die Form der Basilika war die bevorzugte Wahl für solche Großbauten.

Die lichte Breite des Langhauses betrug

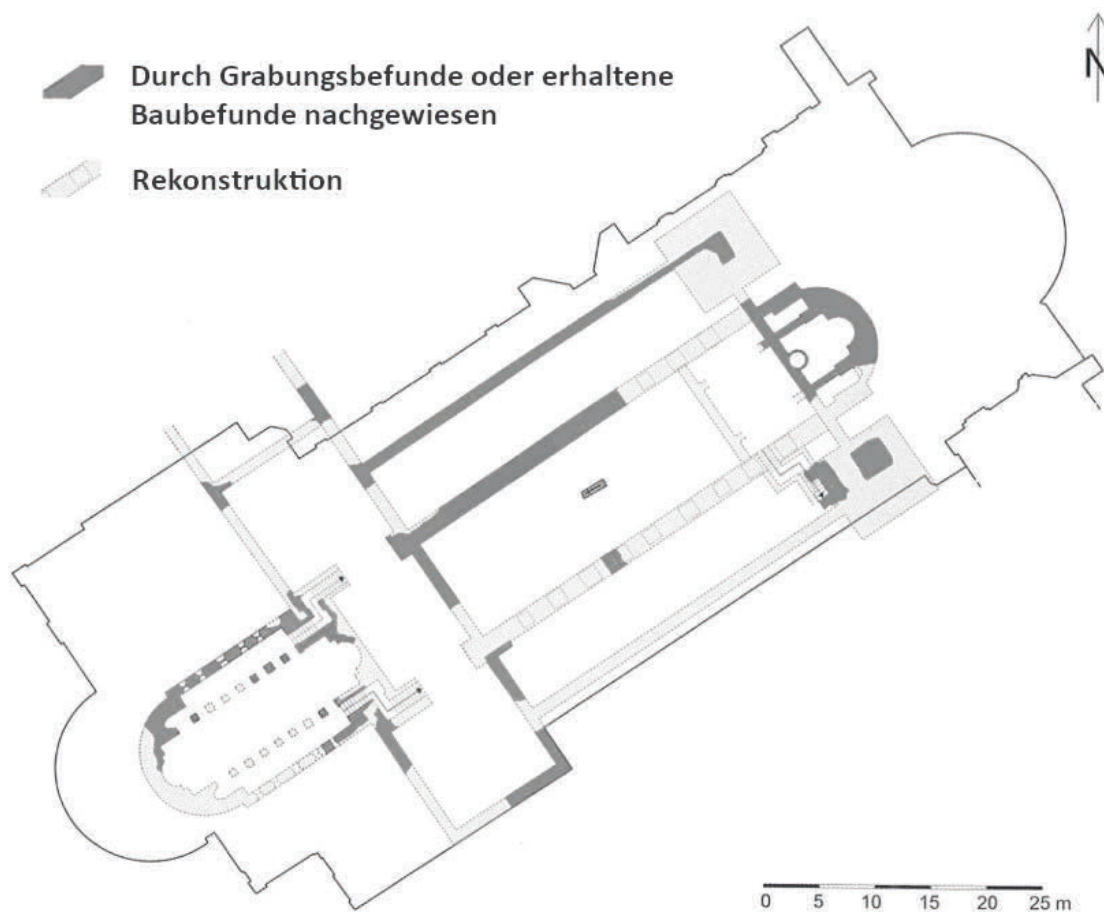


Abb. 1 Heinrichsdom, Gesamtbefundplan; Umrisslinie des heutigen Doms (nach Pfaffenberger 2015, 642 Abb. 887).

25 m, die des Mittelschiffes 10 m. Das über die Seitenschiffe in der Höhe hinausragende Mittelschiff wurde von rundbogigen Arkadenreihen getragen, die vermutlich in dreimaliger Folge aus einem Pfeiler, zwei Säulen und wieder einem Pfeiler – dem sogenannten (nieder-)sächsischen Stützenwechsel – gebildet wurden. Dies wird aufgrund unterschiedlich großer, quadratischer Fundamentplatten angenommen, insbesondere in der nördlichen Arkadenreihe, bei der sie zu einem Großteil erhalten geblieben waren. Darüber hinaus spricht gegen eine reine Pfeilerbasilika ein Stück einer Säulentrommel von 1 m Durchmesser, die in einem jüngeren Fundament vermauert gefunden wurde (Pfaffenberger 2015, 653f.). Eine Analogie zu diesem Stützenwechsel bietet der Dom in Hildesheim, bei dem auch die Größenverhältnisse vergleichbar sind: die Gesamtlänge des Baus beträgt 77 m, die Mittelschiffsbreite 12 m und die Scheidwände weisen ebenfalls neun Arkadenbögen auf. Natürlich kann auch die jüngere berühmte Kirche St. Michaelis in Hildesheim genannt werden, die aber erst 1022 eine erste Teilweihe erhalten hatte und wohl zum Zeitpunkt des Auftrags für den Bau des Heinrichsdoms noch nicht fertiggestellt war. Beachtenswert ist, dass Heinrich II. in Hildesheim die dortige, reichsweit bedeutende Domschule besucht hatte und vom Dom seit seiner Kindheit nachvollziehbar geprägt und beeinflusst worden sein könnte. Ob ein Gesims die Arkadenzone von der darüber liegenden Wand abgrenzte, konnte nicht nachgewiesen werden, ist aber gut möglich: unter den steinernen

Fragmenten, die aus dem Schutt geborgen wurden, sind einige zu einem Gesims passende Teile.

Die aufsteigende Wandgestaltung darf man sich als eindrucksvolle Bilderwelt mit damals allgemeinverständlichem Programm vorstellen (dazu siehe Beitrag Niklaus, Wandputzfragmente). Darüber liegende sogenannte Obergadenfenster mit romanischen Rundbögen belichteten das Innere des Doms und inszenierten die belebten, romanischen Motive. Ein vergleichbarer Raumeindruck in solch einer Dimension bietet sich dem Besucher im unweit gelegenen Münster von Münchsteinach und was die Bildausstattung betrifft in der Kirche St. Georg/Oberzell auf der Insel Reichenau im Bodensee.

Dass auch die Außenwände der Seitenschiffe über eine Reihe von Rundbogenfenstern verfügten, darf zu Recht vermutet werden. Sehen wir doch in der Bamberger Jakobskirche eine kleinere Version des Heinrichsdoms und können diesen dort als Vorbild voraussetzen (Pfaffenberger 2015, 639). Hoch angesetzte Fenster mit schräger Sohlbank bringen hier Licht in die seitlichen Fluchten.

Die Arkadenreihen und eine flache Holzdecke lenkten den Blick nach Westen auf einen großen, rahmenden Triumphbogen.

Das Querhaus

Das Vierungsquadrat, die Schnittfläche des rechteckigen Querhauses mit dem Mittelschiff, dupliziert sich nach rechts und links. Das gesamte Querhaus hat eine lichte Weite von 10,50 m und ist 36

m breit. Es zeigt keinerlei nachweisbare weitere Gliederung, weder Gurtbögen noch Emporen, Apsiden oder Nischen. In Zweifel steht, ob die Vierung mit Blick in die Querhausarme nicht wie im Osten und Westen auch von Triumphbögen gerahmt wurde. Die eine Spannmauer im Fundament zwischen den letzten Pfeilern der Arkadenreihen aus dem Langhaus, nicht aber in deren Verlängerungen erhalten (Sage 1976, 95). Ein Querhausriegel hätte klassischerweise durchgehend dieselbe Höhe wie das Langhaus, vgl. Alt-St. Peter. Aus der geringeren Mauerstärke der Querhausarme, ersichtlich aufgrund eines original erhaltenen, aufgehenden Mauerbestands an der Gertrudenkapelle, zweischalig und nur 60 bis 65 cm stark, kann aber eine Traufhöhe von nur 7,50 m angenommen werden. Damit wären die Flügel vermutlich eher an das Langhaus angeschoben worden, als dass ein Querhaus durchgeschoben worden wäre (Pfaffenberger 2015, 649). Für die Vierung bedeutet das, dass möglicherweise angesetzte Schwibbögen den räumlichen Höhensprung vom niedrigeren Flügel zum höheren Vierungsquadrat vermittelt haben könnten. Dieses in der Ecke der heutigen Gertrudenkapelle originale Mauerwerk des Westquerhauses des Heinrichsdoms lässt zum einen aufgrund von Resten auf einen Außenputz des gesamten Domes schließen, zum anderen aber auch auf einen innenseitigen, sorgfältigen Mörtelverstrich. Dieser Mörtel wurde plastisch zu harmonischen Bandfugen geformt, um unregelmäßig behauene Kleinquader zu kaschieren (Pfaffenberger 2015, 648f.).

Funktional verband das Querhaus durch einen Verbindungsgang die im Norden angrenzenden Pfalzbauten und das Domkloster im Süden (Pfaffenberger 2015, 650f.). Ein weiterer Triumphbogen im Westen der Vierung bildete das Tor zum Peterschor. In der Anlage eines Westchores selbst wie darüber hinaus auch mit seinem Patrozinium St. Peter (Roms Stadtheiliger) wird Heinrichs II. Nähe zu Rom erkennbar.

Die Chöre

Der Heinrichsdom war eine Doppelchoranlage. Der Westchor als breiterer Hauptchor ist dem hl. Petrus, der Ostchor dem hl. Georg gewidmet. Unter den Ottonen gab es bereits eindrucksvolle Vorbilder wie den Augsburger Dom, ebenfalls mit einem Westquerhaus (errichtet 994–1006).

Die unter dem Westchor liegende Krypta weist im archäologischen Befund so hoch gelegene Fenster auf (Sage 1974, 94), dass ein Chorboden rekonstruiert werden konnte, der um ca. 2,0 m höher lag als das Bodenniveau in Lang- und Querhaus (Pfaffenberger 2015, 647). Es darf darum von mindestens elf Stufen hoch zum Sanktuarium ausgegangen werden, die jeweils in zwei Treppenläufen parallel zu den Kryptaabgängen hochgeführt wurden. Dies zeigen die beiden Reste von Rampen als Stufenunterbau (Abb. 2). Anschauliche, zeitgenössische Beispiele für zwei Treppenläufe sind die Stiftskirche in Gandersheim und St. Servatius in Quedlinburg. Die tonnenüberwölbten Treppen hinunter in die Krypta haben in der Mitte des Querhauses begonnen, um die nötige



Abb. 2 Westkrypta mit Rampenresten der Choraufgangstreppe; Modell im Bamberger Dom (Foto J. Klesinski).

Höhendifferenz nach unten zu bewältigen. So benötigten auch die Chortreppen mindestens 2,5 m Lauflänge, um die Bodenhöhe des Chors zu erreichen.

Der Chor selbst war quadratisch mit eingezogener Apsis, wie aus dem ergrabenen Grundriss der Krypta geschlossen werden konnte. Wahrscheinlich wies die Apsis drei Rundbogenfenster auf und war mit farbigen Malereien ausgestattet. Sie war mit einer Viertelkugel überwölbt, während das Sanktuarium wohl flach gedeckt war (Pfaffenberger 2015, 647). Ein Beispiel dafür, wie auch zu den niedrigeren Querhausarmen, ist die Kirche Sainte Trophime in Eschau im Unterelsass. Ebenso erhöht, wenn auch geringer, war der Ostchor. Auch er lag

über einer Krypta, die hier allerdings von den Seitenschiffen her zugänglich war. Reste von abwärts führenden Stufen wurden im südlichen Seitenschiff gefunden. Dieser Chor musste ebenfalls über aufsteigende Treppen verfügt haben. Zur Lage kann in diesem Fall wegen einer Erweiterung nach Westen schon im 12. Jahrhundert keine Aussage mehr getroffen werden. Da sich Krypta wie Chor ins Mittelschiff einfügten, war der Georgenchor etwa einen Meter schmaler als der Peterschor und wegen der geringeren Raumhöhe der Krypta auch nicht so aufragend (Pfaffenberger 2015, 656f.).

Aus der Anlage der Krypta wurde gefolgert, dass der Ostchor weit ins Mittel-

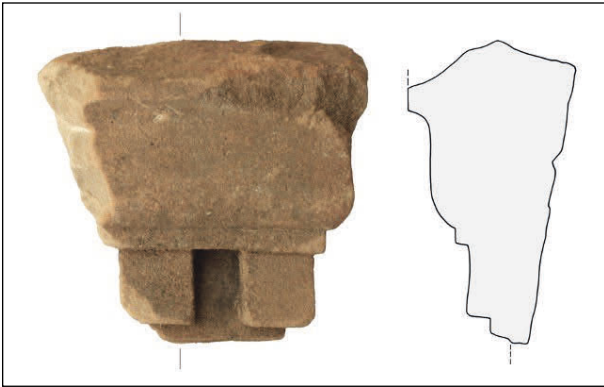
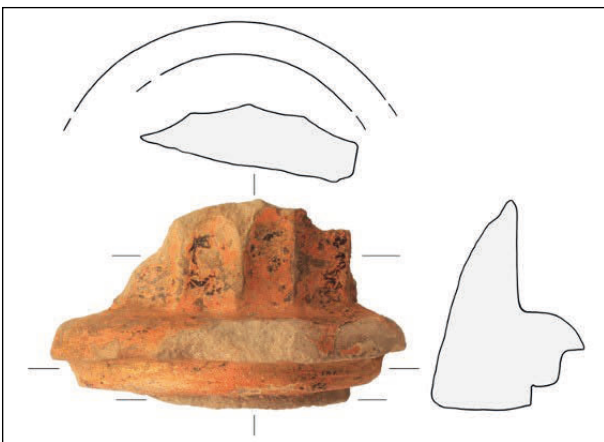


Abb. 3 und 4 Fragment eines Zahnfrieses (oben), Naturstein, 18 x 16,4 cm und vergoldetes Säulenfragment (unten), 15 x 9 cm; Inv.-Nr. HV 2086 und 57448-4 (Foto/ Montage N. Lohwasser).



schaft ausgriff und mit einer eingezogenen halbrunden Apsis wie im Westchor abschloss. Eine Verbindung zu den flankierenden Osttürmen wird mittlerweile bezweifelt. Aus der Lage der Turm- und Chorfundamente wird sogar vermutet, dass die Türme um 2,50 m abgerückt vom Chorbau standen und nur über die Seitenschiffe Kontakt zum Kirchenkorpus hatten (Pfaffenberger 2015, 658f.). Auch sein Sanktuarium war flach gedeckt und seine Apsis mit einer Viertelkugel eingewölbt.

Säulen und Kapitelle

Ein wichtiger Bauschmuck waren in der Romanik die Kapitelle der Säulen. Für die Vorromanik ist allerdings nicht mit ausdrucksvollen Masken- oder Adlerkapi-

tellen, Fabelwesen oder virtuoson Flechtbandkompositionen zu rechnen. Kelchförmige Kapitellkerne, sogenannte *Kalathoi*, hätten auch Stuckzier tragen können. Nachgewiesen werden konnten sie nicht. Ohne archäologische Evidenz waren es wohl eher die einfachen, schlicht glatten oder bemalten Würfelkapitelle, vielleicht mit Schild, Kämpferblock und rechteckiger Kämpferplatte wie z. B. in der Wolfgangskrypta in St. Emmeran in Regensburg (Bauphase 980/1000 unter Abt Ramwold), über denen die Arkadenbögen aufstiegen.

Ein kleiner Fund könnte aber auch eine andere Geschichte erzählen: ein Steinstück eines Zahnschnitts (Abb. 3). Vielleicht waren besondere Bauleute am Werk, die aus mediterranen Gebieten jenseits der Alpen stammten und solch lang tradierte, antike Formen noch einmal zum Einsatz brachten. Vielleicht weist das Stück aber auch in eine andere Zeit – in die karolingische Renaissance –, in welcher antike Zitate wie dieser Fries häufig verwendet wurden, z. B. an Säulenkapitellen im Westwerk von Corvey (DE-NW) aus dem 9. Jahrhundert. Somit könnte das Stück vielleicht noch aus der Burgkapelle stammen und dort ein korinthisierendes Kapitell gekrönt haben.

Ein Fragment eines kleinen Naturstein-Säulchens oder Halbsäulchens (Abb. 4) mit ca. 12 cm Durchmesser, einer kanelierten Oberflächenbearbeitung und mit Vergoldungsresten auf einer roten Haftschrift, dem so genannten Bolus, aufgebracht, ruft das Bild der Chorschranke in der Michaeliskirche in Hildesheim wach. Kunstvoll gearbeitete,

kleine Säulen in ursprünglich leuchtenden, üppigen Farben bilden dort eine kleine Arkadenreihe auf einem virtuellen Bandrelief, der Brüstung dieser Chorschrankenwand. Wenn es auch sonst keine Hinweise im Fundament oder aufgehenden Mauerwerk auf eine solche Chorschranke mehr gibt, rückt sie durch diesen Fund und der zeitlich nahen Analogie in Hildesheim doch in den Bereich des Möglichen.

Ebenso könnte dieses Fragment als Halbsäule zu einem Relief gehört haben, vielleicht einer Grabplatte, die in einer Wand eingelassen gewesen war. Das Motiv einer solchen kannelierten, dorischen Säule ist wieder als antikes Zitat ungewöhnlich und wäre plausibel als Teil einer bildhaften Erzählung eines biblischen Geschehens innerhalb eines Reliefs generell.

Ein kleines, glattes Teil eines weiteren Säulchens oder eines Rundstabs und ein halbrundes Wulststück könnten möglicherweise als steinerne Einfassung eines Fensters gedeutet werden. Sie erinnern auch an ein Arkosolium, eine in der Wand eingelassene Grabanlage, in der ein Sarkophag in einer bogenförmig überspannten Nische eingestellt ist, wie im Kloster Eberbach im Rheingau, welches im unteren Bereich das Relief einer Arkadenreihe zeigt: ein in der Antike typologisches Motiv auf Sarkophagen.

Bauschmuck

Neben farbig gefassten und bemalten Bauteilen hat es auch die Möglichkeit gegeben, mit bunten Natursteinen zu gestalten. An heimischem Material fehl-

te es nicht. So konnte schon damals Jurakalkstein in Mittelfranken gewonnen, Sandsteine in gelb, grün, rot und weiß aus dem Maingebiet zwischen Aschaffenburg und Zeil sowie Muschelkalk und Basalt ohne lange Transportwege verwendet werden (Moser 2000, 31).

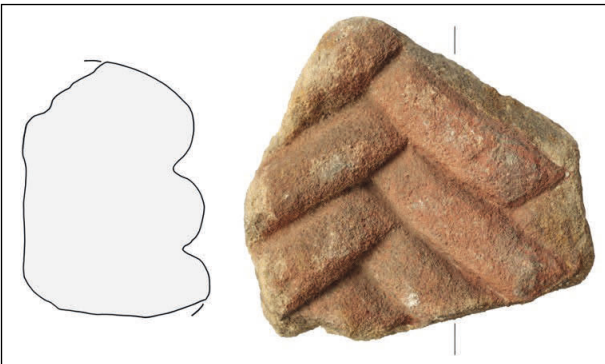
Unter den Funden der Domgrabung sind aber auch kleine Fragmente von marmornen Wandfliesen. Sie könnten Teile eines umlaufenden Lambris gewesen sein, der einen harmonischen Übergang zum Boden geschaffen hätte.

Zur besseren Haftung auf dem Mörtel waren die Stücke auf der Rückseite unregelmäßig geritzt. Sie waren durchwegs in hellen, cremeweißen Naturstein-Varietäten wie Alabaster, Kalkbrekzie und sogar weißem und grau gedertem Marmor gewählt.

Ein besonders akkurat gearbeitetes Dreieck (Abb. 5) ist vergleichbar mit den dreieckigen Plättchen, die Teile eines Bodens aus Opus sectile waren und im Schutt der verfüllten Krypten und in Gräbern gefunden wurden (siehe Beitrag Lohwasser, Schmuckfußboden). Heinrich II. hatte den Boden vermutlich mit zum Teil importierten Steinplättchen in Zweitverwendung legen lassen – die Mehrheit davon aus Mitteleuropa. Auch Quadrate und Rechtecke, Rund- und Segmentformen aus farbigem Marmor, grünem Porphyrt und dunklem Kalk sowie eine große Achteckplatte waren unter den Funden. Eine marmorne Kreisscheibe mit einem Durchmesser von 80 cm lag noch genau axial in originaler Position und auf damaligem Bodenniveau des Langhauses. So darf von Schmuckböden in Chor



Abb. 5 und 6 Dreieckige Wandfliese aus Kalkbrekzie (oben), 3,6 x 6,9 cm und ein Flechtbandornament (unten), 18,7 x 17 cm; Inv.-Nr.55519-12 und HV 2075 (Foto/ Montage N. Lohwasser).



und Langhaus ausgegangen werden (Pfaffenberger 2015, 659). Heinrich II. nahm mit der Wahl eines solchen Bodens in antiker Tradition Bezug auf die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen (Pfaffenberger 2015, 665). Ein in dieser Weise ausgeführter, noch heute zu bewundernder Boden ist in der ehemaligen Benediktiner-Abteikirche in Pomposa (IT) zu sehen.

Weißer Stuckfragmente mit Oberflächen, die wie textile Gewandfalten oder Muster anmuten, deuten auf figürlichen Schmuck hin. Solche Stuckfiguren finden sich in St. Michaelis in Hildesheim auf der Chorschranke über den Säulen und auch großformatig in Santa Maria in Valle in Cividale (IT) (Durliat 1987, Abb. 745). Sie wären aber auch denkbar als Teile eines Stuckkapitells, wie es in der Ostkrypta an den Säulchen der Nische im Westen auf Achse des Domes gefunden wurde. Zeitlich könnten sie zu einer Ausstattung gehört haben, die der Vorliebe für Stuck des Bischofs Otto I. zugerechnet werden. Otto, Bischof von Bamberg von 1102 bis zu seinem Tod 1139, ließ den Heinrichsdom nach dem Brand von 1081 erneuern. Demnach wären die Stuckteile 100 Jahre später als zur ursprünglichen Errichtungszeit in den Dom gekommen. Keramische Gesimsteilchen als frühe Formsteine, die eigentlich typisch für Norddeutschland sind, beweisen die Anwesenheit kunsthandwerklich arbeitender Maurer in ausstattender Mission im Dom.

Abb. 7 (links) Grisaille-Fenster aus dem Kloster Eberbach, 1180, Museum Kloster Eberbach/ Eltville im Rheingau (Foto © Stiftung Kloster Eberbach, Abteimuseum, mit freundlicher Genehmigung).

Ein letzter spannender Fund ist ein Flechtbandornament aus Naturstein mit Resten roter Bemalung (Abb. 6). Es handelt sich um ein 18 cm breites Fragment ähnlich der optischen Erscheinung eines Fischgrätparketts, nur in plastischer Wölbung. Dazu findet sich eine Analogie in einem Kirchenfenster, ausgeführt in Grisaille-Malerei, aus der Kirche des Zisterzienserklosters Eberbach von 1180 (Abb. 7). Glasfenster wie auch architektonische Schmuckformen haben sich im ganzen Mittelalter an der Buchmalerei orientiert. Möglicherweise gibt es auch innerhalb dieses Mediums Analogien. Nimmt man an, das Fragment hatte eine ähnliche rahmenbildende Funktion wie im Glasfenster, könnte es einem steinernen Fenster- oder Portalgewände zugeordnet werden.

Ausstattung

Der Heinrichsdom hatte nachweislich acht Altäre, die man sich mit textilen Überwürfen, den sogenannten Antependien, von oft hoher Qualität aus Seide vorstellen muss. Ebenso gut könnte man in einem Dom dieses Ausmaßes ein Antependium mit vergoldeten Blechverkleidungen wie im Kloster Großcomburg (DE-BW) (1130–1140) annehmen oder gar das in Goldblech ausgeführte Pala d'Oro der Pfalzkapelle Aachen oder das Antependium aus dem Basler Münster aus der gleichen Werkstatt (1. Viertel 11. Jahrhundert). Geschmückt mit Kruzifixen und Kandelabern höchster Handwerkskunst boten die Altäre einen prächtigen Anblick. Aus zeitgenössischen, schriftlichen Quellen wissen wir aus anderen Kir-

chen von Wandbehängen in Querhaus und Seitenschiffen.

Wie im heutigen Dom eindrucksvoll schwebend, könnte man sich einen Radleuchter in der Form der letzten Originale aus dieser Zeit wie in Großcomburg oder Aachen vorstellen. Diese Radleuchter symbolisieren das himmlische Jerusalem mit seinen zwölf Türmen und waren unter Benutzung kostbarster Materialien wie Gold und Edelsteine gefertigt (Schütz/Müller 1989, 25).

Der Heinrichsdom mag in seiner Schwere mit dem ins Langhaus eingreifenden Ostchor auf den ersten Blick wuchtig wirken. Schließt man die Augen und lässt vor dem inneren Auge die Farben und Ornamente des Schmuckfußbodens vorbeiziehen, die helle Wandverkleidung, die mit Malereien übervolle Bilderzone des Mittelschiffs und die imposante Darstellung womöglich des segnenden Christus in der Mandorla in der erhöht thronenden Apsis, kann man die Faszination und Schönheit des Ortes erahnen.

Nelo Lohwasser

Der Schmuckfußboden aus Opus sectile im Heinrichsdom

Ein Opus sectile ist eine Flächengestaltung aus kleinen Steinen oder Keramikfliesen unterschiedlicher Formate. Seine Fertigung liegt handwerklich zwischen dem Steinmetz und dem Mosaizisten. Die Vorbereitung erfordert Entwurf und Planung, die Ausführung Ausdauer in teils kniender und gebückter Haltung. Diese spezielle Art der Gestaltung von Flächen findet sich schon in der Antike, in erster Linie auf Böden in Innenräumen, manchmal auch an Wänden oder Fassaden.

Naturstein-Formlinge wurden aus in Scheiben vorliegenden Roh-Platten gefertigt. Dazu zerlegte man die jeweilige Platte in Streifen und anschließend in Stücke. Danach wurden die Rohlinge, falls erforderlich, an der Unterseite leicht keilförmig behauen bzw. beschliffen, damit sie sich leichter ins Mörtelbett versenken ließen und nicht mit ihren Nachbarn kollidierten. Das Finish bestand in einer Politur der fertigen Fläche.

Das verwendete Rohmaterial stammte entweder von heimischen oder in der Nähe liegenden Abbaustätten. Ergänzt wurde es in vielen Fällen um Importe, teils aus entfernteren Mittelgebirgen oder aus den Alpen oder sogar aus dem Mittelmeerraum stammende Steine, die ein großes Farbspektrum aufweisen. Bei den letztgenannten handelt es sich, so wird allgemein angenommen, oft

oder sogar zumeist um Spolien.

Auch im Bamberger Dom wurden bei archäologischen Ausgrabungen einstige Bestandteile verschiedener Flächen aus Opus sectile geborgen. Bei den Grabungen Walter Sages (1969–72), die nahezu das gesamte Mittelschiff und große Teile der Seitenschiffe erfassten, kamen Funde in Gestalt kleiner Natursteine zutage. Bei den Untersuchungen Heinrich Mayers in der Westkrypta (1935/36) sammelte man viele verschiedene kleine Fliesen aus gebrannter Keramik ein. Beide Fundgattungen wurden bereits in einigen Ausstellungskatalogen vorgelegt (Hoffmann 1998; Sage 2002b; Braun 2005; Lohwasser 2012a–d). Die Funde waren, soweit erkennbar, in verlagerten Erdschichten enthalten; sie gerieten wie andere, gewöhnliche Steine in Schichten und Gruben. Bodenflächen oder Teile von solchen *in situ* wurden nicht entdeckt.

Der heutige Bamberger Dom ist der vierte Kirchenbau an dieser Stelle. Gemäß Ausschlussverfahren stammen die Opus sectile-Steine mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aus dem ersten Dombau, dem so genannten Heinrichsdom. Die Vorgängerkirche, die ehemalige Burgkirche der Babenberger, hatte als Bodenbelag einen einfachen Estrich (Sage 1973, 261). Der Otodom, die Reparaturversion des Heinrichsdoms, kam mit einem Platten-

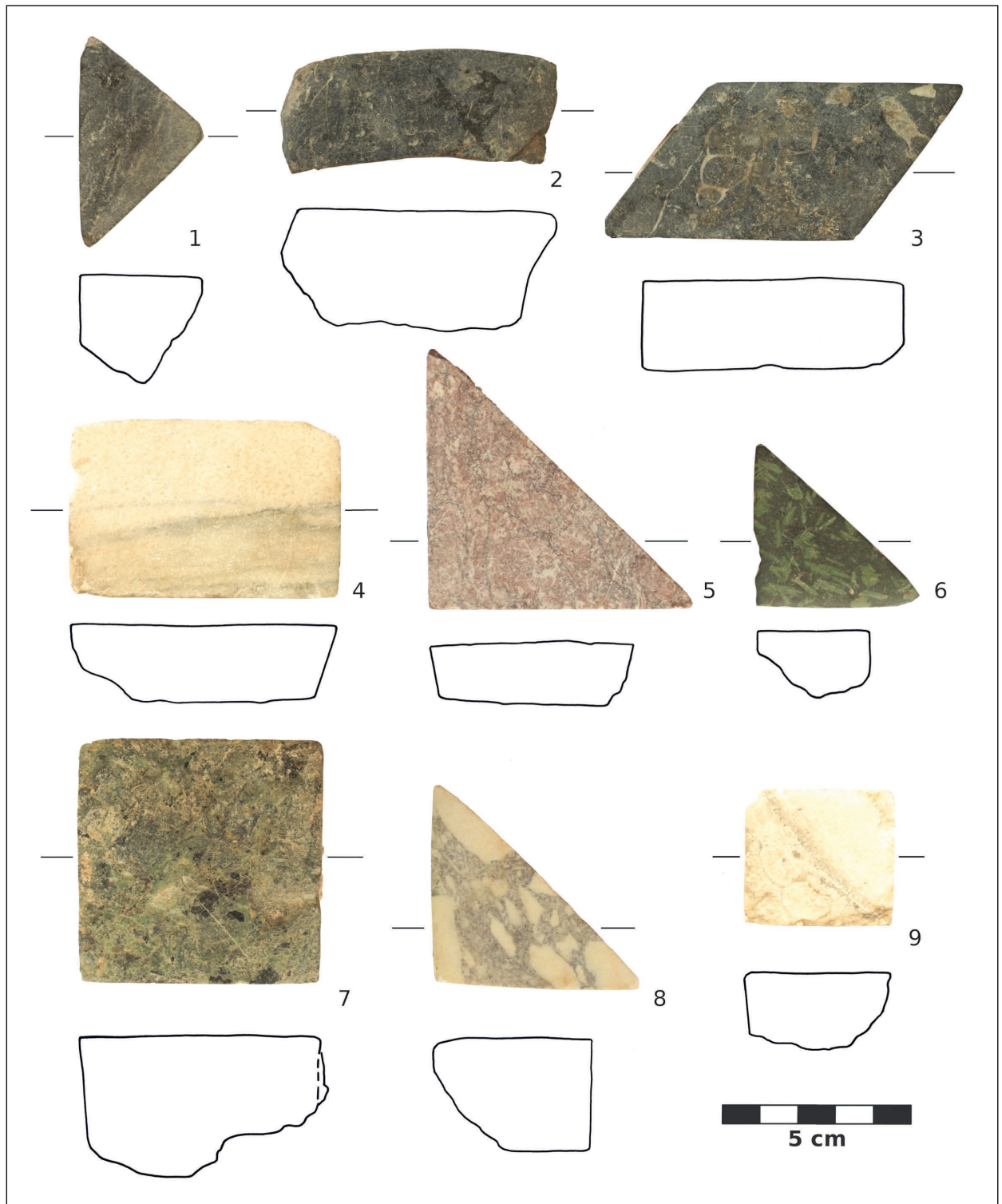


Abb. 1 Opus sectile, Naturstein; 1 = 55519-8; 2 = 55532-14; 3 = Lesefund-2; 4 = 55532-22; 5 = 55523-5; 6 = 55532-19; 7 = 55553-2; 8 = Lesefund-5; 9 = 55519-3; alle Historisches Museum Bamberg, Grabung W. Sage (Zeichnungen/ Montagen N. Lohwasser/V. Tonino).

boden aus Sandstein aus, wie eine Archivale berichtet und der archäologische Befund bestätigt (Sage 1973, 267 mit Taf. 53,4 und 54,1;2).

Die Gesteinsarten

Die Steine wurden durch zwei Experten, OStR Reinhard Kügler von der Berufsfachschule für Steinbildhauer in Wun-

siedel (Deutsches Natursteinarchiv) und Bildhauermeister Konrad Götz (Bamberg) begutachtet und eingeordnet. Es stellte sich heraus, dass zwei Drittel des Steinmaterials aus Mitteleuropa stammen, das übrige Drittel vermutlich aus Tirol und dem Mittelmeerraum.

Die grauen bis dunkelgrauen Steine (Abb. 1,1.2) bestehen nicht, wie lange und leider fälschlicherweise überliefert, aus Muschelkalk. Aus geologischer Sicht entstanden sie zwar im gleichen Erdzeitalter, enthalten aber bis auf zwei Exemplare (eines Abb. 1,3) keine Muscheln. Überwiegend liegen hier Faulschlammkalke vor, die sich beim Absinken von Kalksedimenten in seichten Bereichen des Urmeers bildeten. Zwei in Frage kommende Abbaustätten liegen in Belgien und in der Lahnregion, wo solch dunkle Kalksteine anstehen.

Für das zweithäufigste Material, einen verhältnismäßig grobkristallinen Marmor (Abb. 1,4), kommt als Herkunftsort Laas in Tirol in Betracht, bedingt auch das Fichtelgebirge oder der Spessart, sofern dort in damaliger Zeit schon Marmor gebrochen wurde. Als Nachweis müssten historische Quellen für den Abbau in diesen Regionen um das Jahr 1000 gefunden werden. Die Herkunft aus dem mittelmeeischen Raum wird von den Experten zwar nicht ganz ausgeschlossen, ist aber wegen der viel feineren Struktur des dort gefundenen Marmors eher unwahrscheinlich.

Über diese beiden Hauptsteinsorten hinaus gibt es eine Reihe von außergewöhnlichen Stücken, die klar zugeordnet und identifiziert werden konnten. Sehr sicher lässt sich ein dreieckiges rosa-rötlich-

wolkiges Kalkplättchen (Abb. 1,5) als Riffkalk aus Villmar (Hessen) ansprechen. Aus den mittelmeeischen Bereichen liegen ein grüner Porphyrt *Porfido verde antico* (Abb. 1,6), vermutlich aus Krokees (GR), zwei Serpentinite *Verde Orientale* aus Steinbrüchen bei Aosta (IT) oder Larissa-Karditsa (GR) (einer davon Abb. 1,7), verschiedene grauweiße Kalkbrekzien (eine Abb. 1,8) sowie mehrere Aragonite (Kalksinter) vor (einer Abb. 1,9), letztere werden bevorzugt in der Türkei abgebaut. Bei einem besonders großen, einst achteckigen Marmorfragment (Abb. 2,1) handelt es sich im Gegensatz zu den anderen Marmoren tatsächlich um einen feinkörnigen mittelmeeischen, es gibt sich durch das Fragment eines Dekors an seiner Unterseite überdies als Spolie zu erkennen.

Die Spolierung heidnischer Bauwerke der Antike wurde bis weit ins Mittelalter hinein praktiziert (ausführlich Esch 1969). Die Gewinnung von Opus sectile-Steinen für sakrale Bereiche kann dabei als perfektes Upcycling des Rohmaterials gesehen werden, sowohl im materiellen als auch im übertragenen Sinn, indem nämlich das Ehemalige und zugleich Überwundene den Untergrund und Laufhorizont des Jetzigen bildet. Solche Gedanken lagen diesem Vorgang jedoch vermutlich nicht immer zugrunde – oft bediente man sich einfach aus der nächstgelegenen römischen Villa.

Eine erste Welle des Heranholens antiker Spolien von Italien nach Mitteleuropa geschah unter Karl dem Großen. Dazu können, etwa für Kloster Lorsch, sogar Schriftquellen und Personen genannt werden (Forster 2011, 245f. mit

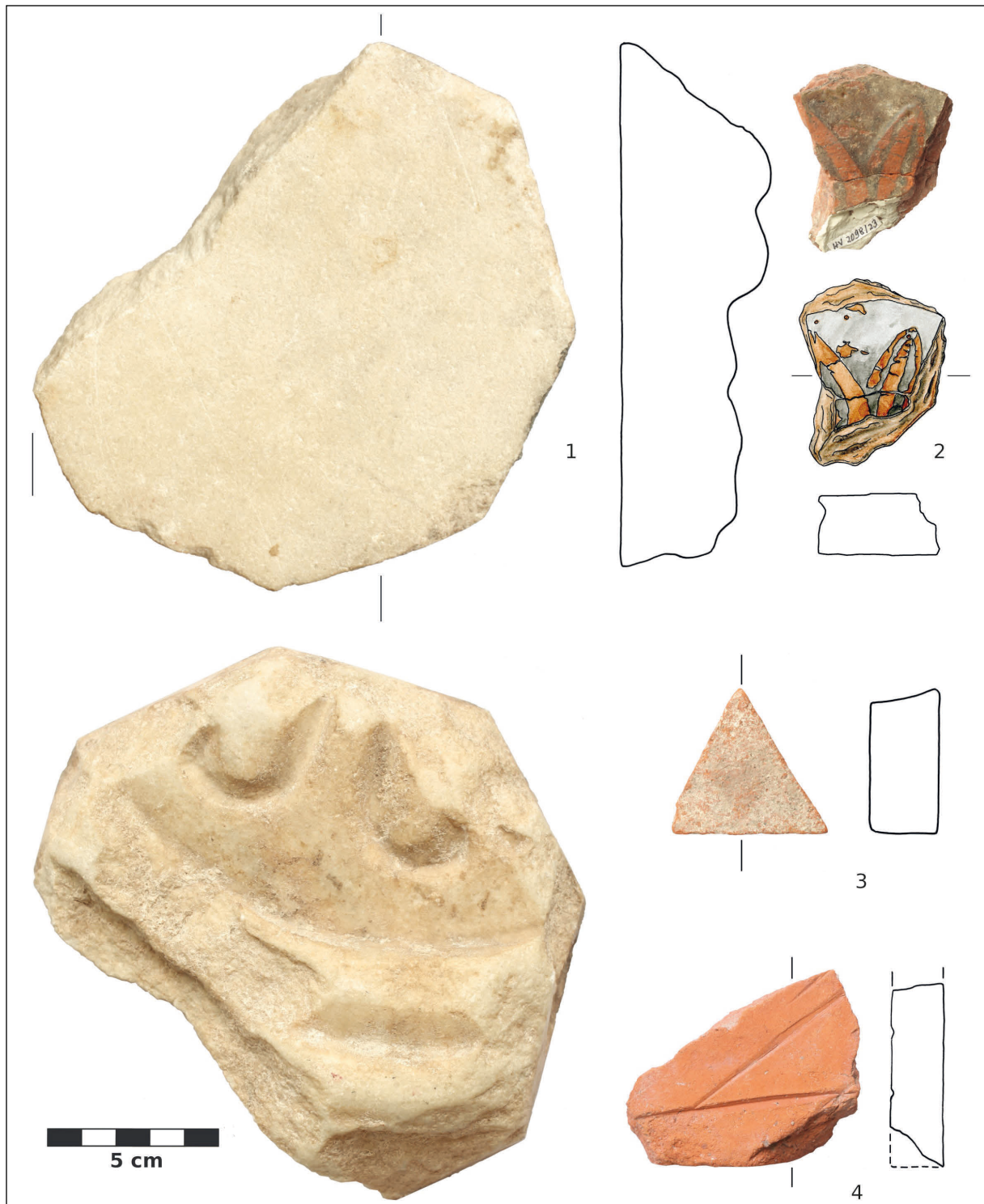


Abb. 2 (links) Opus sectile, Naturstein und Keramik; 1 = 55532-17, Historisches Museum Bamberg, Grabung W. Sage; 2 = HV 2098-4/HV 2098-23, 3 = HV 2098-51, Grabung H. Mayer; 4 = DK 33, Archäologische Staatssammlung München, Grabung Domkranz (Zeichnungen/Montagen N. Lohwasser/V. Tonino).

Anm.). Eine zweite Welle des Imports großer Mengen von Spolien und Reliquien veranlasste Kaiser Otto I., der diese Güter auch von seinen Italienfeldzügen mitbrachte.

Opus sectile aus Keramik

Neben den Natursteinfragmenten sind bei den Ausgrabungen auch Opus sectile-Stücke aus Keramik geborgen worden. Sie stammen fast ausschließlich aus dem

Bereich der Westkrypta (Braun 2005). Die keramischen Bodenplättchen sind in drei Gruppen einteilbar. Am häufigsten kommen zwei- bis dreifarbig engobierte (hellgrau, dunkelgrau, rot) und glasierte Plättchen vor (Abb. 2,2). Sie sind leider schlecht erhalten. Die Muster bzw. Motive sind schwer bis gar nicht erkennbar, aber im weitesten Sinn als floral anzusprechen. Diese frühen Glasuren waren entweder nicht sehr haltbar, oder der Boden, den die Fliesen bildeten, wurde stark begangen oder strapaziert; vermutlich trifft beides zu. An vielen Stücken ist die Glasur deshalb nur noch an den Kanten bzw. Seiten erhalten. Die Grundform der betreffenden Stücke war nicht nur rechteckig, es liegen auch dreieckige und Fragmente von sechseckigen oder rhombischen Exemplaren vor. Die zweithäufigste Gruppe sind kleine unglasierete Fliesen in Dreieckform (Abb. 2,3). Eine weitere, kleine Gruppe bilden unglasierete Fliesen mit Rillendekor (Taf. 2,4); leider fand sich kein größeres Fragment, das ein Gesamtmotiv erkennen ließ. Böden mit Rillendekor bzw. solche Fliesen sind auch aus der Umgebung Bamberg bekannt, sie wurden etwa bei Ausgrabungen in der Klosterkirche Ebrach gefunden (Vetterling 2000).

Formen und Muster

Die Vielfalt der Einzelformen spricht dafür, dass die verlegten Musterflächen außerordentlich unterschiedlich waren. Die überwiegende Zahl der geborgenen Opus sectile-Steine ist im Umriss rechteckig oder dreieckig. Unter den rechteckigen kommen nahezu quadratische

Steine in verschiedenen Größen vor, dazu rechteckige mit einem Seitenverhältnis von etwa zwei zu drei. Die dreieckigen sind sehr variantenreich, in der Mehrzahl aber gleichschenkelig rechtwinkelig. Dazu gibt es gleichschenkelig spitzwinkelige und gleichseitige Dreiecke in unterschiedlichen Größen, seltener relativ kleine stumpfwinkelige. Manchmal kommen an den dreieckigen Stücken leicht konvex gewölbte Kanten vor, was auf Verlegung in einem ring- oder kreisförmigen Muster schließen lässt. In solcher Art waren sicher auch langrechteckige Steine mit zwei gewölbten Längsseiten verlegt, eine konvex, eine konkav. Etwas rarer, aber auch größer sind sechseckige Steine aus dunkelgrauem Fauleschlammkalk. Ein Einzelstück ist das Fragment einer achteckigen Platte mit einem Muster an der Rückseite (s. o., Abb. 2,1).

Die vorliegenden Formate konnten verschiedene Muster bilden. Eine Gruppe dieser Muster gibt es offenbar mindestens schon seit der Karolingerzeit (Magdeburg und Lorsch). Im Bamberger Heinrichsdom war an Muster 1 (Abb. 3 links) die große achteckige Marmorspolie beteiligt. An vier ihrer Kanten lagen gleichschenkelig rechtwinkelige kleine Muschelkalk-Dreiecke. Die so entstandenen Quadrate wurden von Streifen aus farblich alternierenden rechteckigen Steinen getrennt. Eine solche Fläche *in situ* ist beispielsweise aus der Krypta des Magdeburger Doms bekannt (Brandl/Forster 2011, 62–64 mit Abb. 34, 36 und 38). Muster 2 (Abb. 3 Mitte) bestand hauptsächlich aus Reihen aneinandergelegter sechseckiger,

mittelgroßer Steine aus Faulschlammkalk. Als Füllsel sind rhombische Formate erforderlich, die auch aus zwei gleichseitigen Dreiecken bestehen könnten. Legt man hingegen jeweils die Spitzen der Sechsecke aneinander, müssen die Zwischenräume mit gleichseitigen Dreiecken gefüllt werden. Muster 3 (Abb. 3 rechts) verwendete Steine mit teils konvexen, teils konkaven Seiten, daneben viele gleichseitige und gleichschenklige Dreiecke. Die langrechteckigen mit den gewölbten Seiten formten Ringe, in denen etwa aus Dreiecken gebildete Sterne standen. Wie ein Beispiel im Mindener Dom zeigt (Hauser 2009, 356f.), schließen sich diese Ringe wie Blütenblätter zu einer großen Rundel zusammen.

Neben diesen komplizierten Konzepten gibt es zahllose Variationen einfacher Muster. Nach der Farbzusammensetzung aus hauptsächlich nahezu weißen bis rosafarbenen und grauen bis dunkelgrauen Steinen im Fundgut ist von auf Helldunkel-Kontrast abzielenden Musterkonzepten der Steinkünstler auszugehen. Aus dem durch die Vielzahl der vorliegenden Formate verhältnismäßig großen Spektrum möglicher Verlegeweisen ergibt sich außerdem, dass der Boden des Heinrichsdoms nicht mit einem, sondern einer Vielzahl unterschiedlicher Muster belegt war. Diese nahmen wie aneinandergelegte große Teppiche verschiedene Raumzonen ein. Solche Abschnitte sind planbare einzelne Arbeitsprojekte der Handwerker. Ein Vorgehen in dieser Weise ist angezeigt, wenn das Material rationiert ist, damit man den Überblick über die benötigten

Mengen der Grundformen behält.

Ein gutes Beispiel eines dem Bamberger Schmuckfußboden vermutlich ähnlichem Boden ist jener in der Benediktinerkirche von Pomposa (IT), datiert 1026 (Kier 1970, 27 Abb. 327). Aus einer zentralen Rundel entwickeln sich konzentrische Kreise aus dreieckigen, farblich alternierenden Steinen. Das Motiv liegt in einem rechteckigen Rahmen, die Ecken sind mit weiteren Kreismustern ausgefüllt. Der Schmuckfußboden erstreckt sich nur im Hauptschiff.

Auch im Bamberger Dom gibt es im archäologischen Befund das Fragment einer mittig im Langhaus gelegenen runden Marmorscheibe mit einem ursprünglichen Durchmesser von etwa 0,8 m, die in ähnlicher Art einen solchen Mittelpunkt gebildet haben kann. Ein weiteres Vergleichsbeispiel, wie der Boden im Bamberger Dom ausgesehen haben könnte, ist der Musterboden der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Klosterkirche Montecassino (IT) mit ihrem ehemals originalen Opus sectile von 1070 (Kier 1970, 29 Abb. 339). Von diesem Boden existiert eine Zeichnung von 1713, angefertigt kurz vor der Überdeckung mit einem barocken Boden, welche die Anordnung der Musterzonen wiedergibt. Die Musterflächen sind an einer Mittelachse ausgerichtet, wobei die zentral gelegenen Flächen die prachtvollsten und größten sind.

Ferner konnten auch die oben erwähnten kleinen dreieckigen Keramikfliesen in Mustern verlegt werden. Es sind jedoch nur zwei Varianten möglich. Bei der einen liegen stets die Längsseiten aneinander, was eine bienenwabenartige,

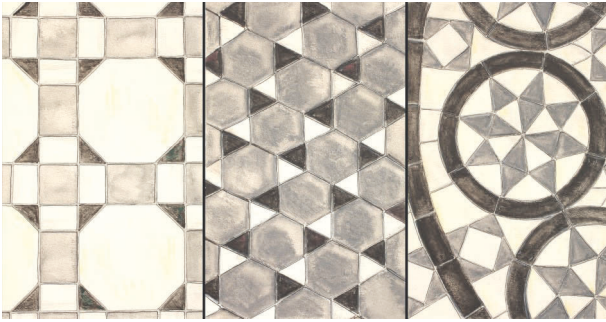
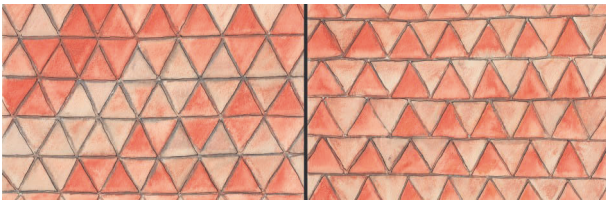


Abb. 3 (oben) und 4 (unten) Rekonstruktionen möglicher Naturstein- (oben) und Keramikfliesen- (unten), Verlegeweisen (Zeichnungen N. Lohwasser).



sehr räumliche und optisch irritierende Fläche ergibt (Abb. 4 links). Bei der anderen Variante liegen an zwei Seiten der Nachbarsteine, an die freie Seite stößt jedoch die Spitze des dritten Nachbarn, wodurch jeweils bündige, versetzte Streifen entstehen (Abb. 4 rechts). Neben diesen zwei Möglichkeiten gibt es fürs flächige Verlegen dieser Form keine dritte; Variationen sind nur durch leichte Verschiebungen zu erreichen, oder indem man etwa große geometrische Grundformen in dieser Weise füllt, wie Kreise, Rechtecke, Dreiecke, Sterne usw. und solche Grundformen untereinander in Streifen verbindet, wodurch eine große Musterbandbreite erreicht wird.

Das Bamberger Opus sectile im Kontext archäologischer Befunde Mitteleuropas

Die Heimat der Kunstgattung Opus sectile liegt im Mittelmeerraum. Dort ist auch seine Beforschung zuhause und als Zweig der Mosaikenforschung etab-

liert. Die 1990 in Rom gegründete Assoziation für Erforschung und Erhalt von Mosaiken, Associazione Italiana per lo Studio e la Conservazione del Mosaico, kurz AISCOM (<http://www.aiscom.it/> abgerufen 24.06.2020) widmet sich dieser Aufgabe und gibt jährlich Tagungsbände heraus.

Werke in Opus sectile sind ein Zweig der archäologisch-kunsthistorischen Forschung, dem in Mitteleuropa bislang keine besondere Beachtung beigemessen wurde (Steppan 2010, 174). Auch das Erscheinen der Dissertation zu mittelalterlichen Schmuckfußböden im Rheinland von Hiltrud Kier (Kier 1970) liegt schon mehr als 50 Jahre zurück. Einzelbeispiele oder archäologisch dokumentierte Flächen in Domen und Kathedralen Deutschlands erfuhren gelegentlich Interesse in Ausstellungskatalogen. Einen Aufsatz zum Opus sectile in Kloster Lorsch verfasste Christian Forster, dort fanden sich bei den Ausgrabungen rund 600 dieser Fußbodenplättchen (Forster 2011, 241).

Der Schmuckfußboden im Heinrichsdom – Teil eines Gesamtkonzepts?

Ein Schmuckfußboden aus Opus sectile ist Teil eines Ausstattungskonzepts, das den gesamten Kircheninnenraum umfasst (Steppan 2010, 175f.). Die über dem Boden aufgehenden Wände sind in eine oft ebenfalls steinverkleidete Sockelzone und in eine darüber liegende bemalte Zone mit Bildprogramm gegliedert.

Von einer solchen möglichen Wandverkleidung in der Art eines Lambris liegen ebenfalls mehrere Fragmente im Fundgut vor, teils aus Marmor, teils aus

Alabaster sowie eine Kalkbrekzie. Sie sind nur knapp 1 cm stark und mitunter an der Rückseite kreuzweise eingesägt, um eine gute Haftung im Mörteluntergrund zu gewährleisten.

Vielleicht war diese Sockelzone in etwa 2 m hoch, wie man es in mittelbyzantinischen Kirchen noch feststellen kann, etwa an der Marmorinkrustation der Kreuzkuppelkirche im Athoskloster Ibeiron (GR) (Steppan 2010, 166f.). Das ist etwa die Höhe, um ein oberhalb liegendes Wandgemälde mit den Händen nicht mehr erreichen bzw. es durch gelegentliches Anlehnen an die Wand nicht mehr abwetzen zu können – dient also quasi dem Kunstschutz. Ebenso wahrscheinlich ist es aber, dass solche steingefassten aufgehenden Wände nur in gewissen Teilbereichen angebracht waren, etwa an Chorschränken oder hinter und an Altären oder in Apsiden oder Nischen. Kurz: wie weit diese Gestaltungselemente den ganzen Kirchenraum erfassten, kann allein aus den Funden, die nur einen kleinen verbliebenen Rest darstellen, nicht gesagt werden. Eine Vorstellung des Innenraums des Heinrichsdoms, wie durch den Bau eines Modells versucht (siehe Beitrag Holzapfel, Modell), muss hypothetisch bleiben.

Verbleib des Restes

Die Steine aus dem Bamberger Dom sind vermutlich nur ein sehr kleiner Teil des ehemals vorhandenen Opus sectile-Spektrums. Man kann mit den verbliebenen Steinen gerade einmal einen knappen halben Quadratmeter bedecken. Das ist für die Fläche des ehe-

maligen Heinrichsdom-Mittelschiffes von etwa 300 m² verhältnismäßig wenig. Die vorliegenden Steine bringen ein Gewicht von etwa 10 kg auf die Waage. Man hätte also allein für das Mittelschiff etwa sechs Tonnen Steinmaterial verarbeitet (20 kg x 300 [m²] \triangleq 6.000 kg = 6 t). Wo ist der Rest, der weitaus überwiegende Teil des Bamberger Opus sectile hingeraten? Es ist denkbar, dass man die unbeschädigten Stücke teilweise andernorts wiederverwendet hat, denn das Wissen um ihren materiellen und ideellen Wert als Spolien war Ende des 11. Jahrhunderts, als der Boden zugrunde ging, noch nicht erloschen. Möglicherweise befinden sich auch unter dem bei den Grabungen Walter Sages großflächig freigelegten Sandsteinplattenboden des Ottodoms, der belassen und nicht entfernt wurde, noch Reste von Opus sectile-Flächen des Heinrichsdoms *in situ*. Ebenfalls denkbar ist, dass der vor Ort vorhandene Stein-Bauschutt, darunter auch Teile der Fußbodenreste, als Füllung der neuen Mauern des heutigen Doms verwertet wurde, der Fußboden also teilweise in die Mauern geriet. Ein guter letzter Ort für eine Spolie.

Veronika Niklaus

Die Wandputzfragmente aus dem Bamberger Dom

Wenn Sie die Kirche und UNESCO-Weltkulturerbestätte St. Johann in Müstair (Kt. Graubünden) betreten, scheint es, als würden Sie in eine andere Welt eintauchen. Sie wissen vermutlich nicht einmal, wo Sie ihren Blick zuerst hinwenden sollen, denn überall – an den Wänden, an den Apsiden, den Säulen, selbst auf der Oberfläche des Gewölbes – stehen Ihnen Personen, Szenen, Gegenstände und Ornamente sowie verschiedenste Farben und Formen gegenüber. Nahezu jede Stelle der Innenausmalung erzählt eine Geschichte. Geschichten, welche die Wandmalereien wiederum mit dem Ort und seinen vergangenen sowie gegenwärtigen Besucher*innen durch die Zeit hindurch verknüpfen.

Die Wandputzfragmente aus dem Bamberger Dom – ein einführender Überblick

Ausgegrabene Wandputzstücke aus dem Bamberger Dom belegen, dass sich im Inneren des Heinrichsdoms Wandmalereien befanden. Leider bleiben uns ihre Geschichten verborgen; es sind keine Wandgemälde im Ganzen, zudem keine Reste *in situ* überliefert. Lediglich abgefallene Wandputzfragmente konnten gesichert werden. Die Oberflächen der größten Fragmente messen in der Länge maximal 15 cm, die der übrigen ca. 5 cm oder weniger.

Eine bildliche Rekonstruktion ist somit derzeit und vermutlich auch in Zukunft nicht möglich. Ausgegraben wurden rund 2000 Fragmente. Eine Aussage hinsichtlich der genauen Bauphasenzugehörigkeit oder des ursprünglichen Standorts der Fragmente zu treffen, ist bislang leider nicht möglich. Als Bauschutt konnten sich die Fragmente mit Schichten älterer oder jüngerer Zeitstellungen vermengen, wodurch eine genaue Zuordnung erschwert ist. Auch eine Inbezugsetzung der Datierung von Baumaßnahmen an Gebäuden und der Datierung von Wandmalereien ist mit Vorsicht zu genießen: Wie M. Exner für die Ringkrypta von St. Emmeram in Regensburg und die Andreaskirche in Fulda-Neuenberg anführt, konnte die Ausmalung auch erst einige Zeit nach den Baumaßnahmen am Gebäude erfolgen (Exner 1995, 175 mit Anm. 94). Aufgrund ihres Erscheinungsbilds sind die Wandputzfragmente aber wohl der mittelalterlichen Zeitstellung zuzurechnen und könnten unter Umständen das Innere des ursprünglichen Heinrichsdoms (geweiht 1012), des Ottodoms (nach 1085) oder auch der vormaligen Burkkirche (9./10. Jh.) ausgestaltet haben.

Bekannte zeitgenössische Wandmalereien und methodische Querverbindungen

Die Wandputzreste aus dem Bamberger Dom reihen sich damit in eine Parade karolingischer und romanischer Wandgemälde ein. Als Zeitgenossen zu nennen sind hier im bayerischen Raum beispielsweise die Wandgemälde in der Sola-Basilika in Solnhofen, in der Ringkrypta von St. Emmeram in Regensburg (um 800/frühes 9. Jahrhundert?) mit dem dortigen Verbindungsgang zur Ramwoldkrypta (vmtl. um 980), in der Krypta von St. Mang in Füssen (vmtl. 9. Jahrhundert), in der Torhalle von Frauenchiemsee (spätes 10./frühes 11. Jahrhundert) (Exner 1998a, 99–115) und in der Torhalle des Kloster Lorsch (vor Mitte 9. Jahrhundert) (Exner 2011, 321). Bekannt sind zudem im Bodenseeraum Wandmalereien in der St. Sylvesterkapelle in Goldbach (um 840; um 900) (Berschin/Kuder 2012, 15 sowie 29) und in der UNESCO-Weltkulturerbestätte St. Georg in Reichenau-Oberzell (um 900 (?), Datierung umstritten) (Berschin/Kuder 2012, 58–68) mit Krypta (vmtl. 10. Jahrhundert) (Exner 1995, 174f.) und Michaelskapelle (um 1050) (Berschin/Kuder 2012, 75) sowie die *Majestas Domini* in der Ostapsis von St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell (um 1120) (Berschin/Kuder 2012, 81–87). Nennenswert sind außerdem die Wandmalereien in der Krypta von St. Maximin in Trier (ca. 890–900) (Exner 1989, 211) und in St. Johann in Müstair (ebenfalls UNESCO-Weltkulturerbe, letztes Viertel 8. Jahrhundert – um 1200) (Goll 2007, 58–65). Letztere vermitteln neben den Wandmalerei-

en in Reichenau-Oberzell einen guten Eindruck davon, wie die Ausmalung eines Kircheninnenraums im Mittelalter im Ganzen aussehen konnte. Im tirole- rischen Raum finden sich die ältesten romanischen Wandmalereien unter anderem in der Burgkapelle von Sigmundskron (um 1100), St. Peter in Gratsch (2. Viertel 12. Jahrhundert) und später in der Krypta des Klosters Marienberg (1167–1177) (Steppan 2008a, 35f.). Ein bekanntes Beispiel ist zudem St. Prokulus in Naturns (um 800; Mitte 10. Jahrhundert) (Exner 2019, 87–90). Sehr wichtig ist darüber hinaus St. Gangolf in Bamberg, hierauf wird an späterer Stelle einzugehen sein.

Grundsätzlich gilt: Wandmalerei steht nicht allein, sondern interagiert mit anderen Formen mittelalterlicher Kunst, maßgeblich der der Buchmalerei. Die Vergleiche zwischen Wand- und Buchmalerei liefern wertvolle Hintergrundinformationen zu Ikonographie, Typologie und Herkunft der Bilder (vgl. z. B. bzgl. der Wandmalereien in der Krypta von St. Maximin in Trier Exner 1989, 184–193). Teilweise beinhalten die Wandmalereien aber auch Inschriften, die direkte Bezüge zu schriftlichen Quellen zulassen. So wurden beispielsweise in St. Sylvester in Goldbach Teile einer Inschrift identifiziert, die nachweislich einem Gedicht des Dichters Walahfrids entstammen, dem an seinem unteren Ende ein Widmungsspruch für die Kapelle in Goldbach hinzugefügt ist (Berschin/Kuder 2012, 10–13). Auf den Wandputzstücken aus dem Bamberger Dom sind solche Inschriften bisher nicht erkennbar.

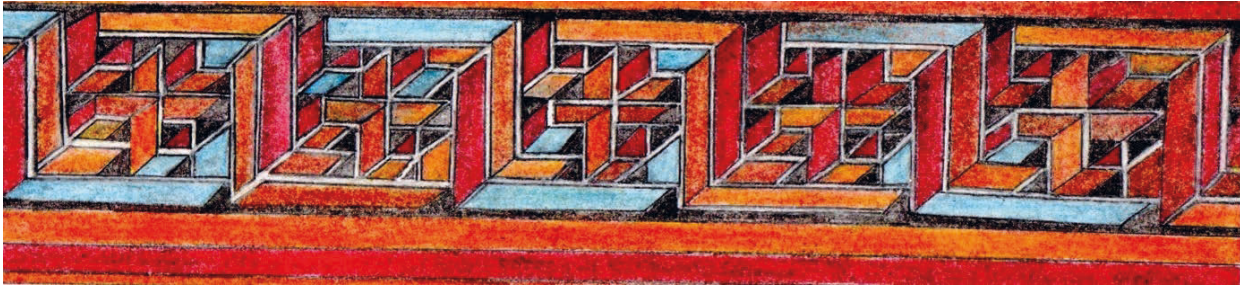


Abb. 1 Räumliches Mäander aus St. Georg in Reichenau-Oberzell (Umzeichnung V. Niklaus nach Berschin/Kuder 2012, 40).

Kompositionsschemata damaliger Wandmalereien und die Frage nach dem Warum

Warum legten die Menschen des Mittelalters Wert darauf, ihre Kirchenräume so aufwendig auszustatten? Die Antwort darauf ist ebenso Glaubensfrage wie Programm. Die Wandbilder vermittelten theologische Inhalte, repräsentierten die Bibel sowie Heilige und erschufen damit eine sakrale Atmosphäre. Dabei sollten die Menschen neben religiöser Lehre zudem das göttliche Heil in spiritueller Versenkung und

Erbauung erfahren. Die überwiegend zweidimensionalen, im Vergleich zur Antike und Renaissance manchem Laien vielleicht rückschrittlich erscheinenden Bilder sind dies keineswegs. Das Mittelalter stellte lediglich einen anderen Anspruch als die Neuzeit: Die Priorität lag bei Vermittlung christlicher Ordnung sowie Heilslehre, woraus der lineare, knappe und ausgewogene Stil (Steppan 2008c, 57) der Malereien resultiert. Es ging um das Programm, nicht um natürliche Ästhetik im modernen Sinne. Die Bildszenen folgten da-

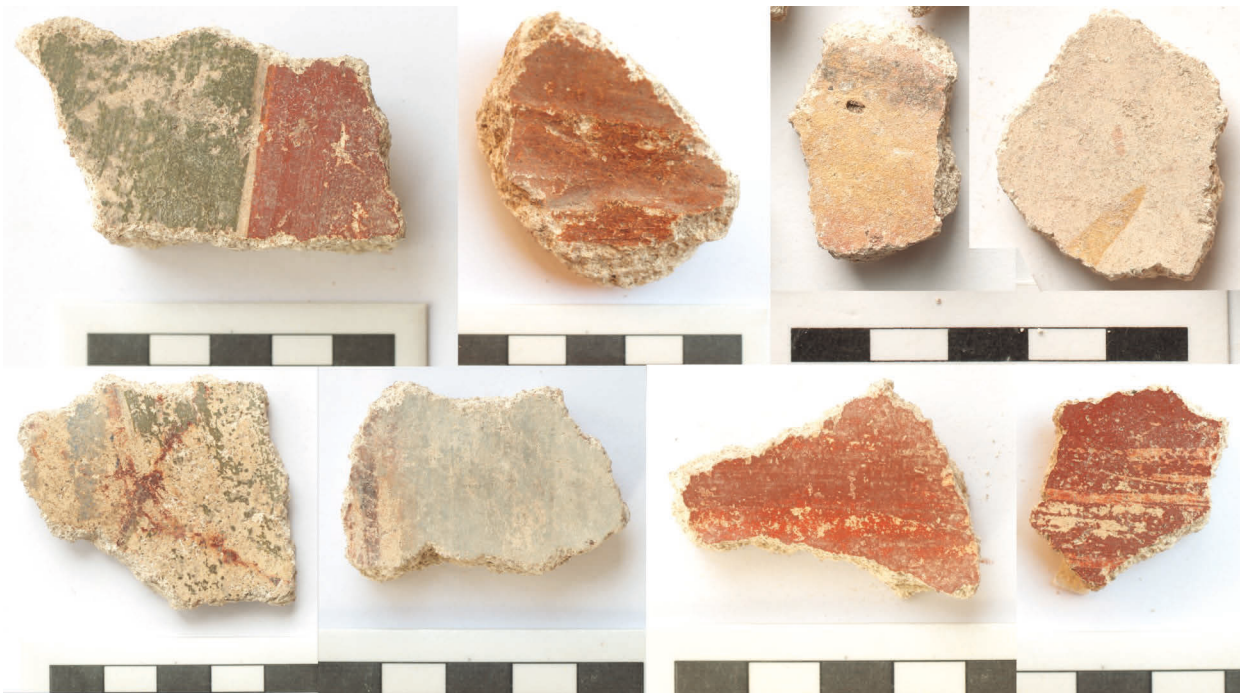


Abb. 2 Farbspektrum der Wandputzstücke (von links n. rechts, oben n. unten: Inv.-Nr. HV 2096/28, HV 2096/47, WK 02865-3.1, HV 2096/38, HV 2096/60, HV 2096/48, HV 2096/112 (Fotos Projekt Bamberger Dom)).

bei der Architektur, aber auch der jeweiligen Nutzung des Gebäudes (Steppan 2008b, 49; Steppan 2008c, 57–59). Damit drängt sich die Frage danach auf, wie ein solches Programm im Kircheninnenraum angeordnet sein konnte. Eine Beschreibung der ikonographischen Programme romanischer Wandmalereien in Tirol liefert Th. Steppan. Demnach befinden sich im Bereich des Sanktuariums (= Altarraum), des Triumphbogens und der Chorgewölbe häufig repräsentative theologisch-mystische Darstellungen. Die Apsis selbst zeigt überwiegend eine *Majestas Domini*. Dabei wird der auf einem Thron sitzende Christus von den vier Evangelisten, dem *Tetramorph*, umgeben. Darunter können sich beispielsweise Abbildungen der Himmelsstadt und der Apostel befinden. Eucharistische Motive werden häufig am Triumphbogen abgebildet, teilweise findet sich dort aber auch eine Fortsetzung der Gemäldezyklen des Langhauses. Die Decke bildet (passend zu ihrer Position über den Köpfen der Gläubigen) meist Himmelsvisionen ab, in deren Zentrum Christus steht. Die Sockelzone der Apsis und der Ostwand zeigt unter anderem Stifter, meist aber Dämonen und Fabelwesen, die den Übergang zum Sündhaften und zur Unterwelt hin verdeutlichen. Die seitlichen Wände der Kirchen bzw. des Langhauses weisen meist Zyklen biblischer Geschichten, Inhalte aus Apokryphen oder Heiligenlegenden auf. Diese Darstellungen waren in Registern angeordnet. Bereits seit der Karolingerzeit folgten Szenen aus dem Neuen Testament häufig chronologisch aufeinander und ließen sich von

der Ostecke des oberen Registers der Südwand ausgehend im Uhrzeigersinn lesen (Steppan 2008b, 49–54). Die Einfassung der Bildzyklen an den Längswänden erfolgte oftmals durch geometrisch gemusterte Bänder, sogenannte Mäander (Abb. 1). Aber auch Flechtbandmuster, florale Motive oder streifenförmige Muster konnten als Rahmen- und Zierelemente dienen.

Zur Veranschaulichung sei an dieser Stelle ein kurzes Beispiel gegeben: Die karolingische Ausmalung in St. Johann in Müstair weist heute im Langhaus Szenen aus dem Leben Christi, mutmaßliche Apostelmartyrien und Teile des Davidszyklus auf. In der mittleren Apsis ist eine *Majestas Domini* zu sehen, darunter folgen Ausschnitte aus dem Leben des heiligen Johannes. Die Formen der Dekorationsmalerei sind vielfältig und beinhalten florale Motive, Perlstäbe, Flechtornamente und einen perspektivischen Mäander im Bereich der Mittelapsis. Auf der Ostwand über den Apsiden ist die Himmelfahrt Christi abgebildet, auf der Westwand demgegenüber eine Darstellung des Weltgerichts. Innerhalb der romanischen Ausmalung erfährt das Bildprogramm eine Veränderung: Die Darstellung der Himmelfahrt befindet sich nun im oberen Teil der Südapsis und kürzt die dortige Stephanusgeschichte. Des Weiteren wird in der Mittelapsis das Gleichnis der klugen und der törichten Jungfrauen eingefügt, der Johanneszyklus dafür ebenfalls gekürzt. Die Ostwand über den Apsiden zeigt nun anstelle der Himmelfahrtsszene Johannes den Täufer sowie Johannes den Evangelisten,

die Opfer Kains und Abels sowie den Sündenfall (Exner 2007, 84–111).

Die Frage nach den einflussnehmenden Instanzen

Für die Ausgestaltung der Wände waren häufig bischöfliche Zentren und Klöster (vgl. z. B. die berühmten Wandmalereien der Reichenauer Mönche) tonangebend (Steppan 2008c, 57). Von Heinrich II., dem Stifter des Doms, sind keine in Auftrag gegebenen Wandmalereien oder Darstellungen auf selbigen bekannt. Die einzige Ausnahme ist in Bamberg zu finden: Hier ist in der Thomaskapelle der alten Hofhaltung eine Purpurinschrift überliefert, die in Zusammenhang mit einer Weihe durch Papst Benedikt VIII. während Heinrichs Regierungszeit stehen könnte (Exner 1998a, 112; Exner 1998b, 132).

Als Zentren ottonischer Kunst in Süddeutschland gelten Regensburg mit der Abteikirche St. Emmeram und St. Georg in Reichenau-Oberzell (Exner 1998a, 109). Da der Heinrichsdom ein repräsentativer Bau war, könnten diese Zentren künstlerische Orientierung verschafft haben. Ein sehr wichtiges Vergleichsobjekt liegt mit St. Gangolf in Bamberg vor. Genau wie der Bamberger Dom wurde die Kirche 1185 von einem Großbrand heimgesucht. Bereits 2015 fielen dort im Bereich des Dachtragwerks Reste mittelalterlicher Wandmalereien auf, die als die Reste eines Mäanders identifiziert und mit Umbaumaßnahmen unter Bischof Otto I. von Bamberg (reg. 1102/03–1139) in Verbindung gebracht wurden. Während dieser Zeit bestanden starke Beziehungen

zum Kloster Prüfening, einem damaligen Zentrum der süddeutschen Buch- und Wandmalerei. Der Mäander gehörte zum oberen Register des ursprünglichen Langhauses und bestand aus einem gegenläufigen Doppelmäander, in den Büsten männlicher Heiliger integriert waren (Turek 2020, 42–47). Dass sich während des Brands in St. Gangolf an dem *in situ* erhaltenen Rest des Mäanderbandes v.a. Lichthöhungen, Stäbe und Perlstäbe ablösten (Turek 2020, 45), ist hinsichtlich der abgefallenen Wandputzfragmente des Bamberger Domes eine wertvolle Information.

Die materielle Grundlage: Wandputz

Wandmalereien befinden sich auf Wandputz. Dieser hatte zwei wesentliche Funktionen: die des Schutzes gegen Schäden durch Witterung und Umwelt sowie die der optischen Ästhetik (Knoepfli 2016, 19). Grundsätzlich entwickelte er sich in enger Wechselwirkung mit den Ansprüchen der sich ebenfalls weiterentwickelnden Wandmalerei (Emmenegger 2016, 344). Wichtige Bestandteile des Mörtels waren Bindemittel, Zuschläge und Wasser sowie weitere Zusatzstoffe, welche den Härtingsprozess des Mörtels begünstigten (Knoepfli/Emmenegger 1990, 32f.). Als Bindemittel wurde häufig Kalk verwendet. Die Zuschläge festigten den Mörtel, hierzu diente vor allem Sand. Neben den Zusätzen weisen die Mörtel mitunter auch weitere Bestandteile, wie z. B. Stroh, Tierhaare oder farbige Pigmente auf. Neben chemischen Analysen können mikroskopische Untersu-

chungen dazu beitragen, die Bestandteile des Mörtels auszumachen. Obwohl die Verwendung von Kalk als Bindemittel bereits bis in die Steinzeit zurückreicht, leisteten zunächst die Griechen und daraufhin vor allem die Römer maßgeblichen Anteil an der Entwicklung des Kalkmörtels. Generell war sich das Mittelalter eines Großteils des antiken baukünstlerischen Wissens nicht mehr bewusst, eine Renaissance trat hier erst im 14. und 15. Jahrhundert ein (Jornet 2016, 46–55). Die Existenz der bereits in der Antike beschriebenen *Stucco-lucido-Technik* (mit der Kelle erzielte Hochglanzdarstellung des Freskoauftrags) in der frühmittelalterlichen Ringkrypta der Kirche St. Martin im Kloster Disentis (Kt. Graubünden, um 765) zeigt jedoch, dass das antike Wissen nicht gänzlich verloren war. Im Gegensatz zur Antike wurde in der mittelalterlichen Romanik bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zudem statt Mehrschicht- häufig Einschnittputz verwendet. Die Wiedereinführung des Mehrschichtputzes hängt mit der Anwendung von Vorzeichnungen (*Sinopien*) auf dem Grobputz (*Arriccio*) zusammen. Auf den Grobputz wurde anschließend der Feinputz (*Intonaco*) aufgetragen. Auch für das Frühmittelalter sind Sinopien bereits überliefert (Emmenegger 2016, 344f.). Als Verputz von steinsichtigen Natursteinwänden war darüber hinaus vom 12.–15. Jahrhundert die *Pietra rasa* beliebt. Dabei wurde der Mörtel, der zwischen den Steinen austrat, verstrichen, die Vorderseite der Steine aber nicht zwingend gänzlich bedeckt. Außerdem wurden

die Kanten der Steine mit der Kelle im Fugenmörtel nachgeritzt (Gasch/Glaser 2011, 22f.).

Farbmaterialien und Techniken des Auftrags

Um festzustellen, welche Farben für die Wandmalereien verwendet wurden, sind chemische Materialanalysen erforderlich, die für die Fragmente aus dem Bamberger Dom noch nicht vorliegen. Beispiele anderer bekannter Kirchen mit karolingischen bzw. romanischen Wandmalereien können jedoch einen kleinen Eindruck vermitteln: In der Krypta des Klosters Marienberg (Tirol, 1167–1177) (Steppan 2008a, 35f.) z. B. wurden gelber Ocker, Lapislazuli, gebrannte Terra di Siena und Rebschwarz verwendet (Stampfer 2008, 26). Gelber Ocker wurde neben braungelbem Ocker und Massicot außerdem ebenfalls in St. Johann in Müstair genutzt, um gelbe Farbe zu erhalten. Für weiße Farbe kamen hier darüber hinaus Sumpfkalk, Bianco San Giovanni, Kalksteinmehl, für rote Farbe roter Ocker, Mennige und roter Farblack zum Einsatz. Grüne Farbe wurde durch eine Mischung aus grüner Erde und Pflanzenschwarz, blaue hauptsächlich durch Ägyptischblau und schwarze Farbe durch Pflanzenschwarz und Beinschwarz erzeugt (Emmenegger 2002, 92). Aber auch die Art und Dosierung des Bindemittels (Knoepfli/Emmenegger 1990, 41) spielen eine wichtige Rolle. Es darf nicht vergessen werden, dass sich Farbtöne infolge der Hitzeentwicklung bei Bränden verändern konnten – beispielsweise von erdfarbenen Farbpigmenten hin zu

roter Farbe, wie es in St. Gangolf angenommen wird (Turek 2020, 45). Technisch gesehen wird zwischen der *Freskomalerei* und der *Seccomalerei* unterschieden. Bei der *Freskomalerei* wird die Farbe auf einem noch feuchten, aber druckfesten Kalkputz, bei der *Seccomalerei* dagegen auf einem trockenen Untergrund aufgetragen. Nördlich der Alpen war außerdem die *Kalkmalerei* weit verbreitet. Hier wurde auf einem feuchten Kalkbestrich, unter dem ein trockener Verputz lag, gemalt. Auch Mischtechniken, wie wir sie beispielsweise in der bereits erwähnten Benediktinerbasilika Prüfening (Regensburg, 2. Viertel 12. Jahrhundert) finden, wurden angewandt (Knoepfli/Emmenegger 1990, 22–25). Der Nachweis der Maltechnik liegt im Detail: so ist die Freskotechnik zum Beispiel durch feine Borstenstriche in den Malereien feststellbar (Stampfer 2008, 27). Weiterhin können farbige kleine Spritzflecken neben einem langen Strich und eine recht punktförmige Gestaltung desselben auf die Technik des Schnurschlags hinweisen. Dabei wurde eine in Farbe getränkte Schnur mit sehr geringem Abstand zur Wand gespannt, angezogen und anschließend losgelassen, sodass ein gerader Farbstrich auf der Wand zurückblieb. Darüber hinaus existierten beispielsweise Orientierungshilfen in Form von Einritzungen oder Zirkelschlägen (Emmenegger 2002, 85; 95–97). Ebenso wie das Bildprogramm ist somit auch die Maltechnik in ihrer Ausführung keinesfalls zu unterschätzen, sondern insbesondere vor dem Hintergrund raffinierter technischer Konstruktionen zu betrachten.

Die Wandputzfragmente aus dem Bamberger Dom

Lassen sich mit diesem gesammelten Wissen Aussagen zur putztechnischen und malerischen Ausgestaltung des Bamberger Doms treffen? Bisher fehlen naturwissenschaftliche Analysen der Wandputzfragmente. Aussagen zu Mörtelbestandteilen und Farbpigmenten sind somit derzeit nicht möglich. Die Farbigkeit der Wandputzstücke könnte für Vergleiche in Frage kommen. Es ist jedoch zu beachten, dass es im ehemaligen Dom mehrmals brannte und sich die dortigen Farben wie in St. Gangolf durch die Hitzeeinwirkung verändert haben mussten. Eine Unterscheidung zwischen „angeheizten“ und „normalen“ Wandstücken ist hier ohne genaue Materialanalysen nicht auszumachen. Rostfarbene Rottöne waren im Bereich der romanischen Wandmalerei weit verbreitet, außerdem sind die gefundenen Wandstücke sehr klein. Es ist jedoch anzumerken, dass eine Reihe auffallend an- bzw. durchgeschwärzter Putzstücke überliefert ist. Auch das Verblassen von Farben etc. muss bedacht werden.

Die Farben der Wandputzfragmente fallen insgesamt in ein Farbspektrum, das sich mit dem der bereits genannten Beispiele deckt. Es dominieren Rot-, Braun- und Blautöne, aber auch gelbliche Reste sind vereinzelt auszumachen (Abb. 2). Einen Blickfang bieten intensiv gefärbte Rot- und helle Blautöne. Markant sind einige Reste, die eine hellblaue sowie beige/perlmutterartige Farbgebung aufweisen und somit starke Ähnlichkeiten mit einem Ausschnitt des Mäanderrests in St. Gangolf zeigen.

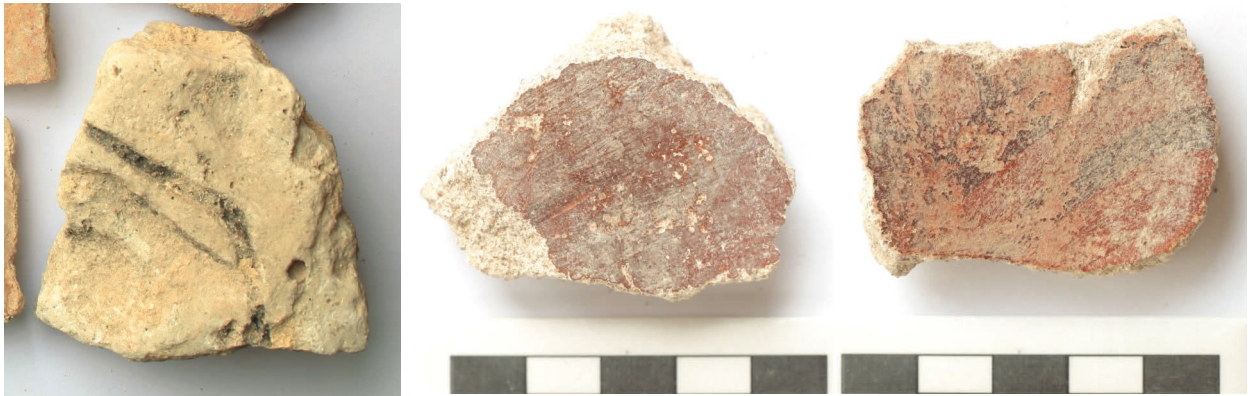


Abb. 3 (links) Tierkopf, mutmaßlich Rind, Pferd oder Esel, mit Resten einer weiteren Farbschicht, Inv.-Nr. 55503-6; Abb. 4 (rechts) Fragmente mit akanthusartigen Darstellungen, links Inv.-Nr. HV 2096-20, rechts HV 2096-52 (Fotos Projekt Bamberger Dom).



Abb. 5 Rest eines Mäanders, auf einer mächtige Putzschicht, Inv.-Nr. 55503-4 (Foto Projekt Bamberger Dom).

Es ist unwahrscheinlich, dass der ehemalige Dom im Inneren steinsichtig war. Ein gerundetes Fragment erweckt den Anschein, dass der Dom auch an Nischen- beziehungsweise Bogenkanten

bemalt war. Auf nur sehr wenigen Fragmenten sind Gesichtsausschnitte erkennbar. Besonders Augen sind in der Regel sehr gut auf Putzfragmenten auszumachen; sie waren in romanischen

Wandmalereien oft recht groß, mandelförmig und durch mehrere farbliche Konturen ausdrucksstark eingefasst dargestellt. Innerhalb des gesamten Fundmaterials der Wandputzfragmente sind verhältnismäßig wenige mutmaßliche Gesichtsfragmente überliefert, Bruchstücke aus dem Bereich von Oberkörpern konnten bislang nicht identifiziert werden. Einzelne Fundstücke zeigen mehrschichtige Putz- und Malereischichten. Aufgrund der geringen Größe und oft stark verblassten Farbgebung der Fragmente sind nur wenige Motive auszumachen. Erkennbar sind u. a. einige lineare Elemente. Ein Fragment könnte zudem den Teil eines Gesichts darstellen, ein anderes evtl. den Teil einer Augenpartie. Drei figürliche Elemente lassen sich eindeutiger zuordnen: eines ist das Profil eines sehr kleinen Gesichts mit Kopfbedeckung, ein anderes ein im Vergleich dazu größeres Gesicht im Dreiviertelprofil. Auf einem wieder anderen ist ein länglicher, großer Tierkopf, ähnlich einem Rind, Pferd oder Esel abgebildet (Abb. 3). Direkt unterhalb der Schnauze verläuft parallel zum Maulbereich ein nach oben hin abknickender länglicher Gegenstand. Vereinzelt scheinen auf der Farbschicht Reste einer weiteren Putz- oder Malschicht erhalten zu sein, wobei im Maulbereich

eine schwache Kontur zu sehen ist, die der schwarzen, darunter liegenden folgt. Es stellt sich die Frage, ob die untere der beiden Schichten evtl. als Vorzeichnung genutzt worden sein könnte. Gut erkennbar sind darüber hinaus zwei florale, akanthusartige Darstellungen (Abb. 4). Eines der prächtigsten Fragmente ist das eines Mäanders (Abb. 5). Typisch für damalige Verzierungselemente ist der Mäander durch die Abstufung der Farben in den Feldern sehr plastisch gestaltet. Auch ein anderes Fragment mit einem roten, dreieckigen Ausschnitt weist diese Plastizität auf. Vielleicht könnte es sich dabei um den Ausschnitt eines Flechtbandmusters handeln.

Die Wandputzfragmente aus dem Bamberger Dom mögen in ihrer Größe vielleicht auf den ersten Blick hin unscheinbar wirken. Innerhalb des Fundmaterials sind sie aber nicht wegzudenken: Ihnen ist die Gewissheit zu verdanken, dass der Dom in seiner Vergangenheit bunt bemalte Wände beherbergte. Sie erzählen nicht nur Geschichten eines großen Bamberger Domes, sondern umso mehr Geschichten großer Kirchen, in denen mittels der Wandmalereien eine ganz besondere Atmosphäre geschaffen wurde.

Valentina Tonino

Die Glasfunde aus dem Bamberger Dom

Das Fensterglas.

Geschichte des Kirchenfensters

Wer an die Glasmalerei des Mittelalters denkt, hat schnell die großen gotischen Kathedralen und Dome vor Augen. Wir denken an Chartres, Paris, Regensburg, Köln oder Canterbury mit ihren dunklen, farbintensiven Fenstern. Das Erscheinungsbild des Kirchenfensters hat sich jedoch im Laufe des Mittelalters stark gewandelt, allerdings sind nur sehr wenige frühe Bleiverglasungen erhalten geblieben. Viele romanische Kirchen, darunter Bamberg, aber auch Speyer oder Worms, haben ihre bunten Fenster verloren, wohingegen in den nach 1250 erbauten gotischen Kirchen noch viele Beispiele originaler Verglasung bekannt sind. Dadurch ist das allgemeine Bild von mittelalterlichen Kirchenfenstern sehr gotisch geprägt. Ihr Bildeindruck unterscheidet sich jedoch völlig von dem früherer Fenster (Becksmann 1988, 8).

Kirchenfenster waren bereits im Frühchristentum mit Glas, dünn geschliffenem Marmor oder Alabaster ausgefüllt. Kleine, farbige Glasplatten wurden zunächst zu geometrischen Mustern, ab dem 8. Jahrhundert auch zu figürlichen Darstellungen zusammengesetzt. Wie Schriftquellen belegen, gab es bereits in karolingischer Zeit die Möglichkeit, diese zusätzlich zu bemalen, wobei jedoch nur eine Farbe, das schwarz-bräunliche Schwarzlot zur Verfügung stand. Da der

romanische Kirchenbau nur kleine Fenster besaß, war es notwendig, dass diese trotz Bemalung und Farbigkeit genügend Licht in den Innenraum ließen (Untermann 2009, 372f.). Die Gläser besaßen daher oft hellere, lichtdurchlässigere Farbtöne wie Gelb, Hellgrün, Hellblau, Weiß oder fast farblos (Becksmann 1988, 10). Besonders Weiß war in der deutschen Romanik eine beliebte Hintergrundfarbe. Im 12. Jahrhundert wurde das Kirchenfenster dann langsam farbenfroher, wobei immer noch die helleren, strahlenden Farbtöne dominierten. Mit Aufkommen der Gotik und der damit verbundenen Vergrößerung der Fensterflächen wurden die Farben immer satter und dunkler, bevor sie sich zum Ende des Mittelalters wieder aufhellten (Frodl-Kraft 1970, 79–82). Diese Entwicklung gilt besonders für die französischen und englischen Bleiglasfenster, die sich streng an diese Konventionen hielten. In Deutschland dagegen wurden sie weniger konsequent befolgt (Frodl-Kraft 1970, 86).

Während die Bildprogramme der gotischen Kathedralen an Ort und Stelle bestaunt und untersucht werden können, gestaltet sich eine Betrachtung der romanischen Fenster schwieriger. Die ältesten erhaltenen Glasmalereien in Deutschland sind die um 1100 entstandenen Propheten in Augsburg. Bei ihnen handelt es sich um große Standfi-



Abb. 1 Farbige Fensterglasfragmente aus dem Bamberger Dom; Inv.-Nr. 57499-2 (Foto Projekt Bamberger Dom).



Abb. 2 Fragmente der Bleiruten und ein bemaltes Glasfragment; Inv.-Nr. 55516 und 57423-2-3 (Foto N. Lohwasser).

guren in Frontalansicht (Grodecki 1977, 50–54). Noch ältere Bleiverglasungen sind jedoch nur durch die Archäologie belegt, so etwa die Fragmente eines Kopfes aus dem späten 9. Jahrhundert aus dem Kloster Lorsch, das ebenfalls eine frontale (Stand-)Figur zeigt. Ein in Schwarzach gefundener Kopf in Schrägansicht belegt jedoch auch szeni-

sche Darstellungen (Becksmann 1988, 8). Der Kopf ist auf das späte 10. Jahrhundert datiert und damit das einzige zusammenhängende Stück Glasmalerei, das aus der ottonischen Zeit erhalten geblieben ist (Grodecki 1977, 46–48).

Die Bamberger Fensterglas-Funde

Bei den Grabungen wurden fast überall im Bamberger Dom zahlreiche farbige Flachglasscherben gefunden, die sicherlich als Reste von Fensterglas gedeutet werden dürfen (Abb. 1). Zudem befinden sich im Fundgut mehrere Fragmente von Bleiruten, die ebenfalls Teil der Bleiverglasungen waren (Abb. 2). Zwar sind alle Scherben stark korrodiert, doch wurde ihre Farbe teilweise wieder sichtbar gemacht. So fällt auf, dass die Mehrzahl der Fragmente von sehr heller, lichter Farbe ist. Es domi-

nieren weißliche, blass-grüne, weißlich-hellblaue und gelbliche Farbtöne, jedoch gibt es auch einige kräftig rote, grüne, violette und braune Scherben. Damit passt die Verteilung der Farben gut in das für einen romanischen Bau zu erwartende Spektrum. Sicherlich waren die Fenster durch die blassen Farben von einem eher hellen Erscheinungsbild geprägt. Die Scherben in kräftigeren Farbtönen könnten dabei zu Motiven gehört haben, die sich vom hellen Hintergrund abhoben. Allerdings müssen nicht alle Bruchstücke aus derselben Bauphase stammen. Denkbar ist ebenfalls, dass die kräftigen Farben nicht aus dem Heinrichsdom, sondern aus einer der späteren Bauphasen stammen, in der die Farben bereits satter wurden.

Bedauerlicherweise sind die meisten Scherben ohne Spur von Bemalung. Lediglich an sechs Fragmenten sind noch Reste davon zu finden, es ist jedoch unmöglich, aus ihnen ein Motiv oder Muster zu rekonstruieren, zumal sie auch stark korrodiert sind.

Technik

Die Herstellungstechnik von Bleiglasfenstern hat sich seit dem Mittelalter nicht wesentlich verändert. Über das genaue Herstellungsverfahren sind wir durch das Werk *De diversis artibus* aus dem frühen 12. Jahrhundert bestens informiert. Dabei handelt es sich um eine lateinische Schrift des Benediktinermönchs Theophilus Presbyter, die verschiedene Kunsthandwerkstechniken, darunter auch die Herstellung von Glas und Glasfenstern, bis ins Kleinste erläu-

tert (Vollständige Edition mit deutscher Übersetzung bei Brepohl 2015). Bleiglasfenster bestehen aus einzelnen farbigen Glasscheiben, die durch bleierne Verbindungen zusammengehalten werden. Wichtigstes Grundmaterial dabei ist natürlich das gefärbte Flachglas. Die Färbung des Glases geschieht durch die Variation der Schmelzzeiten, sowie durch Beimischung von Metallen bzw. deren Oxyden bei der Glasherstellung. So ergibt die Beimischung von Manganoxyd Violett, Kobaltoxyd Blautöne und Kupferoxyd kann Rot- und Grüntöne erzeugen (Frodl-Kraft 1970, 34). Teilweise wurden für besonders intensive Farbtöne aber auch römische Glasmosaiksteine eingeschmolzen (Untermann 2009, 372), sodass dem Glaser eine große Bandbreite an Farben zur Verfügung stand.

Der Entwurf

Wenn das Motiv für das Fenster festgelegt ist, beginnt die eigentliche Herstellung mit einem Entwurf in Originalgröße auf kreidegründiertem Holz oder auf Pergament. Mit Buchstaben wird auf den einzelnen Flächen gekennzeichnet, welche Farbe diese später bekommen soll (Libri Secundi XVII, Brepohl 2015, 154f.).

Das Ausschneiden

Die dort gezeichneten Einzelformen dienen als Schablone für die einzelnen Farbgläser, die daraufhin zunächst mit einem heißen Eisenstab angerissen und dann per Hand oder mit einem Krösel-eisen abgebrochen und nachbearbeitet werden (Libri Secundi XVIII, Brepohl 2015, 155).

Das Bemalen

Daraufhin kann das Glas mit Schwarz- oder Braunlot bemalt werden. Dabei handelt es sich um Kupfer- oder Eisenoxyd, auch Hammerschlag genannt, in Mischung mit Bleiglasstaub und einem Bindemittel, im Mittelalter Wein oder Urin. Da Bleiglas eine niedrigere Schmelztemperatur als das farbige Glas besitzt, kann die Farbe nach dem Bemalen auf das Glas aufgebrannt werden, ohne dass das farbige Glas schmilzt (Frodl-Kraft 1970, 38–43). Schwarzlot wurde in der Regel in drei Nuancen, von der leichten Schattierung bis zur kräftigen Kontur, aufgezeichnet (Libri Secundi XIX–XXIII, Brepohl 2015, 156–159). Zunächst war das Schwarz- oder Braunlot die einzige verfügbare Glasmalfarbe, erst mit Erfindung des Silbergelbs um 1300 eröffneten sich für die Glasmalerei neue Möglichkeiten (Becksmann 1988, 14).

Das Zusammenfügen

Auf der Holzplatte mit der Entwurfszeichnung werden die Einzelteile zusammengesetzt. Zwischen die einzelnen Scheiben werden die Bleiruten eingefügt. Dabei handelt es sich um gegossene kleine Stege mit kugeligen Enden, die die Glasscheiben fixieren. Da sie aus weichem Blei gefertigt sind, passen sie sich auch kurvigen Formen gut an. Sind alle Teile zusammengesetzt, werden die Berührungspunkte der Bleiruten mit einer Blei-Zinn-Legierung verlötet (Libri Secundi XXIV–XVIII, Brepohl 2015, 159–162). Während heutige Bleiverglasungen für zusätzliche Stabilität an den Bleiruten noch verkittet

werden, ist dies für das Mittelalter nicht nachweisbar.

Einbau

Von einem Eisen- oder Holzrahmen umspannt, wird die Bleiverglasung nun in das Fenster eingebaut. Durch die kleinteilige Struktur und die Bleiruten (Abb. 2) ist sie nicht völlig starr, sodass sie den Winddruck bis zu einem gewissen Grad ausgleichen kann. Wird das Fenster zu groß, muss es mit zusätzlichen Verstrebungen, den Wind-eisen, abgesichert werden. Dies ist aber in der Regel erst bei den großen gotischen Fenstern notwendig (Frodl-Kraft 1970, 46).

Glasfunde ohne Fenster-Bezug Fatimidisches Schliffglas

Besonders hervorzuheben ist der Fund zweier farbloser Glasfragmente mit Schliffverzierung. Sie wurden in der Verfüllung eines Pfostenhauses 25 m westlich des Heinrichsdomes entdeckt (Lohwasser 2012a, 179). Die dicken, farblosen Gläser wurden in Schrägschnitt-Technik verziert. Diese war im Mittelalter in Mitteleuropa nicht mehr bekannt, im Orient jedoch noch immer in Gebrauch, daher handelt es sich bei den Bamberger Funden um Fragmente von Importware (Koch 1993, 59). Anhand von Vergleichen mit anderen fatimidischen Schliffgläsern konnte Robert Koch (Koch 1993, 61) beide Fragmente auf das 9./10. Jahrhundert datieren und stilistisch ähnliche Realien ausmachen (Abb. 3). Die Wandscherbe gehörte vermutlich zu einem Becher von etwa 15 cm Durchmesser. Für das

Dekor mit zungenartigem Feld fand Koch in einem Becher aus der Glassammlung Hentrich in Düsseldorf (Saldern 1974, 275) sowie in einer Flasche im Museum für Islamische Kunst in Berlin (smb-digital Ident. Nr. I. 2673) nahe Verwandte. Beim zweiten Fragment handelt es sich um eine Randscherbe, die oben nur sehr wenig Krümmung aufweist. Zudem ist der untere Teil nicht gleichmäßig gebogen, daher kann es sich nicht um ein Teil eines rotationssymmetrischen Gefäßes handeln. Vielleicht war die Scherbe Teil einer kahnförmigen Lampe oder eines Federkästchens. Ihr spitzovales Dekor könnte zu verschiedenen Motiven gehören und ist daher nicht näher zu definieren (Koch 1993, 59f.).

Die Gläser waren vermutlich wertvoller Teil der Domausstattung. Derartige Zweckentfremdung war in der Romanik nicht selten (Shalem 2007). Antike und islamische Objekte fanden immer wieder Zweitverwendung in christlichen Kirchen. Dabei wurden diese Spolien meist mehr oder weniger verändert. Sie konnten zu liturgischen Gefäßen werden, aber auch zu Teilen von Altären, Buchdeckeln, Kreuzen oder Reliquiaren. So wurde beispielsweise aus einer fatimidischen Kristalltasse (um 1000) im 12. Jahrhundert durch Zugabe einer Metallfassung der sogenannte Heinrichskelch, der heute in München verwahrt wird (Shalem 2007, 169). Im Aachener Dom enthält der Ambo, ein erhöhtes kanzelähnliches Lesepult, neben Achat-schalen, römischen Kameen und Schachfiguren auch eine Tasse und eine Platte mit Schliffdekor (Abb. 4 und 5),



Abb. 3 Fatimidische Schliffglasfragmente, 9./10. Jahrhundert; Inv.-Nr. 01968, 01969 (Foto N. Lohwasser).



Abb. 4 und 5 Tasse (oben) und Platte (unten) mit Schliffdekor im sog. Heinrichsambo, fr. 11. Jahrhundert, Aachener Dom. (Foto V. Tonino, 14.09.2019, mit freundlicher Nutzungsgenehmigung des Aachener Doms).



beide mit der Unterseite nach außen befestigt (Shalem 2007, 167f.). Sowohl der Heinrichskelch als auch der Ambo im Aachener Dom sind Stiftungen Kaiser



Abb. 6 Bläulich-irisierende Glasfragmente, evtl. Reste eines Diatretglases; Inv.-Nr. 55526-2 (Foto Projekt Bamberger Dom).

Heinrichs II., der wohl eine besondere Vorliebe für geschliffenes Glas und Kristall besaß (Lohwasser 2012a, 180). Daher scheint es passend, dass auch in Bamberg eine Spolie aus Schliffglas vorhanden war.

Fragmente eines Diatretglases?

Des Weiteren wurden bei den Grabungen mehrere sehr kleine Fragmente in milchig-bläulich-irisierendem Farbton gefunden, die zu einem Diatretglas (Abb. 6) gehören könnten (Lohwasser 2020, 7). Dabei handelt es sich um ein doppelwandiges Gefäß, dessen äußere Hülle eine netzartige Struktur aus einzelnen Glasstegen besitzt. Sie dienten aufgehängt als Leuchter. Da Diatretgläser nicht im Mittelalter, sondern in der römischen Spätantike hergestellt wurden, handelt es sich hier wohl ebenfalls um eine Spolie.

Hazem Attia

Die Krypten des Bamberger Doms

Der gegenwärtige Dom zu Bamberg ist mit zwei Krypten ausgestattet, ebenso wie sein Vorgänger an gleicher Stelle, der Heinrichsdom. Der Dom ist St. Peter und St. Georg geweiht, die Westkrypta befindet sich unter dem Peterschor, die Ostkrypta unter dem Georgenchor. Durch die Baugeschichte des Domes ergab sich, dass die heutige Westkrypta mit der Westkrypta des Vorgängerbaus übereinstimmt, während die heutige Ostkrypta erst beim Bau des Ekbertdoms entstand und durch Reste der alten Ostkrypta des Heinrichsdoms ergänzt werden kann. Da der heutige Dom über dem Heinrichsdom errichtet wurde, sind frühere Bauzustände in jedem Fall nur durch Ausgrabungen zu ermitteln.

Wiedererschließung der Westkrypta des Heinrichsdoms, Gestaltung und neue Nutzung

Anlass für Ausgrabungen in der Westkrypta war die Suche nach einem geeigneten Ort für eine neue Grablege für die Bischöfe. Entsprechende Grabungskampagnen fanden 1913 sowie 1935/36 statt, allerdings wurde dabei kaum etwas dokumentiert (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 71). Auf der Suche nach einer Möglichkeit für eine Grablege wurde unter dem Westchor gegraben, zunächst unter Wilhelm Ament, allerdings nicht mit archäologischer Doku-

mentation und Untersuchung, sondern eher in Form einer einfachen Ausschachtung. Vom Nordwestturm aus stieß man auf Reste von Mauerwerk, die den nordwestlichen Abschluss der Westkrypta darstellten. Sie wurden nicht weiter untersucht. Es wurde lediglich eine stützende Holzkonstruktion eingebracht, deren Schwammbefall zur Absenkung des Fußbodens führte, woraufhin eine Stützung durch Backsteinwände und eine Betondecke erfolgte. Auch dies war nicht erfolgreich, sodass das Material entfernt und erneuert werden musste. Dies ermöglichte 1935/36 eine archäologische Untersuchung mit Dokumentation, die von Heinrich Mayer durchgeführt wurde (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 77). Entdeckt wurde dabei der südöstliche Ansatz zum Querhaus des Heinrichsdoms. Der östliche Ansatz der Nordwand und der ursprüngliche Ostabschluss wurden erst 1994/95 endgültig dokumentiert (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 77). Die Westkrypta des Heinrichsdoms war mit Bauschutt verfüllt und überbaut worden. Obwohl die Fundamente des Neubaus teilweise die alte Anlage zerstörten, blieben deren nördliche und östliche Teile weitgehend intakt. Die nördliche Außenwand ist einschließlich fünf originaler Rundbogenfenster vollständig erhalten, wobei das mittlere größer ist als die äußeren. Die südöstliche Außenwand



Abb. 1 Front der Westkrypta, Ottogruf, Ausgrabung W. Sage 1970 (Foto J. Sowieja © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

ist mit einem Fensterrest erhalten, dazu Ansätze der Kryptenhäupter im Westen und Osten. Die Krypta ist dreischiffig mit gestaffelten Apsiden als Ost- und Westabschluss, die sich spiegelbildlich entsprechen. Die Länge beträgt 20,7 m, die maximale Breite 10,5 m. Die vom Mittelschiff durch Arkaden getrennten Seitenschiffe sind zwischen 2,0 m und 2,1 m breit. Von den ursprünglichen Arkaden sind die westlichsten und östlichsten Stützen in Resten erhalten, so dass eine Folge von sieben Arkadenstützen auf jeder Seite rekonstruiert werden kann (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 76). Da an einer Stelle eine größere Sockelplatte gefunden wurde, wird ein Stützenwechsel vermutet. An der Nordwand der Krypta ist ein Wölbungsansatz

nachgewiesen, aus dem auf ein Tonnengewölbe für das Seitenschiff geschlossen werden kann und wohl auch für das Mittelschiff anzunehmen ist. Die Raumhöhe kann mit 5,0 m rekonstruiert werden. Die Krypta besteht aus kleinteiligem, unregelmäßig bearbeitetem Steinmaterial, das nach Einschätzung von St. Pfaffenberger noch nicht regelhaft quaderförmig gefertigt, dabei teilweise verputzt und mit Zierfugen bemalt ist (Thielmann 2019, 126). Den Westabschluss des Mittelschiffs bildet eine gestaffelte Apsis, deren Gegenüber im Osten fast identisch ist, jedoch etwas flacher ausgeprägt, im Osten mit 2,65 m Durchmesser, im Westen 2,5 m. Auch die Seitenschiffe werden durch gestaffelte Apsiden abgeschlossen. Am

Ostende der Seitenschiffe lagen ursprünglich die Zugänge zur Krypta. Sie kamen vom Querhaus auf beiden Seiten des Westchores durch überwölbte Treppenstollen. Auf dem halben Weg nach unten befand sich ein kurzer horizontaler Quergang, bevor die Treppenstollen weiter nach unten geführt wurden. Oberhalb jedes Gewölbescheitels der unteren Gänge lag ein Okulus, der zum östlichen (sic!) Ende des Mittelschiffs führte (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 78). Eine Belichtungsmöglichkeit kann dabei kaum angenommen werden, da die Wände sehr massiv sind.

Das Fundament der Westkrypta wurde unabhängig von dem des Langschiffes errichtet und reicht tief in den Boden. Die Westpartie war zu zwei Dritteln erhalten, von der Südseite nur die östliche Ecke mit Ansatz eines Fensters. Aus der Lage der Kryptafenster kann geschlossen werden, dass der darüber liegende Peterschor gegenüber Querhaus und Langschiff um einiges erhöht war (Sage 1976, 93f.). 1996 wurde die ehemalige Westkrypta als Bischofsgrablege neu geweiht, nach einem Entwurf des Architekten Freiherr von Branca befinden sich nun im Mittelschiff zwei Blöcke zu je sechs Grabstellen sowie ein Altartisch vor der Westwand und eine Plastik des Bischofs Otto. Da der Grundriss des jetzigen Doms nicht mit dem des zur Krypta gehörenden Heinrichsdoms übereinstimmt, musste ein neuer Abgang erschlossen werden. Die vom Architekten gefundene Lösung schafft ihn durch die Ottogrufte, deren westliche Außenmauer den östlichen Abschluss der Westkrypta darstellt (Abb. 1).

Ostkrypta des Ekbertdomes: Bau- und Nutzungsgeschichte, Gestaltung

Obwohl bereits für den Heinrichsdom von Zeitgenossen ausdrücklich zwei Krypten erwähnt worden waren, war die Existenz der Ostkrypta des Heinrichsdoms dennoch lange bezweifelt worden (Reitzenstein 1934, 117; Sage 1976, 93). Bei der Ostkrypta ist zu unterscheiden zwischen derjenigen des ursprünglichen Heinrichsdoms und der des später darüber gebauten heutigen Ekbertdoms. Bei der heutigen Ostkrypta handelt es sich um eine dreischiffige Hallenkrypta mit einer Länge von 27,10 m und einer Breite von 11,15 m. Der Baufortschritt verlief beim Ekbertdom von Ost nach West, sodass es sich bei der Ostkrypta um den ältesten Teil des 1237 geweihten Ekbertdomes handelt. Sie war wohl schon um 1200 fertiggestellt. In ihrem vierten Joch ist jedoch eine Bauabschnittsfuge zu erkennen, die auf die Errichtung in zwei Abschnitten schließen lässt (Thielmann 2019, 128). Der dort befindliche Brunnen ist bereits aus der Zeit des Heinrichsdoms überliefert. Die Gestaltung wird durch sieben Joche mit Kreuzrippengewölbe geprägt, die Höhe ist mit 6,45 m immens (Thielmann 2019, 122). Im Westabschluss führen Treppen aus dem Mittelschiff der Oberkirche in die Seitenschiffe der Krypta. An dieser Seite führt auch eine Tür in die baulichen Reste der Krypta des Heinrichsdoms, auf die noch zurückzukommen ist. Haupt- und Seitenschiffe der Krypta sind durch Säulenreihen getrennt, wobei ein Stützenwechsel stattfindet, der auch bei der Westkrypta

vermutet wird. Der Ostabschluss ist mit fünf Rundbogenfenstern versehen. Im dritten Joch führen Treppen jeweils zu dem südlichen und nördlichen Turm. Im sechsten Joch gibt es Öffnungen zu den Seitenschiffen des Langhauses. Im ersten Joch gibt es ebenfalls Öffnungen, die jedoch schmaler sind. Im sechsten Joch befindet sich der Brunnen, der abweichend von der Mittelachse positioniert ist, wobei möglicherweise die Position im ursprünglichen Dom beibehalten wurde. Vor dem Ostabschluss ist der Boden leicht erhöht; die Kapitelle von Säulen und Wandvorlagen sowie Rippenkreuzungen und Schlusssteine sind unterschiedlich gestaltet (Thielmann 2019, 123). Am Ostabschluss sowie auch in den Seitenschiffen wurden die Fenster nachträglich vergrößert. Die Gestaltung des Ostabschlusses setzt sich aus drei gleich breiten Apsiden zusammen, die sich in das Fundament des darüberliegenden Chores einpassen, wobei die Mittelapsis nach Osten verschoben ist. Das ursprüngliche Aussehen der Fenster ist nicht bekannt, die Fenstersohlbänke bestehen aus Altarplatten, die eventuell aus vor Ort stehenden Altären entnommen wurden (Thielmann 2019, 129). Der Westabschluss der Ostkrypta ist dreigeteilt. Außen befinden sich Treppen, innen eine Blendarkatur mit vier kleinen Halbsäulen, zwischen diesen Arkadenfelder, wobei die beiden äußeren Rundbögen besitzen und das innere einen kleeblattförmigen Abschluss hat. Die Blendarkatur wird älter eingeschätzt als die anderen Elemente und von Winterfeld ins 12. Jahrhundert datiert (Haas/Winterfeld

2003, 325). Welche Nutzung beabsichtigt war, lässt sich nicht mehr klären (Thielmann 2019, 129ff.). Eventuell ist es auch eine Reminiszenz an die vorhergehende Ostkrypta des Heinrichsdoms. Durch bauliche Änderungen im Georgenchor um ca. 1650 ergab sich, dass die Krypta nur noch über die Seitenschiffe sowie die Erdgeschosse der Türme zugänglich war. Um 1677/78 wurden in die Fenster neue Scheiben und Windeisen eingebaut, die oben erwähnte Vergrößerung der Fenster des Ostabschlusses fand 1700 statt, wobei die Laibungen vergrößert und aus Zeiler Sandstein gefertigt wurden. Durch die Vergrößerung der Gewände erscheint der Abschluss der Krypta heute gerade. Was mit den Altären außer der Weiterverwendung der Platten als Sohlbänke geschah, ist nicht bekannt. Da neue Bänke aufgestellt wurden, kann die weitere Nutzung, vermutlich für Gottesdienste, angenommen werden. Im Zuge der Purifizierung wurde ein zuvor vermauertes Fächerfenster an der Stirnseite der Krypta wiederentdeckt. Nachdem 1830 an den Zugängen aus den Seitenschiffen der Oberkirche Brüstungen angebracht worden waren, war die Krypta nur noch von den östlichen Türmen aus zugänglich. Beim Herausnehmen des alten Bodens entdeckte man einen älteren, der als Originalboden angesehen werden und als Vorbild für einen neuen Bodenbelag dienen konnte. Durch die Senkung des Bodenniveaus wurden auch bisher verdeckte Säulenplinthen entdeckt und beim Verlegen des neuen Bodens sichtbar gelassen. 1832 wurden die Treppen aus den

Seitenschiffen abgerissen sowie der Brunnen zugewölbt, dies jedoch zehn Jahre später wieder rückgängig gemacht. Der jetzt vorhandene stammt aus dem 19. Jahrhundert. 1844 brachte man von außen rundbogige Abschlüsse an die Kryptafenster an. 1890 wurde eine Herzensgrablege für fünf Bischöfe in der mittleren Arkade der Blendarkatur angelegt. 1937 erfolgte eine Erweiterung des Treppenaufgangs zum Georgenchor, wobei der Treppenaltar entfernt wurde. Im Zuge des Krieges verschloss man 1943 die Fenster der Krypta, damit sie als Schutzraum für Kunstgegenstände aus dem Dom genutzt werden konnte. Diese Maßnahme wurde im Jahr 1948 wieder rückgebaut und ausgebessert. Als Auswirkung des zweiten vatikanischen Konzils wurde im Ostchor ein neuer Altar aufgestellt, wofür Teile des Abgangs zur Ostkrypta entfernt werden mussten. Die heutigen Zugänge zur Ostkrypta wurden 1971/72 mit Verlauf aus dem Mittelschiff der Oberkirche in die Seitenschiffe der Krypta in den seitlichen Bereich der Stirnwand errichtet. Aus den Seitenschiffen der Oberkirche ist weiterhin kein Zugang möglich. Seit 1975 wird die Ostkrypta für kleinere Gruppengottesdienste genutzt (Thielmann 2019, 133ff.).

Ostkrypta des Heinrichsdoms: "Wiederentdeckung" und Bestätigung alter Quellen

1969 wurde beschlossen, in den Dom eine Heizungsanlage einbauen zu lassen. Durch die notwendigen Grabungen tauchten verschiedene Mauern und



Abb. 2 Alte Ostkrypta während der Ausgrabungen 1969, Blick nach West (Foto J. Sowieja © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

Fußböden auf, die archäologische Ausgrabungen durch Walter Sage bis 1972 anstießen (Sage 1976, 85).

Im Zuge der Ausgrabungen konnten auch Teile der Ostkrypta des Heinrichsdoms nachgewiesen werden (Strobel 2004, 35). Sie ist schlechter erhalten als die Westkrypta, weil im Zuge des Neubaus im 13. Jahrhundert Teile abgetragen wurden und eine neue Krypta errichtet wurde, sodass nur teilweise Reste des Fundaments oder sogar nur Abdrücke davon erhalten sind (Dümmler 2011, 22).

Nach einem ersten Brand im Jahre 1081 waren Ostkrypta und Ostchor erweitert worden (Strobel 2004, 35). Ein zweiter, verheerender Brand im Jahr 1185 führte letztendlich zum Bau des heutigen

Ekbertdomes, welcher ca. um ein Drittel größer ist als der alte Heinrichsdom. In diesem Rahmen wurde die ursprüngliche Ostkrypta nicht wiederhergerichtet, sondern mit Schutt und Erde verfüllt. Auch ist zu vermuten, dass Teile eingestürzt sind. Besonders an der nördlichen Kryptawand sind noch starke Brandspuren zu erkennen. Die einheitliche Auffüllung im Inneren der Krypta auf der einen Seite sowie die noch vorhandene Stirnwand zwischen Krypta und Mittelschiff lassen jedoch vermuten, dass es sich nur um einen teilweisen Einsturz gehandelt hat (Thielmann 2019, 98).

Aus den Befunden lässt sich schließen, dass die Anlage eine genaue Entsprechung zur Westkrypta bildete. Die Ostkrypta des Heinrichsdoms war eine dreischiffige Hallenkrypta mit gestaffelter Apsis und abschließenden Nischen in den Seitenschiffen. Das Breitenverhältnis dürfte ähnlich wie in der Westkrypta gewesen sein, allerdings war sie ca. einen Meter schmaler. Die Länge nach Osten kann nicht mehr geklärt werden; der Westabschluss der alten Krypta hingegen steht fest. Er befindet sich in einem heute verschlossenen Raum, der von der Westwand der heuti-

gen Ostkrypta aus erreichbar ist. Der Raum besteht aus großen Quadersteinen, die mit Gussmauerwerk hinterfangen und bis auf vier Meter Höhe enthalten sind. Da sich auch der Ansatz des Gewölbes abzeichnet, kann das Mittelschiff mit einer Höhe von ca. 4,8 m vermutet werden. Der Zugang erfolgte über Treppen in den Seitenschiffen nach Osten. Im Zentrum der Wand befindet sich eine fensterähnliche Nische mit zwei eingefügten Säulen (Abb. 2), deren Kapitelle aus modelliertem Stuck bestehen (Sage 1976, 98).

Wenn schon das Vorhandensein zweier Krypten in einem Sakralbau eine Besonderheit darstellt (Pfaffenberger/Hölscher 2012, 80), so ist es umso bemerkenswerter, dass mit der Ausformung dieser beiden Krypten mit gestaffelten Nischen gar eine Bauform vorweggenommen wird, für die zur Entstehungszeit keine Parallelen gefunden werden (Sage 1976, 96). Obwohl den Meisten bei der Erwähnung des Bamberger Domes zuerst der exponierte Bamberger Reiter einfällt, war doch der Heinrichsdom auch wegen der Krypten eine außerordentliche, innovative Kathedrale.

Julia Zeumann

Endstation: Domberg. Ein Überblick zu den Bestattungen am Dom

Auf einer Anhöhe über der Stadt thronend ist der Bamberger Dom mit den vier Türmen schon von weitem zu sehen. Besucher*innen wird sofort bewusst, dass diese Kirche eine spezielle Bedeutung für die Stadt und ihre Bewohner*innen trägt. Auch das im Dom befindliche Grab Clemens II., das einzige Papstgrab nördlich der Alpen, trägt zu jener lokalen Attraktion bei und unterstreicht die besondere Zusammengehörigkeit von Tod, Bestattung und Kirchenraum in der Geschichte des fränkischen Bauwerks.

Im Folgenden soll dieser Gedanke weitergeführt und auf die lange spannende Geschichte der Bestattungen und Gräber im Domkontext eingegangen werden. Durch verschiedene archäologische Ausgrabungen und Grabmäler geraten diese in das Blickfeld der Forschung wie auch der Dombesucher*innen und wecken Interesse an ihren geschichtlichen und kulturellen Hintergründen.

Forschungsgeschichte und historischer Kontext

Der geschichtliche Hintergrund der vorzustellenden Gräber ist allemal ausschlaggebend für eine übersichtliche Zusammenfassung des Themas. Der Domberg ist seit nun über 1000 Jahren Standort wichtiger geistlicher und weltlicher Bauwerke.

Seine Geschichte beginnt mit dem unter dem Adelsgeschlecht der Babenberger errichteten *castrum Babenberh*. Die frühmittelalterliche Kirche unter dem Heinrichsdom war laut Walter Sage, der die Grabung von 1969–1972 leitete, etwa 13 x 20 m groß und repräsentiert den Konstruktionstyp einer Saalkirche. Auszumachen ist das Bauwerk im archäologischen Befund anhand des erhaltenen Fußbodenestrichs (Sage 1993c, 53). Der angrenzende Friedhof nimmt eindeutig auf die Burgkirche Bezug (Sage 1993c, 53). Im Gelände des Dombergs zeigt das Bauwerk eine Südwest-Nordost-Orientierung, der auch noch die späteren Kathedralbauten folgen. Genaue Angaben zur Datierung sind schwierig, jedoch postulierte Walter Sage in seinen Vorberichten aufgrund des Fundmaterials eine zeitliche Zuordnung des Kirchenbaus und des dazugehörigen Friedhofs in das frühe bis mittlere 9. Jahrhundert (Sage 1993c, 54).

Die Burgkirche und der dazugehörige Friedhof

Das christliche Begräbnis des frühen und hohen Mittelalters ist von allerlei Bräuchen und Traditionen geprägt. Das Grab selbst ist in der Regel westostorientiert, damit der Bestattete beim „Jüngsten Gericht“ den im Osten erscheinenden Weltenrichter erblicken

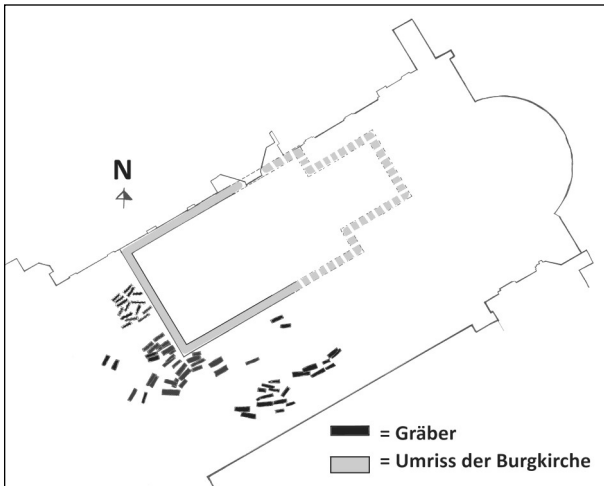


Abb. 1 Gräber um die Burgkirche der Babenberger, Ergebnisse der Grabung W. Sages 1969-1972 im Bamberger Dom (Zeichnung J. Zeumann, verändert nach Sage 1973, 189 Abb. 30).

kann. Am Ausgang des Frühmittelalters entsteht dazu die Sitte, direkt an und um die Kirchen zu bestatten. Dieser Wunsch einer Bestattung *ad sanctos*, also in enger Nähe zum Allerheiligsten oder zu einer Reliquie beerdigt zu werden, drückt die Hoffnung auf ewiges Seelenheil aus, das durch diese Nähe und ein dadurch mögliches Wahrgenommenwerden leichter zu erlangen scheint.

Auch der damalige Kirchenfriedhof der Babenberger Burg präsentiert diese Vorstellung (Abb. 1). Seine Belegungsdauer umfasst fünf bis sechs Generationen, grob geschätzt also 150–180 Jahre. Die Anzahl der Bestatteten erreicht etwa 100 Individuen, wobei daneben eine große Zahl von Gebeinen aus gestörten Gräbern stammte. Mit der Bistumsgründung 1007 wird der frühmittelalterliche Bestattungsort dann vermutlich in diesem Format aufgegeben (Sage 1993c, 54). Neben dem eben erwähnten Kirchenfriedhof wurden bei Ausgrabungen der Jahre 2013/14 weitere menschliche

Überreste zu Tage gebracht (Michl 2014, 302). Diese befanden sich im Bereich des sogenannten Domkranzes an der Nordseite der heutigen Kathedrale, sie werden unten näher erläutert.

Gräber und Beigaben

Die Bestattungen wurden 2019 anthropologisch untersucht und dokumentiert; die Befunde werden in der Gesamtauswertung der Grabung vorgestellt. Da zur Zeit der Entstehung des Friedhofs und während seiner Belegung die Beigabensitte nicht mehr bestand, sind insgesamt eine minimalistische Beisetzung der Toten in Erdgräbern sowie vereinzelt auch Überreste von Holzsärgen zu erkennen (Abb. 2) (Pfaffenberger 2020, 65). Nur wenige Bestattungen sind, vielleicht auch eher zufällig, mit einem kleinen Schmuckstück oder einem Werkzeug versehen. Die beigabenlose Niederlegung der Toten ohne jegliche Trachtbestandteile ist in der Denkweise des mittelalterlichen Menschen ein Ausdruck von Demut. Erst ab dem 11. Jahrhundert nimmt die Sitte der Gabe von Gegenständen wieder allmählich zu (Schmitz-Esser 2020). Die im Folgenden angeführten Fibeln stammen zumeist aus Grabzusammenhängen.

Einer der wenigen vorgefundenen Trachtbestandteile ist die im Frauengrab 6 gefundene *Brezel-* oder *Volutenfibel* (Abb. 3,1); sie lag im Schlüsselbeinbereich der Bestattung (Peek 1993, 55). Außergewöhnlich ist die hier vorliegende Form, die der einer Brezel gleicht (Peek 1993, 55). Durch den langen Verbleib im Boden ist das Fundstück stark korrodiert,

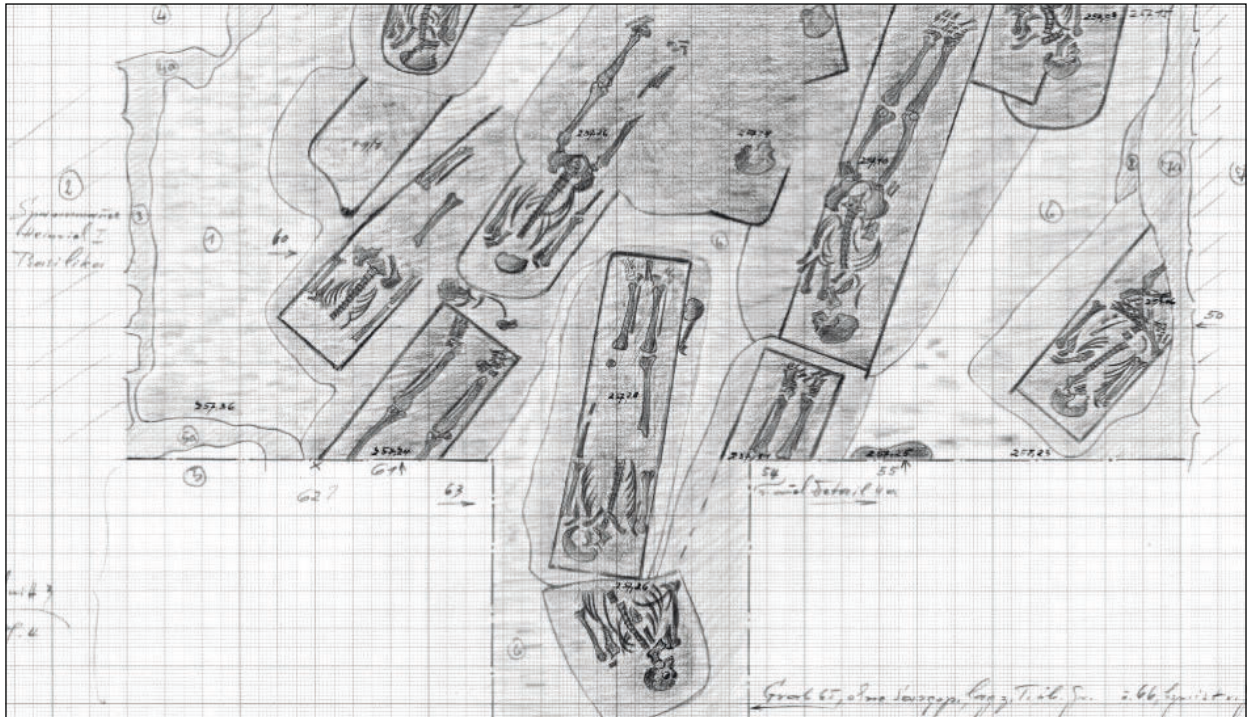


Abb. 2 Ausschnitt des Friedhofshorizonts um die ehemalige Pfalzkapelle; Grabung Walter Sage, Planum 29, Blatt 49 (Zeichnung W. Titze © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

es lassen sich jedoch Bearbeitungsspuren mit bloßem Auge erkennen. Eine vergleichbare Fibel wurde nicht weit von Bamberg in Amlingstadt (Lkr. Bamberg) aufgefunden. Sie wird bereits in die Zeit vor 800 n. Chr. datiert und zeigt im Befund eine Positionierung im Beckenbereich der Bestattung (Britting u. a. 1993a, 185). Für das Bamberger Fundstück erfolgt anhand dieses verwandten Fundstücks eine Datierung ins 9. Jahrhundert (Pfaffenberger 2020, 55).

Das Kindergrab 33 enthielt eine kleine rundliche Emailscheibenfibel. Ein ähnliches, jedoch größeres emailverziertes Exemplar stammt aus dem Bauschutt der Burgkirche (Peek 1993, 56). Beide Stücke sind in Zellenschmelztechnik gefertigt (Peek 1993, 56). Die kleinere Fibel zeigt eine speichenförmige Verzierung (Abb. 3,2) und hat vom Rand aus in die blaue Grundfläche eingreifende,

getreppte weiße Flächen. Die größere Fibel, ebenfalls in rundlicher Form und mit blauem und weißem Email verziert (Abb. 3,3), gehört in die Gruppe der Randfibeln mit Peltenmuster, die im 9.–10. Jahrhundert verwendet wurden (Pfaffenberger 2020, 69).

Eine bronzene Scheibenfibel (Abb. 3,4) stammt nicht direkt aus dem Gräberfeld, sondern aus einer frühzeitlichen Störung (Peek 1993, 56). Um einen Mittelbuckel ist ein achtzackiger Stern graviert, Thomas Peek hält das Stück für eine preisgünstige Nachahmung einer Goldscheibenfibel des 7. Jahrhunderts (Peek 1993, 57). Das Exemplar hat außerdem drei kleine, regelmäßig angebrachte Bohrlöcher, die eine Sekundärverwendung des Gegenstands, z. B. als eine Art *Phalere* vermuten lassen (Peek 1993, 57). Neben den Email- und Scheibenfibeln wurde noch eine bronzene

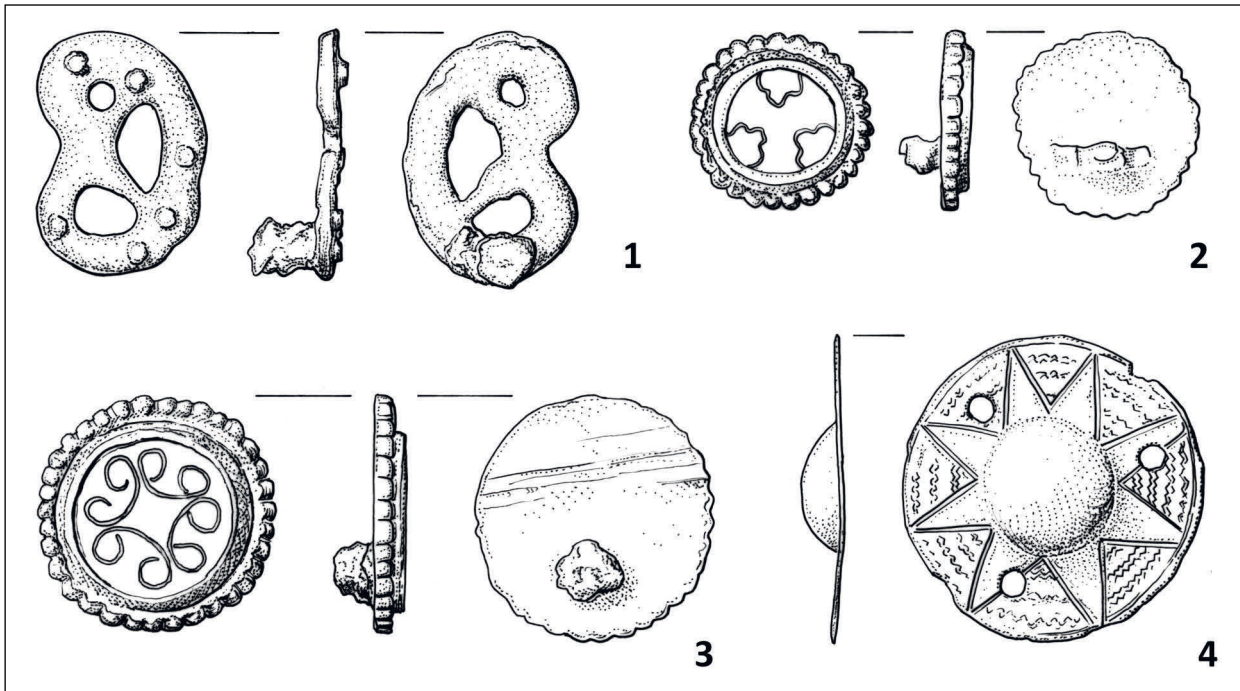


Abb. 3 Fibelfunde aus Grabkontexten: 1 = Brezel- oder Volutenfibel, Höhe 2,8 cm, DM Inv.-Nr. 4/24; 2 = kleine Emailscheibenfibel, Dm 2,1 cm, DM 4/23; 3 = große Emailscheibenfibel, Dm 2,7 cm, DM 4/25; 4 = Scheibenfibel mit Mittelbuckel, Dm 5,0 cm, HM 18/83 (Zeichnungen N. Lohwasser).

gleicharmige Fibel entdeckt, die ebenfalls keinem Grab zugeschrieben werden konnte (Peek 1993, 57).

Im Gesamtkontext der Grabfunde sind die Fibelfunde einzigartig und beachtenswert. Ihre zeitliche Eingliederung widerspricht den erforschten Baubefunden der Burgkirche nicht, vielmehr bestätigen sie den Datierungsansatz eines Belegungsbeginns des Friedhofs im frühen 9. Jahrhundert (Pfaffenberger 2020, 70). Auf außerhalb von Ortschaften gelegenen karolingisch/ottonischen Grabfeldern hält die Tradition des beigabenführenden Begräbnisses mit Objekten wie Ohrringen, Perlen und Waffen länger an, im kirchlichen Umfeld jedoch findet sie vermutlich schon um 800 ein Ende (Sage 1989, 247).

Weitere Gräberfunde am Dom

Eine Belegung des Friedhofs um die Burgkirche setzte erst nach Kirchengründung ein, wie in deren Baugrube einschneidende Gräber verraten (Pfaffenberger 2020, 65). Die gesamte flächige Ausbreitung des Friedhofs ist schwer zu beurteilen. Bereits 1956 wurden bei Kanalarbeiten im Südbereich der Alten Hofhaltung sieben beigabenlose Bestattungen entdeckt, welche jedoch zu damaligem Zeitpunkt noch nicht mit einem möglichen Friedhof in Verbindung gebracht wurden (Pfaffenberger 2020, 66). Weitere Gräber ließen sich ebenfalls bei Grabungsarbeiten 1987 nördlich des Südflügels der Hofhaltung am Domberg dokumentieren, diese gleichen der Beschaffenheit der Erdgräber-Bestattungen der Burgkirche (Pfaffenberger 2020, 66). Zuletzt entdeckte man im südlichen Bereich der Hofhaltung,

genauer an der Dompforte, acht weitere beigabenlose, westost-orientierte Gräber, darunter vier Kinderbestattungen (Pfaffenberger 2020, 66). Somit aktualisiert sich die Anzahl der nun zum Dom gehörigen Bestattungen auf rund 120.

Eike H. Michl führte 2013/14 auf dem sogenannten Domkranz, welcher dem Ost- bzw. Georgschor vorgelagert ist, eine Notgrabung durch (Michl 2015, 299). Vier Grabungsschnitte erbrachten zahlreiche Menschenknochenfragmente, aber auch mehrere Bestattungen *in situ*, allesamt in unterschiedlichen Bodentiefen (Michl 2015, 303). Bereits 0,4 m unter heutigem Laufniveau tauchten erste Skelettreste auf. Zuletzt war ein etwa 0,8 m starker Friedhofshorizont erschlossen, der Dank mehrerer ¹⁴C-Daten eine Nutzung des Domkranzes als Friedhofsareal vom 11. bis Anfang 14. Jahrhundert festsetzt (Michl 2015, 311). Vereinzelt waren auch Gräber in einer Tiefe von gut 1,6 m auszumachen. Diese noch ältere Belegung datiert ins 10. Jahrhundert und weist womöglich eine Korrelation zum Burgfriedhof auf (Michl 2015, 312).

In ihrer Beschaffenheit entsprechen die Gräber dem bereits bekannten Muster der West-Ost-Orientierung, der Beigabenlosigkeit und einer Belegungsdauer des Bestattungsortes von wiederum etwa fünf bis sechs Generationen (Michl 2014, 157). Außerdem wurde im Bereich des Ostchores eine Knochendeposition unterhalb der Friedhofshorizonte erschlossen, die einen Hinweis auf intensive Belegung des vergangenen Bestattungsareals bietet und ein weiterer Beweis für eine Verbindung bzw.

Zugehörigkeit zum frühmittelalterlichen Burgfriedhof des 9./10. Jahrhunderts ist (Michl 2015, 312f.). Auch ein Zusammenhang der Befunde zum späteren Komplex des Heinrichsdoms aus dem 11. Jahrhundert ist nicht auszuschließen (Michl 2014, 157). Bisher tauchten zwar nur vereinzelte Gräber auf, die der Epoche des Heinrichsbaus zugeschrieben werden können, jedoch wurden diese nach aktuellem Stand nicht ausführlich publiziert (Michl 2015, 313).

Nennenswert als Begräbnisort am Dom ist ebenfalls der sogenannte „Eselstall“. Hier handelt es sich um ein kleines Bestattungsareal der spätmittelalterlichen Dombebauung, das im Jahr 1331 als Begräbnisort der Veitspfarre an der Nordseite des damaligen Heinrichsdoms eingeweiht wurde (Lebsak 2016, 99). In dem etwa 120 m² großen Areal wurden die weltlichen Mitglieder der Dompfarrrei bestattet. Eine Kontinuität zum frühmittelalterlichen Kirchenfriedhof der Babenburg steht jedoch noch in Frage (Lebsak 2016, 99). Die kurios erscheinende Namensgebung ist einer früheren Nutzung des Areals als Unterstand für Lasttiere zuzuschreiben (Michl 2015, 308).

Unterschiedliche Grabungsinitiativen der letzten Jahrzehnte liefern eine umfassende Informationsbasis zum ehemaligen Burgfriedhof des *castrum Babenberh* und des dazugehörigen frühmittelalterlichen Kirchenbaus. So sind Aussagen zur Größe und Belegungschronologie möglich. St. Pfaffenberger äußert in diesem Zuge einen Erklärungsversuch zur Verwendung des damaligen Friedhofs



Abb. 4 Grab Papst Clemens II., Tumba mit Reliefverzierungen (Foto I. Limmer, © Kunstsammlungen des Diözesanmuseums Bamberg).

für eine größere Kirchengemeinde, welche ihren letzten Ruheort am Domberg finden konnte, sodass die Anhöhe und ihre Umgebung als sakrales und soziales Zentrum der frühmittelalterlichen Siedlungsstrukturen gelten kann (Pfaffenberger 2020, 67). Doch ist eine Vielzahl der Skelettreste, etwa 80%, in der Vergangenheit durch Baumaßnahmen einem hohen Zerstörungsgrad ausgesetzt gewesen, wodurch eine allgemeine chronologische Klassifizierung und aussagekräftige Kontextualisierung des Gesamtkomplexes deutlich erschwert ist (Michl 2014, 157).

Dennoch ist mit Hilfe der datierenden Fibeln und einiger ¹⁴C-Datierungen ein Belegungsbeginn des Burgfriedhofs im 9. Jahrhundert anzusetzen (Sage 1993, 54). Die Beantwortung der Kontinuitätsfrage des Bestattungsortes im Mittelalter ist gegenwärtig noch nicht möglich. Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben jedoch neue Ansätze zur Thematik geliefert und das Wissensfundament zum Domberg stark bereichert.

Heutige Domgräber

Das Begräbnis innerhalb des Kirchenraums ist im christlichen Bestattungsbrauch den geistlichen und weltlichen Herrschern vorbehalten. Die Grabstätten Papst Clemens II. und des kanonisierten Kaiserpaares verleihen dem Bamberger Dom aber eine absolute Sonderstellung. Als „normal“ hingegen können die Bischofsgräber und die Sepultur des Domkapitels gelten.

Clemens II. hatte das Amt als katholisches Oberhaupt von 1046–1047. Bereits 1052 und 1053 informieren Urkundenschriften von einer Grablege des verstorbenen Papsts im Bamberger Dom (Gresser 2007, 121). Er selbst wünschte noch zu Lebzeiten ein Begräbnis im Heinrichsdom, mehrfach betonte er seine Zuwendung zur Stadt Bamberg (Gresser 2007, 125). Das Grab besteht aus einer marmornen Tumba mit verschiedenen Reliefverzierungen (Abb. 4), derzeit ist es im Peterschor aufgestellt (Gresser 2007, 131).

Blickfang und gleichermaßen ikonographischer Forschungsfokus der Ruhestätte ist die prächtig ausgearbeitete Ausschmückung des steinernen Grabkörpers. Die Oberflächengestaltungen aller Flächen zeigen Darstellungen verschiedener biblischer Figuren, auch Clemens II. selbst ist auf Ostseite der Tumba figürlich verewigt. Als Sterbender liegt er auf dem Totenbett und wird vom Erzengel Michael in den Himmel gerufen (Gresser 2007, 131). Ferner zeigen sich auf den Längsseiten der Tumba die unterschiedlichen Tugenden. So weist die südliche Längsseite der Tumba die personifizierte Stärke (*Fortitudo*) und Klugheit (*Prudentia*) auf, die nördliche Fläche ist durch Darstellungen der Mäßigkeit (*Temperantia*), Gerechtigkeit (*Iustitia*) und einer männlichen Personifikation eines Flusses ausgestaltet (Gresser 2007, 132). Reliefverzierungen der Westseite des Grabkörpers bilden eine sitzende männliche Figur ab, Attribute wie Schwert und Scheibe deuten auf eine Abbildung von Johannes dem Täufer, alternative Vermutungen interpretieren das Bildnis als Christusdarstellung (Gresser 2007, 136).

G. Gresser interpretiert die Abbildungen auf der Tumba als eine Darstellung des Papstes als geistliche Herrscherfigur. Die Kardinaltugenden zeichnen ihn als besonderes Mitglied der katholischen Kirche aus, nach welcher er sich seine gesamte Lebenszeit lang orientierte und handelte und so dem ewigen Leben im Paradies würdig machte (Gresser 2007, 137).

Im Kontrast zu den frühmittelalterlichen Bestattungen im Bamberger Dom

ist das Papstgrab ein prachtvoller Sonderling. So hebt sich diese Ruhestätte zusätzlich durch prachtvolle und gut erhaltene Kleidung hervor, mit der Clemens II. angetan war, dazu durch Ausstattung mit Schmuck und liturgischen Objekten, beispielsweise einem Silberkelch (Gresser 2007, 142).

„Der Tod ist weder gut noch böse“ – Seneca d. Jüngere, Ad marciam de consolatione, XIX,5

Die Auseinandersetzung mit dem Tod war ein beständiges Element für die Kirchengemeinde des Dombergs, was sich resümierend durch verschiedene baugeschichtliche Aspekte und durch eine sich jahrhundertlang ausprägende Bestattungskultur und Friedhofsstrukturen zeigt. Die andauernde Liaison von sozialer Gemeinschaft, kirchlichem Bauwerk und dem Ende des menschlichen Lebens zeigt ein Miteinander, das bis heute wirkt und besonders bei archäologischen Arbeiten rund um den Kirchenbau immer wieder ins Bewusstsein gerufen wird.

Mit Spannung ist auf zukünftige Grabungen und Forschungsinitiativen zu blicken.

Stella Ott

Textilfunde in Gräften des Bamberger Doms

Der Bamberger Dom ist als letzte Ruhestätte bedeutender Persönlichkeiten bekannt. Dazu gehören neben dem Kaisergrab und dem einzigen nördlich der Alpen gelegenen Papstgrab die Sarkophage bzw. Gräfte der Bamberger Bischöfe. Für die Archäologie stellen Gräfte eine besondere und wichtige Bestattungsart dar. Im Gegensatz zu Erdbestattungen können die darin enthaltenen Funde, wie beispielsweise Kleidung, gut erhalten sein. Trockenheit, stetiger Luftzug und der Ausschluss von Tierbefall verhindern oft den Zerfall von Textilien.

Textilfunde im Papstgrab Clemens II. (gest. 1047)

Als der zweite Bamberger Bischof Suidger König Heinrich III. nach Rom begleitete, ernannte man ihn 1046 zum Papst mit dem Namen Clemens II. Gleich darauf krönte er Heinrich III. zum Kaiser. Ein Jahr später verstarb Clemens II. und wurde seinem Wunsch nach im Bamberger Dom bestattet. Seine Grabgewänder aus Seidenstoffen byzantinischer und islamischer Herkunft sind von hoher Qualität und heute im Diözesanmuseum ausgestellt (Müller-Christensen 1988, 3).

Fundumstände

Bei der Öffnung des Papstgrabes 1942 hat man die erhaltenen Textilien entnommen und in einer versiegelten

Holzkiste in einen Luftschutzkeller ausgelagert. Laut der Mitschrift einer vor-maligen Sarkophagöffnung im Jahre 1731 entdeckte man während der Öffnung jedoch keinen „Ledersack“, den man aufgrund einer Notiz von Subkustos Graff erwartete. Es handelte sich um eine Fehlinterpretation bzw. einen Lesefehler, denn Graff beschrieb den Leichnam damals vielmehr als mit einer Lederhaut umhüllt. 1947 erfolgte die Wiederbestattung der sterblichen Überreste Papst Clemens II. in Bamberg. Seine Kleidung und Beigaben untersuchte Heinrich Mayer und stellte fest, dass die Textilien oder Fragmente stark miteinander verklebt waren. Somit erklärt sich die von Graff beschriebene Lederhaut. Fatalerweise hat man bei der Untersuchung keine Aufzeichnungen in Bezug auf die Lage des Skelettes und der Kleidung angefertigt. Aus diesem Grund bleibt ungewiss, ob der Papst die Kleidung trug oder diese nur auf ihm lag. Nach der Konservierung in München gelangten die Funde wieder nach Bamberg und sind seit 1960 im Diözesanmuseum zu sehen (Ruß 2015a, 1850f.).

Die Gewänder (Dalmatik, Kasel und Pluviale)

In dem Sarkophag befanden sich Kleidungsstücke, bestehend aus Dalmatik (liturgisches Obergewand mit Ärmeln), Kasel (liturgisches ärmelloses Oberge-

wand) und Pluviale (liturgischer Umhang). Die ungemusterte Dalmatik aus gelbem Seidensamt hat eine Größe von 144 x 198 cm und zwei gerade angenähte Ärmel (Abb. 1). Zudem fand man eine Kasel des gleichen Stoffes (Abb. 2), die der Papst zu Lebzeiten vermutlich über der Dalmatik trug und damit den Körper bedeckte. Das im Durchmesser 312 cm große Obergewand besteht aus drei Seidengeweben. Eines der Gewebe ist mit Kreisen, Blüten und Rauten verziert. Im Schulterbereich, am Saum und auf der Innenseite der Naht setzt sich in einem Halbkreis die goldbraune Glockenkasel mit blaugrünen Kreisen und darin eingeschriebenen Punkten zusammen. Der dritte Teil am Halsausschnitt weist eine ähnliche Verzierung wie die des Grundgewebes auf. Außerdem fand sich ein aus rotem Seidensamt gemustertes Pluviale. Der Kantenbesatz besteht aus grünem gemustertem Seidensamt. Außerdem sind Verzierungen von Kreisen, Panther und Vögeln zu sehen. Mit einem Durchmesser von 222 cm handelt

es sich um ein ungewöhnlich kleines Pluviale (Ruß 2015a, 1851–1853).

Weitere Kleidungsstücke

Zu den vorgefundenen Kleidungsstücken zählt auch eine Stola. Das hellgelbe Seidenband in Leinwandbindung mit einer Größe von 308 x 58 cm weist u. a. goldene Stickereien mit Vogelpaaren auf. Das 176 x 41 cm große Zingulum in Leinwandbindung zieren Muster in Goldbrotschierung, Goldstickerei und Seidenfransen. Ferner sind auf dem goldbraunen Seidenband Tierdarstellungen sowie der Kopf eines Ungeheuers zu sehen.

Neben der *Stola* und dem *Zingulum* gab es zudem kniehohe Pontifikalstrümpfe (*Caligae*) (Abb. 3). Die monochrom gemusterten Strümpfe aus weißem Seidengewebe setzten sich aus mehreren Teilen zusammen: Schaft, Fußteil und Sohle sowie Gewebestreifen am oberen Rand und an der rückwärtigen Nahtöffnung. Zum Dekor der 58 x 31 cm großen Strümpfe gehören Kreismedaillons mit Greifen, Panther



Abb. 1 und 2 Dalmatik (links) und Kasel (rechts) aus dem Grab Papst Clemens II. Kunstsammlung des Diözesanmuseums Bamberg, Inv.-Nr. 3.1.0043 und 3.1.0044 (Fotos L. Kvapilová-Klüsener).



Abb. 3 Detail der Pontifikalstrümpfe aus dem Grab Papst Clemens II.; Kunstsammlung des Diözesanmuseums Bamberg, Inv.-Nr. 3.1.0048 (Foto L. Kvapilová-Klüsener).



Abb. 4 Gesamtansicht des Gunthertuchs; Kunstsammlung des Diözesanmuseums Bamberg, Inv.-Nr. 2728/3-13 (Foto I. Limmer).

und Vogelpaaren. Nach Aussagen Heinrich Mayers umhüllte bei der Öffnung des Sarkophags 1942 ein hellbraun gemusterter Schleier den Kopf des Papstes.

Unter den herausragend gut erhaltenen Kleidungsstücken ließen sich auch Stoffreste finden, deren Funktion nur zum Teil bestimmbar ist. Einige sind Fragmente eines Palliums, dessen Grundgewebe ursprünglich aus weißem Wollgewebe bestand. Daneben fand man Teile von Handschuhen, bestehend aus einem aufgesetzten Medaillon und zwei Stulpen. Weitere kleinere Stoffetzen werden den Bestandteilen einer Totenbinde, eines Kopfkissens und einer Mitra zugeordnet (Ruß 2015a, 1853f.).

Das Bamberger Gunthertuch

Bischof Gunther gilt als eine markante Persönlichkeit salischer Zeit. Er stammte aus einer hochadeligen Familie. Nachdem er Kanzler von Heinrich III. war, wurde er 1057 in Bamberg zum Bischof ernannt. 1065 verstarb er an einer schweren Krankheit auf der Heimreise von Jerusalem in Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, HU) (Müller-Christensen 1988, 3f.).

Fundumstände und Restaurierungen

Sein letzter Wunsch, im Bamberger Dom bestattet zu werden, ging in Erfüllung. Zunächst befand sich seine Ruhestätte vor dem von ihm geweihten Altar der hl. Gertrud. Im 13. Jahrhundert verlegte man sein Grab in den Georgenchor (Ostchor). Während einer Domrestaurierung 1830 wurde der Sarkophag geöffnet und das Tuch wiederentdeckt (Abb. 3). Glücklicherweise erkannte der Leiter der Domrestauration Friedrich Karl Rupprecht die Besonderheit dieser einzigartigen Stoffe und verhinderte

eine Wiederbestattung. Mit höchster Genauigkeit untersuchte Rupprecht die Fragmente und fügte sie zusammen. Dabei stellte er fest, dass der Kopf des Reiters und das Unterteil des Pferdekopfes fehlten. Seine Rekonstruktionsversuche sind als Bleistiftzeichnungen überliefert und im Archiv des Erzbistums Bamberg verwahrt. Mitte der 1850er Jahre – über 20 Jahre nach Rupprechts Tod – wurde das Tuch durch den französischen Archäologen Père A. A. Martin erneut untersucht. Durch seine Begutachtungen und durch die Aufzeichnungen von Rupprecht konnte er zwei Bücher verfassen. Somit fand das Bamberger Gunther-tuch erstmals Eingang in die Textilgeschichte.

Ende des 19. Jahrhunderts litt der Bildteppich unter dem fehlerhaften Umgang durch einen Restaurator, der eine Montierung für eine Ausstellung im Museum durchführte. Die Schäden konnten erst 1965/1966 nach einer professionellen Reinigung und Konservierung behoben werden. Außerdem gab man dem Tuch die richtige Ansichtsseite und Farbigkeit zurück (Müller-Christensen 1988, 4–8).

Darstellung und Interpretation

Das Gunthertuch hat eine Größe von 220 x 210 cm, datiert nach 971 und zählt heute zu den größten erhaltenen byzantinischen Textilien. Es zeigt das Hoheitsbild eines gekrönten Reiters auf einem Schimmel mit prachtvollem Zaumzeug. In seiner rechten Hand hält der Herrscher die kaiserliche Standarte (*Labarum*); sein Kopf ist von goldenem

Nimbus umgeben. Zwei Frauengestalten halten in ihren Händen dem Herrscher Geschenke entgegen – die Herrschaftszeichen des besiegten Gegners. Die rechte Frau bietet eine Stemma (Reifenkrone), die linke Frau eine *Toupha* (Krone mit einem Kamm von Pfauenfedern). Beide Begleitpersonen tragen Mauerkronen und symbolisieren demnach die Macht der Städte (Müller-Christensen 1988, 8).

Die Darstellung auf dem Bildteppich lässt Raum für vielerlei Interpretationsmöglichkeiten. Es könnte sich um den Kaiser Johannes I. Tzimiskes (969–976) während seines Triumphzuges handeln: nach seinem Sieg über Zar Boris II. von Bulgarien wurde er feierlich in Konstantinopel mit beiden bulgarischen Kronen empfangen. Die beiden bekrönten Frauen könnten wegen ihrer farbigen Kleidung als „Die Blauen“ oder „Die Grünen“ genannten Demen oder Zirkusparteien (die Rennställe des römischen Reiches) gedeutet werden (Ruß 2015b, 1857).

Eine andere These geht von dem Kaiser und Feldherrn Basileios II. (976–1025) aus, der nach den Siegen über die Bulgaren 1017 erst in Athen und dann in Konstantinopel einzog. Vielleicht spiegeln die Frauen Athen und Konstantinopel oder das „alte“ und „neue“ Rom wider. Insgesamt erweckt es den Eindruck, dass das Tuch die Darstellung eines Triumphzuges ist (Müller-Christensen 1988, 8).

Technisch gesehen ist das Velum eine Wirkerei. Der Hintergrund ist mit dichten Reihen kleiner blauer und roter gestielter Herzblätter oder Knospen auf

dunkelviolettem Grund ausgefüllt. Dazwischen befinden sich Rauten. Oben und unten sind zwei unterschiedliche Bordüren aus Kreisen mit eingestellten, mehrblättrigen Palmettblüten zu sehen (Müller-Christensen 1988, 8).

Ein kaiserliches Geschenk?

Man nimmt an, dass der Bischof das Tuch in Konstantinopel erwarb bzw. von Kaiser Konstantin X. Dukas (1059–1067) geschenkt bekommen hat (Ruß 2015b, 1858).

Schon zu Zeiten Heinrichs II. und seiner Gemahlin sind Schenkungen kostbarer und qualitätsvoller Seidengewebe aus Byzanz nach Bamberg gekommen. Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass Bischof Gunther zusammen mit dem Tuch bestattet wurde. Byzantinische Seidengewebe hatte man schon seit der Zeit des Bamberger Kaiserpaares nicht als Beigabe, sondern als Reliquie angesehen. Möglich wäre ein Geschenk Gunthers an den deutschen Kaiser. Jedoch spricht der gute Erhaltungszustand viel mehr für eine spätere Beigabe in die Grablege (Müller-Christensen 1988, 10).

Kleidung Bischof Ottos II. (gest. 1196)

Erste Zeugnisse über die Lage der Grabstätte Bischof Ottos II. sprechen für den Ostchor. Dies war wohl nicht seine ursprüngliche Begräbnisstätte, denn die Verlegung dorthin kann erst nach der Fertigstellung des Ostchors stattgefunden haben. Es ist nicht sicher, ob sich die Kleidungsstücke bereits vor der Umbettung im Grab befanden. Der

gute Erhaltungszustand der Schuhe spricht zumindest dafür, dass keine direkte Bekleidung erfolgte. Zudem konnte im Grab eine Dalmatik, jedoch keine Kasel gefunden werden. Nicht auszuschließen ist das Hinzukommen einiger Textilien in viel späterer Zeit (Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1860f.).

Im 18. Jahrhundert wurde die Deckplatte repariert. Bei der Öffnung sah man den Leichnam ohne Sarg, nur in einen Ledersack eingenäht. 1933/34 kam es durch das Domkapitel zur Verlegung der Gräber von Bischof Otto II. und Bischof Gunther in die Ostkrypta. Die Restaurierung der Textilien Bischof Ottos fanden in München statt (Diemer 2015, 1263; Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1861).

Dalmatik

Das 125 x 190 cm große weiße Seidengewebe ist mit einer Musterung aus ineinandergreifenden und sich überschneidenden Kreisen mit Blattwerk und Palmetten versehen. An den Ärmeln wurden schmale braune, ehemals rote Streifen mit gespiegelter Kufi-Inschrift eingewebt. Halsausschnitt, Ärmelsäume und unterer Saum haben Besätze aus fliesenartig gemustertem Seidengewebe. An der Vorder- und Rückseite sind in geringem Abstand zwei schmale Zierstreifen (*Clavi*) eingenäht. Im unteren Bereich sind die offenen Seitennähte mit schmalen Streifen eines gemusterten Samit mit kufiartiger Musterung besetzt. An einem Ärmelsaum hängen Reste von Fransen (Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1859).

Abb. 5
Pontifikalschuhe
aus dem Grab
Bischof Otto II.;
Kunstsammlung des
Diözesanmuseums
Bamberg,
Inv.-Nr. 3.1.0053
(Foto L. Kvapilová-
Klüsener).



Pontifikalschuhe

Die Schuhe (Abb. 5) bestehen aus farbig gemustertem Seidengewebe mit Goldlahn um die Seidenseele. Das hellbraune Gewebe ist mit grünen und violetten Kreisen verziert, in denen ein in Gold gezeichneter Vogel mit ausgebreiteten Flügeln steht. Auf der Fersennaht des linken Schuhs steht mit roter Inschrift in Majuskeln CALCIAMENTA // IN PEDIBVS, das übersetzt „Schuhe an den Füßen“ heißt. Auf dem rechten Schuh steht CALCIATI PEDES für „beschuhte Füße“ (Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1859).

Fragmente vom Besatz der Handschuhe und Mitrenbänder

Die beiden Goldborten aus Seide sind mit diagonal aneinanderstoßende Linien und Kreuzmotive in den Zwischenräumen geometrisch gemustert. Von den seidenen Mitrenbändern haben sich nur noch die Enden erhalten, sie sind ebenfalls mit geometrischen Mustern verziert. Die Fransenborten sind zwischen schmalen Goldborten eingefasst (Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1859–1861).

Hülle eines Kissens mit Schriftborte

Im Grab konnte außerdem eine querechteckige Kissenhülle gefunden werden. Deren Öffnung befindet sich an einer Schmalseite. Fünf der ursprünglich acht Bortenfragmente sind mit Inschriften in ehemals vermutlich roten Majuskeln versehen. Wahrscheinlich gehörten nicht alle Fragmente zum Kissen, da sie unterschiedliche Längen aufweisen (Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015, 1860).

Fazit

Die vielen, nahezu vollständig erhaltenen Textilfunde aus dem Bamberger Dom zeigen die große Bandbreite und den hohen Entwicklungsstand des Textilhandwerks im hohen Mittelalter auf. Bei einer Wiederentdeckung solcher Stoffe sind für die weiteren Forschungsschritte der Umgang und die Sorgfalt von größter Wichtigkeit, um den oft sehr guten Erhaltungszustand zu sichern.

Rebecca Pfaff

Keramik – der Kalender des Archäologen

Die Keramik ist für Archäologen die wichtigste Fundgattung für die Datierung. Die Verwendung von Keramik war sehr vielfältig, sie wurde aber hauptsächlich als Ess- und Kochgeschirr und in Form von Aufbewahrungsgefäßen genutzt. Geht Keramik einmal kaputt, so ist sie kaum zu reparieren und auch nicht recycelbar. Zerbrochene Gefäße werden daher schnell entsorgt und ihre Scherben sind dann, da sich Keramik nicht zersetzt, in großer Zahl in den ehemaligen Siedlungen anzutreffen.

Die Keramik aus dem Dom

Aus der Domgrabung stammen überwiegend Scherben von rauwandigen Gefäßen. Darunter kommen rein von Hand aufgebaute Formen, wie auch teilweise und vollständig auf einer drehbaren Unterlage, ähnlich einer Töpferscheibe, nachgedrehte Stücke vor. Bei den nachgedrehten Gefäßen zeugen feine horizontale Drehrillen im Randbereich vom Nachdrehen des Randes. Dagegen zeichnen sich die vollständig nachgedrehten Stücke durch spiralförmige Drehspuren auf den Böden und unregelmäßig starke Wandstärken, vor allem im unteren Bereich der Gefäße, aus. Diese Spuren sind eindeutige Hinweise, dass die Stücke vom Boden bis zur Mündung nachgedreht wurden. Der Ton ist mit feinem Quarzsand versetzt, wodurch die Keramik eine raue Oberflä-

che erhält. Die Farbe der Scherben variiert von hellem Ocker bis Schwarz (Losert 1993, 30f.).

Die Keramik kommt dabei aus unterschiedlichen Schichten, die sich in die Zeit des Doms ab 1007 und der vorangegangenen Bebauung einordnen lassen.

Die von Hand aufgebauten sowie teilweise nachgedrehten Gefäße kommen überwiegend in den älteren Siedlungsschichten unterhalb des Doms und in der für den Dombau angelegten Planierung vor. Die teilweise und vollständig nachgedrehte Keramik überwiegt dagegen in den jüngeren Siedlungsschichten. Aus dem Horizont der Burgkirche und des zugehörigen Friedhofs stammen sowohl von Hand aufgebaute wie auch teilweise und vollständig nachgedrehte Stücke (Losert 1993, 108–111).

Die Funde aus der Zeit vor der Bistumsgründung

Aus den Siedlungsschichten unterhalb der für den Dombau errichteten Planierung stammen insgesamt 48 Keramikscherben. In den älteren Siedlungsschichten, die spätestens in das 8. Jahrhundert zu datieren sind, kommen überwiegend Scherben von rauwandiger Keramik vor (Losert 1993, 108). Die Gefäße können sowohl rein von Hand aufgebaut wie auch in Rand- und Schulterbereich nachgedreht sein (Losert 1993,

30). In geringen Anteilen fanden sich auch feintonige Scherben (Losert 1993, 108).

Aus den Schichten stammen außerdem einige Scherben von slawischer Keramik. Es kommen sowohl handgefertigte wie auch teilweise nachgedrehte Formen vor. Die oberen Gefäßteile der nachgedrehten Stücke haben horizontale Drehrillen im Schulter- und Randbereich und sind sorgfältiger ausgeführt als die unteren Bereiche. Auf der Standfläche der Gefäße lassen sich teilweise runde Achsabdrücke beobachten, die von der Fertigung auf einer drehbaren Unterlage stammen. Im Vergleich zu der restlichen Keramik sind diese Scherben besonders dickwandig. Der dem Ton zugesetzte Quarzsand ist grob und deutlich sichtbar. Auch bei der slawischen Ware ist die Farbe der Scherben unregelmäßig. Es überwiegen aber insgesamt erdfarbene Töne (Losert 1993, 28f.). Die slawischen Gefäße waren teilweise mit Wellenbändern (Abb. 1,1) oder unterschiedlichen Schraffuren verziert, die durch einen Gegenstand mit mehreren Zinken, zum Beispiel einen Kamm, in den Ton eingedrückt wurden (Losert 1993, 56).

Bemerkenswert unter den Funden aus den ältesten Siedlungsschichten ist ein Spinnwirtel mit Stempelverzierung (Abb. 2) (Losert 1993, 72). Spinnwirtel wurden als Gewicht auf den Schaft einer Handspindel geschoben und trugen so zur Stabilisierung der Drehbewegung beim Spinnen bei.

In den jüngeren Siedlungsschichten wurden überwiegend rauwandige Scherben von teilweise bis vollständig nachge-

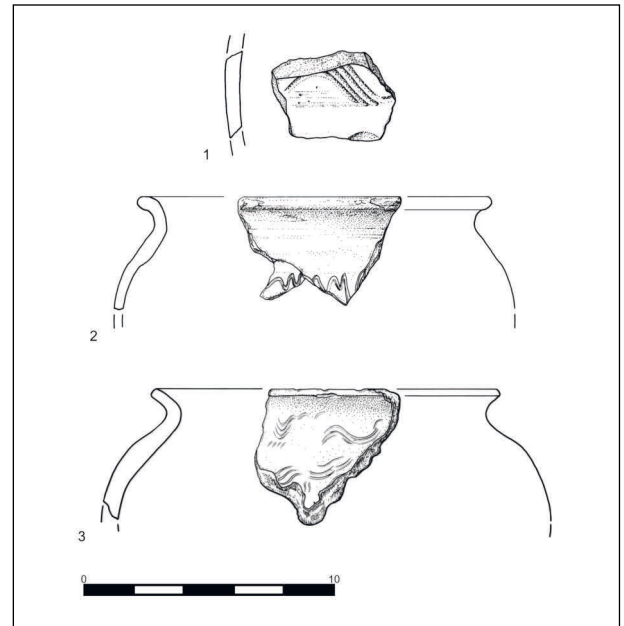


Abb. 1 Frühmittelalterliche Keramik; 1 = Slawische Keramik mit Wellenlinienverzierung aus den ältesten Siedlungsschichten, Inv.-Nr. 57433; 2 = Randstück eines feintonigen teilweise nachgedrehten Gefäßes aus den jüngeren Siedlungsschichten, Inv.-Nr. 57428, 57439; Randstück eines nachgedrehten Gefäßes mit Wellenbandverzierung aus dem Friedhofshorizont, Inv.-Nr. 57446-1 (Zeichnungen S. Däuber/N. Lohwasser).

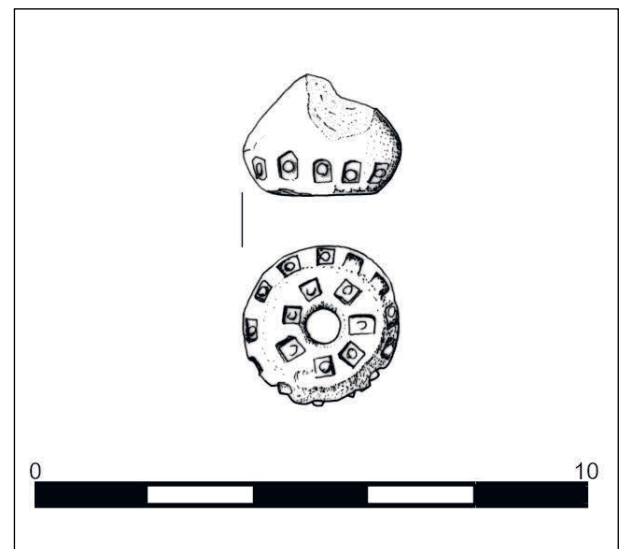


Abb. 2 Spinnwirtel mit Stempelverzierung, Fundort älteste Siedlungsschichten, Inv.-Nr. 57431 (Zeichnung S. Däuber/N. Lohwasser).

drehten Gefäßen gefunden (Abb. 3). Daneben kommen aber auch Scherben von rein von Hand aufgebauten Gefäßen und drei Scherben von feintonigen Gefä-

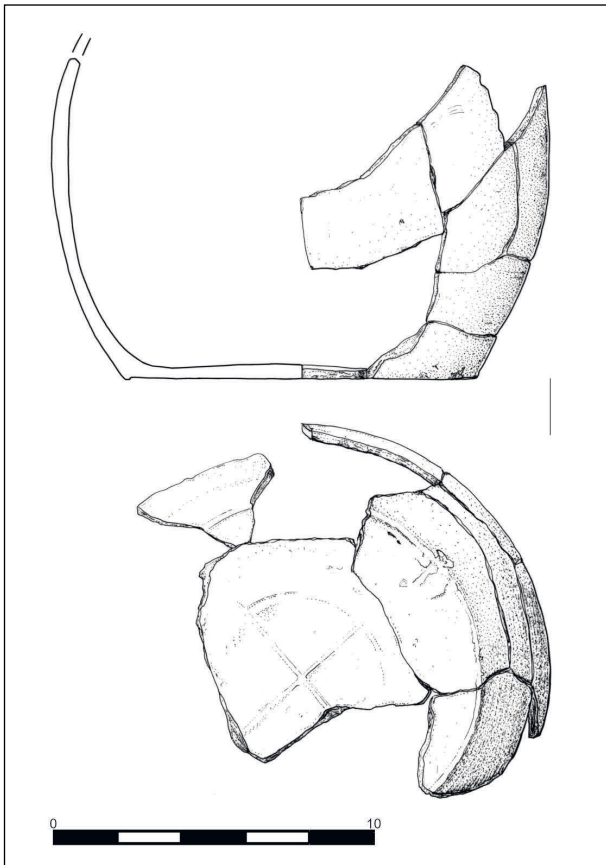


Abb. 3 Teilweise nachgedrehtes Gefäß mit einfachem Radkreuz als Bodenmarke, Fundort jüngere Siedlungsschichten, Inv.-Nr. 57428, 57429, 57431 (Zeichnung S. Däuber/N. Lohwasser).

ßen vor. Die feintonigen Gefäße sind im Schulter- und Bauchbereich relativ dünnwandig. Die Stücke sind mit feinerem Quarzsand in geringen Mengen versetzt. Neben Quarzsand wurde dem Ton auch teilweise feiner Silberglimmer zugegeben. Bei den Farben überwiegen erdfarbene Braun- und Grautöne (Abb.1,2) (Losert 1993, 31). Außerdem stammen aus diesen Schichten auch zwei Scherben slawischer Keramik (Losert 1993, 108).

Die Keramik, die im Umfeld der Burgkirche und des zugehörigen Friedhofs gefunden wurde, stammt zum Teil aus umgelagerten älteren Kulturschichten des 7. und 8. Jahrhunderts. Die Stücke aus den zu der Burgkapelle und dem

Friedhof gehörigen Schichten wiesen einen größeren Formenreichtum als die aus den vorangegangenen Schichten auf. Die Formen sind vergleichbar mit denen der jüngsten Siedlungsschichten (Losert 1993, 110). Es überwiegt wie in den älteren Siedlungsschichten rauwandige Keramik, die sowohl von Hand aufgebaut wie auch in Rand- und Schulterbereich nachgedreht sein kann. Daneben kommen gleichermaßen rauwandige wie feintonige Scherben von teilweise bis vollständig nachgedrehten Gefäßen vor. Manche Gefäße aus den Friedhofsschichten sind mit Bändern aus Wellenlinien verziert (Abb. 1,3). Auch aus den Schichten der Burgkirche und des Friedhofs stammt, wie schon aus den vorangegangenen Siedlungsschichten, slawische Keramik (Losert 1993, 111).

Aus der für den Dombau errichteten großflächigen Planierung des Geländes stammen nur wenige Funde aus umgelagerten Siedlungsschichten. Insgesamt wurden hier zwölf Scherben gefunden. Bei den Funden aus der Planierschicht überwiegen rauwandige Scherben, wie sie schon in den älteren und jüngeren Siedlungsschichten unter dem Dom vorkommen. Unter den Funden war auch je eine Scherbe eines feintonigen und eines slawischen Gefäßes (Losert 1993, 111).

Die Befunde unter dem ersten Dombau, von den Siedlungsschichten bis zur Planierung, sind in die Zeit vor dem Dombau, also spätestens bis 1007, einzuordnen. Geht man davon aus, dass mit dem Bau des Doms schon einige Jahre vor der Bistumsgründung begonnen

wurde, kann die Keramik aus den Siedlungsschichten und aus dem Bereich der Burgkirche mit dem dazugehörigen Friedhof vor 1000 eingeordnet werden (Losert 1993, 111).

Funde aus der Zeit nach der Bistumsgründung

Neben den Funden aus der Zeit vor der Bistumsgründung wurde bei den Grabungen auch Keramik aus hochmittelalterlichen Befunden nach der Bistumsgründung geborgen. Zu diesen kommen Lesefunde, die ebenfalls in die Zeit nach der Bistumsgründung einzuordnen sind.

Die Funde aus den Schuttschichten, die direkt auf den nach dem Dombrand im Jahre 1185 wiederhergestellten Boden folgten, sind sehr einheitlich. Sie datieren in die Zeit zwischen dem Dombrand und dem Baubeginn des heutigen Doms um 1210/15 bis zu dessen Fertigstellung im Jahre 1237. Aus den Schichten stammen überwiegend rauwandige Scherben von teilweise bis vollständig nachgedrehten Gefäßen. Daneben kommen auch aus feinem Ton gefertigte, teilweise wie auch vollständig nachgedrehte Gefäße vor. Dazu gibt es auch auf der Drehscheibe gefertigte Gefäße (Losert 1993, 111–113). Die Stücke

sind ebenfalls rauwandig und ihre Oberflächenbeschaffenheit ist den nachgedrehten Gefäßen sehr ähnlich. Die Scherben sind überwiegend dunkelbraungrau bis schwarz. Diese Keramik datiert in das frühe 13. Jahrhundert (Losert 1993, 32). Aus den Schichten stammen auch erstmals Stücke, die eine gekahlte, schräg nach innen weisende Randleiste besitzen, die vom Hals des Gefäßes abgesetzt ist (Abb. 4) (Losert 1993, 48). Diese sogenannten Karniesränder kommen mit der Verwendung der Drehscheibe ab dem Anfang des 12. Jahrhunderts in Nordostbayern auf. Die Funde aus den Schichten des Bamberger Doms sind dabei die ersten echten Karniesränder aus Oberfranken (Holzapfel 2019, 103).

Importstücke

Neben den einheimischen Stücken fanden sich bei den Ausgrabungen auch Scherben von Gefäßen, die aus Regionen außerhalb Oberfrankens importiert wurden. Aus der nach dem Dombrand im Jahre 1185 aufgegebenen und verfüllten Ostkrypta stammt eine Scherbe von einem Gefäß der sogenannten Pingsdorfer Ware (Losert 1993, 111). Das Fragment stammt von der Schulter eines bauchigen Gefäßes. Das Stück

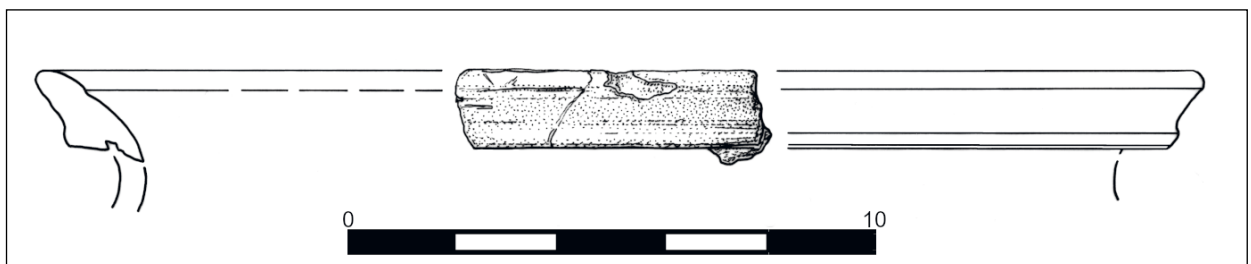


Abb. 4 Randstück eines vollständig nachgedrehten oder auf der Drehscheibe hergestellten Gefäßes mit schmalem Karniesrand, Fundort Schuttschichten aus der Zeit nach dem Dombrand 1185 bis 1237, Inv.-Nr. 55589 (Zeichnung S. Däuber/N. Lohwasser).

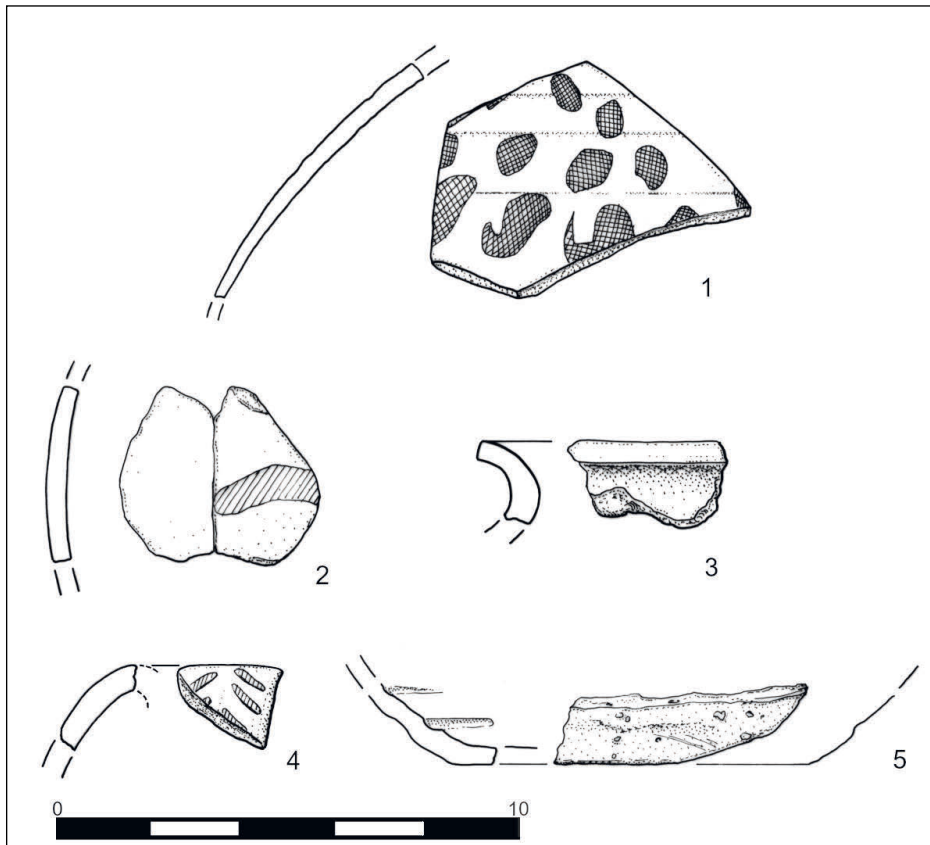


Abb. 5 Importstücke:
 1 = Pingsdorfer Ware,
 Inv.-Nr. 55513;
 2 = Wandscherbe mit
 roter Bemalung,
 Inv.-Nr. 57419;
 3 = Goldglimmerware,
 Inv.-Nr. 57515-3;
 4 = Henkelfragment mit
 roter Bemalung,
 Inv.-Nr. 57421-1;
 5 = Bodenstück eines
 vollständig nachgedreh-
 ten Gefäßes,
 Inv.-Nr. 55553;
 Fundorte: 1 Verfüllung
 der Ostkrypta, 2 - 5
 Friedhofshorizont
 (Zeichnungen
 S. Däuber/
 N. Lohwasser).

wurde auf der Drehscheibe hergestellt und auf seiner Innen- und Außenseite sind flache Drehrillen zu erkennen. Der Ton wurde mit feinem Sand und Kalkbröckchen versetzt und die Oberfläche der Scherbe ist fein rau. Das Gefäß wurde bei sehr hohen Temperaturen äußerst hart gebrannt, wodurch sich der Ton stark verdichtete und sich die Poren fast vollständig schlossen. Die Außenseite des Bruchstücks ist hellbraun und auf der Oberfläche ist eine Verzierung aus schwarzvioletten Tupfen aufgetragen, die durch den Brand glasiert ist (Abb. 5,1).

Bei vier der im Bereich der Burgkirche und des Friedhofs gefundenen Scherben handelt es sich um Importe, die nicht aus dem oberfränkischen Raum stammen (Losert 1993, 111). Bemerkenswert unter den importierten Stücken ist eine Scherbe mit roter Bema-

lung von einem kleinen bauchigen Trinkbecher mit abgerundetem Rand (Abb. 5,2). Das Gefäß wurde zuerst von Hand ausgeformt und dann auf einer drehbaren Unterlage nachgedreht. Der Ton ist mit feinem Quarzsand und pulverigem Silberglimmer versetzt. Diese Art von Keramik kommt ausschließlich im Hochmittelalter vom 10. bis 12. Jahrhundert vor. Die Scherbe aus den Friedhofsschichten unter dem Bamberger Dom stammt aus dem 10. Jahrhundert und ist der früheste Beleg eines solchen Stücks in Oberfranken. Am wahrscheinlichsten wurde das Gefäß im Unterraingebiet gefertigt (Losert 1993, 36f.). Einen weiteren interessanten Fund stellt eine Scherbe der sogenannten Goldglimmerware dar (Abb. 5,3). Das Randstück stammt von einem nachgedrehten Topf mit einfachem, kantigem Rand. Das Gefäß wurde aus

feinem Ton gefertigt, der schwach mit Goldglimmer versetzt ist. Durch den Zusatz schimmert die Keramik leicht golden. Das Fundstück datiert ins frühe Mittelalter, genauer in das 8. oder 9. Jahrhundert. Goldglimmerware ist in Oberfranken sehr selten, es sind bisher nur drei weitere Fundorte bekannt. Das Stück stammt vermutlich aus der Oberpfalz (Losert 1993, 39). Die beiden restlichen Importstücke sind rauwandige, unter Sauerstoffzufuhr gebrannte Keramik. Das erste Stück ist der Teil eines Henkels (Abb. 5,4). Der Ton ist sehr fein und kaum erkennbar mit Quarzsand versetzt. Der Henkel ist ockergelb mit roter Bemalung. Die zweite Scherbe ist ein Bodenstück eines vollständig nachgedrehten Gefäßes (Abb. 5,5). An der Innenseite sind feine horizontale Drehrillen, die von dieser Herstellungstechnik stammen. Der Ton ist stark mit Quarzsand versetzt, dessen Körner auf der Oberfläche sichtbar sind. Die Außenseite des Stücks ist orangefarben, während die Innenseite grüngrau bis orange gefärbt ist. Beide Gefäße stammen aus West- oder Südwestdeutschland (Losert 1993, 35f.).

Zu den Importstücken zählt auch die Scherbe der Pingsdorfer Ware aus der nach dem Dombrand im Jahre 1185

aufgegebenen und verfüllten Ostkrypta. Das Gefäß, von dem die Scherbe stammt, wurde entweder in einer Töpferei direkt in Pingsdorf nahe Köln oder in dessen näherer Umgebung gefertigt (Losert 1993, 38).

Was sagen uns die Funde?

Die Funde aus der Grabung im Bamberger Dom liefern einen großen Beitrag für die Datierung der Keramik des Früh- und Hochmittelalters in Oberfranken. Aus der Domgrabung stammt Keramik, die erstmals in Oberfranken eindeutig in die Zeit vor das Jahr 1000 datiert. Aus den Schuttschichten aus der Zeit zwischen dem Dombrand im Jahr 1185 und der Fertigstellung des heutigen Doms im Jahr 1237 stammen die ersten echten Karniesränder aus Oberfranken. Die Vergesellschaftung von slawischer Keramik mit den germanischen Erzeugnissen vor allem in den ältesten Siedlungsschichten (Losert 1993, 107) könnten für ein Nebeneinander der beiden Bevölkerungsteile sprechen. Dies ließen Ausgrabungen im Bereich der Alten Hofhaltung und in Schlammersdorf erkennen (Sage 1989, 242). Eine eindeutige Aussage zu diesem Thema kann vielleicht erst nach vollständiger Auswertung der Grabungen gemacht werden.

Nelo Lohwasser

Kleinfunde aus dem Bamberger Dom – Metallische und organische Funde

Bei den großflächigen Grabungen Walter Sages im Inneren des Doms konnte eine Vielzahl an Kleinfunden entdeckt werden. Das Fundspektrum ist jedoch für eine Kirchengrabung nicht gerade typisch: Keramikscherben, menschliche Gebeine, Eisen, Buntmetall, Glas, Objekte aus Bein und Stein und einzelne Sonderfunde. Der Grund für diese „Gemengelage“ liegt in der unterschiedlichen Nutzung des Areals in der Zeit vor dem ersten Dombau. Denn an der Stelle des Doms bestand nach archäologischen Erkenntnissen im Frühmittelalter eine Siedlung mit Holzbebauung und dann später, im 9./10. Jahrhundert, eine mit einem Friedhof umgebene Kirche.

Funde der frühmittelalterlichen Besiedlung

Wie die Besiedlung an der Stelle des Doms in den Zeiten vor dem Frühmittelalter aussah, kann nicht gesagt werden, wenn auch immer wieder vereinzelt ältere, bronze- und hallstattzeitliche Keramikscherben verlagert in allen möglichen Bereichen auftraten. Frühmittelalterliche Siedlungsbefunde sind die ältesten stratigrafisch fassbaren Befunde unter dem Dom – bis zum gewachsenen Fels ist es nicht weit. Bei den Grabungen Walter Sages wurden im südlichen Seitenschiff in einem knapp 2 m breiten Streifen eine ganze Reihe von Pfostenlö-

chern (Standspuren von Hauspfosten) und größere Gruben entdeckt, die über dort geborgene zeittypische Keramikscherben ins Frühmittelalter datieren (Sage 1978, 181). Die Auswertung der stratifiziert geborgenen Keramikfunde im Dom ist von hoher regionaler Bedeutung und ermöglichte Hans Losert die Erstellung einer Chronologie vom frühen bis zum hohen Mittelalter. Diese ist maßgeblich für Nordbayern (siehe Beitrag Pfaff, Keramik).

Funde aus dem Friedhof der Burgkirche

Die zweite, viele Funde führende Schicht bildet das Friedhofsareal um die ehemalige Burgkapelle der Babenberger. Sie datiert ins 9. bis 10. Jahrhundert. Die Vorgängerkirche unter dem ersten Dom lag im Nordostbereich des heutigen Doms und war etwa 20 m bis 25 m lang (siehe Beitrag Pelz, Berengar, Abb. 2). Die einst um diese kleine Kirche herum angelegten Bestattungen wurden bei den Ausgrabungen Walter Sages im Mittelschiff des Doms, aber auch bei anderen Ausgrabungen außerhalb des Doms angetroffen, etwa an der Dompforte (Wintergerst 2006, 389–391) und sogar auf dem Domkranz (Michl 2017, 361–373). Sie lagen in mehreren Horizonten übereinander. Dazu fanden sich viele umgelagerte Skelettreste. Es ist also anzunehmen, dass hier mehrere

Generationen beerdigt wurden. Walter Sage ging von fünf bis sechs Generationen aus (Sage 1993c, 54; Sage 2002a, 97). Besonders dicht belegt war der Friedhof vielleicht im Westbereich der Burgkirche. Dort wurden allein 70 Bestattungen festgestellt. Die Toten lagen teils in einfachen Erdgräbern, teils wurden aber auch Spuren von vergangenen Särgen festgestellt. Zu solchen gehörten vermutlich eine ganze Reihe von Nägeln mit ankorrodierten Holzresten (Abb. 1). Aus diesen Gräbern stammen einige interessante Funde (siehe dazu Beitrag Zeumann, Bestattungen).

Funde aus den Abbruchschichten der Vorgängerkirchen

Aus den Abbruchschichten der Vorgängerbauten des heutigen Doms stammt eine dritte Gruppe von Kleinfunden. Bei diesen handelt es sich größtenteils um Relikte ehemaliger Innenausstattung. Sie sind so zahlreich, dass sie in anderen Beiträgen dieses Bandes besprochen sind (Glas, Wandputz, Fußbodenbelag, Architekturteile, Dachziegel). Hier werden die noch übrigen Funde aus Eisen und Buntmetall sowie aus organischem Material vorgestellt.

Bei allen Ausgrabungen wurden Eisengegenstände geborgen. In der Mehrzahl sind dies Nägel und Nagelstifte bzw. deren Fragmente, einteilbar nach ehemaliger Funktion. Eine Menge Nägel, auch in den jüngeren Schichten, haben Holzanhafungen und sind vermutlich als verlagerte Sargnägel anzusprechen, sie tauchten in nahezu allen Bereichen auf. Eine Reihe von Ziernägeln mit gewölbten Köpfen liegt sowohl aus Eisen als

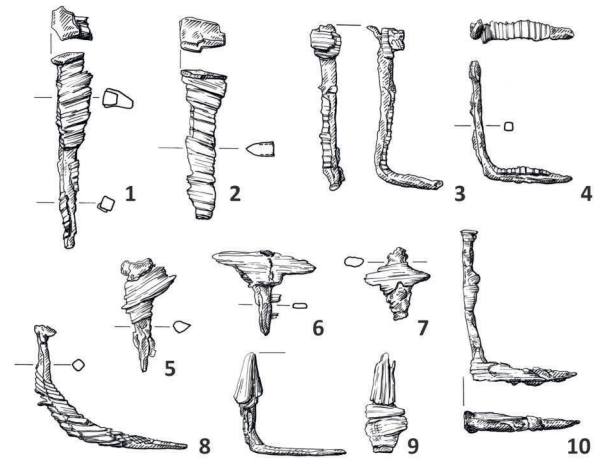


Abb. 1, Sargnägel; 1 = 55527-5; 2 = 55527-5; 3 = KH 139061-2; 4 = KH 139061-2; 5 = DK 658; 6 = DK 610; 7 = DK 854; 8 = KH 139061-2; 9 = DK 631; 10 = Lese 1-4; Länge Nagel 1 = 8,1 cm (Zeichnungen N. Lohwasser).

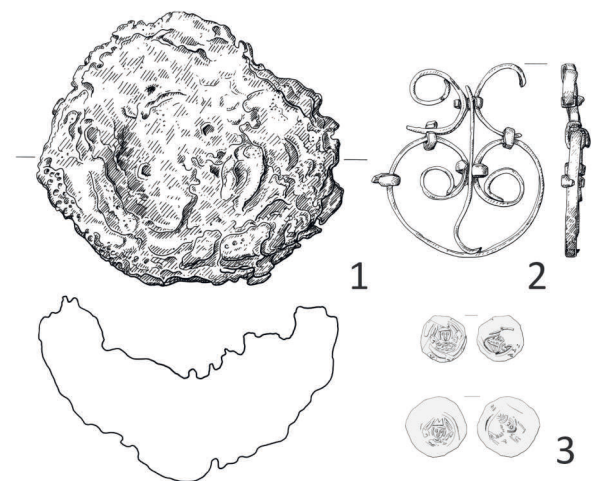


Abb. 2, Metallfunde: 1 = Ofensau, BLfD M-2007-30744-1_58015-1 (Durchmesser max. 16,4 cm); 2 = Gitterfragment, HM 18/601/15 (Höhe 9,8 cm); 3 = zwei Silbermünzen, HM 18/601/22a, b (Durchmesser b 2,0 cm) (Zeichnungen N. Lohwasser).

auch aus Buntmetall vor. Neben wenigen Hufnägeln kommen haufenweise Nägel und Haken vor, die handwerklich verwendet wurden, außerdem Stifte mit Ösen, Ringe und Ringfragmente, Eckbeschläge, die vielleicht wiederum von Särgen stammen und flache Beschläge. Besondere Eisenfunde sind eine verlagerte frühmittelalterliche Pfeilspitze aus dem Bereich des Kreuzgangs, einige

Hufeisenfragmente, ein massiver Eisenkeil und eine vollständige so genannte Ofensau (Abb. 2,1) von der Grabung im Bereich des Mesnerhauses. Dort wurden mehrere solche Schlacke-Fragmente geborgen. Rückstände dieser Art stammen aus einem Schmelzofen und zeigen einstige Eisenverarbeitung genau hier vor Ort an.

Bereits mehrfach publiziert ist ein Gitterfragment (Abb. 2,2). Es besteht aus geraden Stegen und flachen Stegen mit peltaförmig eingedrehten Enden, die mit so genannten Bunden zusammengehalten werden (Welker 1998; Lohwasser 2012f). Da flache Eisenstäbe für derartige Gitter im 14. Jahrhundert nicht mehr verwendet werden, datiert das Fragment vermutlich vom 11. bis ins 13. Jahrhundert. Ein solches Gitter kann als Trennung zwischen zwei unterschiedlichen Räumen im Dominieren fungiert haben, etwa an einer Öffnung zu den Krypten.

Einen Datierungshinweis für die sie enthaltende Schicht geben zwei Silbermünzen, ein Pfennig und ein halber Pfennig, Freising, Bischof Otto II. 1184–1220 (Abb. 2,3). Als weitere Vertreter von Weißmetall fanden sich an vielen Stellen Bleiruten und Bleireste der Fensterverglasungen der Vorgängerbauten.

Auch die Buntmetallfunde sind vielfältig. Ein bislang unveröffentlichter, nahezu in Vergessenheit geratener Fund der Sage-Grabung ist ein massives Buntmetallplättchen mit Grubenschmelzeinlage zwischen fein tauschierten oder niellierten Blattranken (Abb. 3). Die kleine Platte mit den Maßen 4,3 cm x 3,2 cm und

einer Stärke von 0,3 cm gehörte einst zu einer hochwertigen Goldschmiedearbeit. Auch wenn sie heute etwas matt und unscheinbar wirkt, verraten doch die vielen Farbnuancen des Emails und die schwungvolle Gestaltung des Rankenmotivs die hohe künstlerische Qualität der Werkausführung. Der momentane Zustand ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Brandeinwirkung zurückzuführen. Hohe Temperaturen haben die Oberfläche teils aufgeworfen, teils Blasen ins Email getrieben. Vermutlich aus dem gleichen Grund litt die Gestaltung der heute verschwommen erscheinenden Blautöne in den Grubenfeldern. Die lange Lagerung im nicht ganz trockenen Erdreich hat zudem die Entstehung von Korrosion in den Spalten zwischen Bronze und Email begünstigt, dazu die Ablösung der am Rahmen aufgetragenen nicht korrodierten Metallbeschichtung (Gold?).

Als Träger für das kostbare Plättchen sind viele verschiedene Kunstwerke denkbar. So käme etwa der Buchdeckel eines Evangeliars in Frage. Zwei mit solchen Plättchen dekorierte, jedoch zeitlich leicht differierende Beispiele sind der Einbanddeckel eines Evangeliars aus Köln, datiert auf 1170 (Schnütgenmuseum Köln, Inv.-Nr. G 531) und der Codex Aureus Echternacensis (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv.-Nr. KG 1138), entstanden zwischen 985 und 991. Über einem Holzkern wurden getriebene Silber- und vergoldete Kupferbleche mit Filigran und Steinbesatz angebracht. Am Rand alternieren Kassetten mit Rahmeninschriften und emaillierten Bunt-

metallplättchen, davon die Mehrzahl, ebenso wie das Bamberger Beispiel, achsensymmetrisch organisiert. Dennoch scheint eine Annäherung zu Herkunft und Datierung über das achsensymmetrische Rankenmotiv schwierig, denn es ist es doch relativ häufig und sehr verbreitet. Ein weiterführender Hinweis auf die Herkunft des Plättchens kann die Binnenzeichnung der Blattranken sein. Solch doppelte Linien auf den Stegen zwischen den Emaileinlagen sind für Arbeiten aus Limoges außerordentlich typisch. Limoges zählt neben Aachen, Lüttich, Köln, Magdeburg und Braunschweig zu den bedeutendsten kunsthandwerklichen Zentren der Zeit.

Weitere Buntmetallfunde waren Bronze-gussreste, viele Blechfragmente, etwa ein Streifen mit Perl-Prägung, dünnes, mitunter nietgelochtes Bronzeblech von der Verkleidung eines Kästchens oder eines anderen Objekts (kaum von einer Dachdeckung wie im Domininventarband angegeben, Weilandt 2015b, 177 Abb. 58), Nadeln und eine Nadelhülse, ein kleiner vermutlich barockzeitlicher Besteckgriff und viele Drahtfragmente, eines wohl ein Fragment eines modernen Maschendrahtzauns.

Organische Funde in Form von Tierknochen sind bei den verschiedenen Ausgrabungskampagnen offenbar in unterschiedlichem Maß eingesammelt und aufbewahrt worden. So gibt es von der Sage-Grabung nur wenige Dutzend Tierknochen, im Gegensatz dazu aus der Westkrypta-Grabung über 6000 Stück (Babenburg-Projekt, 1989), darunter auch wenige menschliche Gebeine,



Abb. 3, Emailplättchen, Grubenschmelz, BLfD M-2007-30764-1_0 6131/0279_55566-1 (Foto N. Lohwasser).

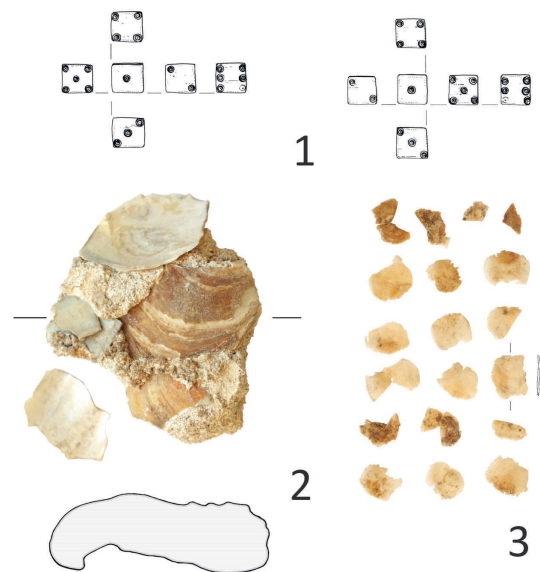


Abb. 4, organische Funde: 1 = zwei Beinwürfel, HM 18/601/14a, b; 2 = Mörtel mit Muschelschalen, BLfD M-2007-30764-1_0 6131/0279_55596-2; 3 = Fischschuppen, M-2007-30764-1_0 6131/0279_55555-3; Seitenlänge des Würfels = 1 cm (Zeichnungen und Montagen N. Lohwasser).

die wiederum aus gestörten Gräbern stammen dürften.

Außerordentliche organische Funde sind rar. Zwei kleine Beinwürfel mit Kreisaugenzier (Abb. 4,1) fanden sich zusammen mit zwei ins 12./13. Jahr-

hundert datierenden Silbermünzen (s. o.); vielleicht würfelten Bauarbeiter in ihrer Pause um die Münzen. Ein Spielstein aus Sandstein war ebenfalls unter den Kleinfunden, er repräsentiert die Spielausrüstung des einfachen Mannes. Spielsteine kamen bei Brettspielen wie Tricktrack, Mühle und Dame zum Einsatz. Auf dem Domberg wurden große Mengen verschiedenster Spielsteine aus Bein und Stein gefunden (Britting u. a. 1993b; Britting u. a. 1993c).

Ein ungewöhnliches Objekt, das Fragment einer Jakobsmuschel fand sich verlagert in den Friedhofsschichten am Domkranz. Dadurch weist sich eine der dort bestatteten Personen als Jakobspilger aus.

Rätsel gibt ein Mörtelfragment auf, in das mehrere Flussmuscheln eingedrückt sind (Abb. 4,2). Es scheint Teil einer größeren so gestalteten Fläche gewesen zu sein, denn die Muscheln sind alle abgebrochen. Teils ist ihre braun-schuppige Außenseite, teils die perlmuttfarbene Innenseite sichtbar. Auf diese Weise dekorierte Wandflächen oder Flächen in Innenräumen sind aus der Barockzeit bekannt, etwa in Schau-grotten oder Gartenarchitektur. Ein Beispiel ganz in der Nähe von Bamberg ist die Grotte in Schloss Weißenstein, Pommersfelden. Da das Stück aus einem hochmittelalterlichen Befund stammt, ist dies jedoch ein Beweis, dass es schon zu dieser Zeit solche Dekorationen gab und in einem der Vorgängerdome perlmutt- und silbern schimmernde Flächen oder Bereiche mit Flussmuschelschalen aus Regnitz oder Main existierten; auch Teich- oder Bachperlmuscheln sind denkbar.

Ebenfalls schwer zu beantworten ist die Frage, wie mehrere Fischschuppen in die Erdschichten des Doms geraten sind (Abb. 4,3), auch wie sie sich so lange erhalten konnten, sind sie doch so fein und empfindlich. Wie die Keramikscherben zählen sie jedoch zu den Küchenabfällen und können ebenso wie die nahezu überall auftretende zerscherbte Küchenkeramik aus einer ehemaligen Küche ganz in der Nähe stammen. Zu loben ist das gute Auge des Ausgräbers, das die unscheinbaren Objekte wahrnahm.

Abschließend kann konstatiert werden, dass im Dom und seiner unmittelbaren Umgebung ein großes Spektrum unterschiedlichster Objekte und Materialien gefunden wurde, von der hochwertigen Emailscheibenfibel des Frühmittelalters bis hin zum neuzeitlichen Maschendraht. Da die Funde noch nicht mit ihren Fundhorizonten in Verbindung gesetzt sind – dies ist Aufgabe der eigentlichen, noch bevorstehenden Grabungsauswertung im laufenden Projekt – sind derzeit noch keine endgültigen Aussagen zu ihrer Bedeutung möglich. Dennoch sind hier einige Datierungen und Hintergrundinformationen zusammengestellt, ist eine grobe Einteilung und Bewertung vorgenommen.

Markus Rühle

Die Dächer der Kirchenbauten auf dem Domberg im Wandel der Zeiten

Für einen Überblick über die Entwicklung vom Dach der Kapelle der Burg *Babenberh* bis hin zur heutigen Ansicht des Domes sind neben den Ausstellungstitel gebenden „kleinen Funden“ die Hinweise aus schriftlichen Quellen und bauforscherischen Untersuchungen unabdingbar. Dabei schwankt die Bedeutung dieser Quellengattungen für die Betrachtung der verschiedenen Dächer deutlich.

Das Dach der Burghapelle der Babenberger

Auf die Art der Dachdeckung des ersten Kirchenbaus im Bereich des heutigen Doms, die frühmittelalterliche Kapelle der Burg *Babenberh*, gibt es bisher weder von historischer noch von archäologischer Seite Hinweise.

Möglich wäre beispielsweise eine Deckung mit Holzschindeln. Ein Hinweis darauf können Schindelnägel im Fundmaterial sein, wie bei manchen hoch- und spätmittelalterlichen Burgen Mitteleuropas (Bedal/May 2002, 209). Zur Schindelherstellung wurde bevorzugt das Kernholz von langsam wachsenden und im Winter gefällten Bäumen verwendet. Von den abgelängten Stämmen wurde das Splintholz entfernt und aus dem Kernholz die Schindeln gespalten (Leonhardt 2011, 29).

Diese Art der Dachdeckung, die je nach Holzart mehrere Jahrzehnte halten

konnte, wurde gegenüber der damals noch vergleichsweise wenig verbreiteten Ziegeldeckung dadurch bevorteilt, dass der Rohstoff günstig verfügbar war, die Arbeiten weitgehend im Winter erfolgen konnten und wenig technischen Aufwands bedurften.

Das Dach des ersten Dombaues

Erst für den 1012 unter Kaiser Heinrich II. geweihten, nach dem Brand von 1081 erneuerten und 1185 durch einen weiteren Brand endgültig zerstörten Dom lassen sich Hinweise auf die Dachdeckung finden: Aus den Viten zu Bischof Otto I. aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, der maßgeblich für die Baumaßnahmen nach 1081 verantwortlich war, geht hervor, dass er den gesamten Dom einschließlich der Türme mit Kupfer eindecken ließ. Diese wohl dem Brandschutz dienende Maßnahme wurde frühestens 1129 durchgeführt (Weilandt 2015b, 176f.).

Mit einer größeren Anzahl kleiner Buntmetallfragmente, die bei Ausgrabungen in der Ostkrypta 1969 gefunden wurden, glaubte man, die schriftliche Überlieferung bestätigt zu wissen (Sage 1993e, 82; Sage 2002a, 108). Allerdings ist die Interpretation der erst 2014 wieder aufgefundenen Fragmente (Weilandt 2015b, 177 Anm. 106) als Reste von Kupferschindeln sehr unsicher – sie könnten vor allem aufgrund ihrer

Fragilität eher Teil eines Beschlagblechs gewesen sein (siehe Beitrag Lohwasser, Kleinfunde).

Bei Ausgrabungen in der im Zuge des Domneubaus nach 1185 verfüllten und überbauten Westkrypta gefundene Dachziegelfragmente (teilpubliziert: Braun 2005, 62; Lohwasser 2012e, 242) könnten ein Hinweis auf eine zumindest partielle Holzziegeldeckung spätestens im fortgeschrittenen 12. Jahrhundert sein.

Das Fundmaterial

Bei den überwiegend als Lesefunde geborgenen Fragmenten handelt es sich größtenteils um halbschalenförmige Holzziegel einer sogenannten Mönch-Nonne-Deckung. Diese Form der Ziegeldeckung variierte in ihrer Ausführung über die Jahrhunderte hinweg.

Ab dem 11./12. Jahrhundert wurden die Unterziegel („Hacken“, später auch „Nonne“) an einer Nase an der Dachlat-

tung aufgehängt und die Stoßfugen mit den etwas schmalere Oberziegeln („Breis“, später auch „Mönch“) überdeckt (Bedal/May 2002, 198f.; Bender/Schrader 1999, 53f.).

Zu den Funden zählen unter anderem zwei Exemplare des abdeckenden Oberziegels (Abb. 1) mit den charakteristischen, aus der Ziegelmasse geformten Nasen im oberen Drittel des Ziegels, auf denen sich die darüber liegenden Oberziegel abstützen konnten. Die Größe dieser wohl südlich Frankens weniger verbreiteten „Höcker“ verringerte sich bis in die Frühe Neuzeit deutlich (Bedal/May 2002, 200f.).

Diese Nasen sind auch als einzelne Fragmente im Fundspektrum vorhanden. Darunter befindet sich auch die bündig am Ziegelkopf ansetzende Nase eines Unterziegels (Abb. 2,1), der sonst im Fundspektrum nicht sicher nachweisbar ist.

Es finden sich auch drei Fragmente von Ziegeln, die sich nicht in das gängige Formenspektrum einordnen lassen: Ein wohl sehr breiter, wahrscheinlich zum Ziegelfuß hin seitlich aufwölbender Ziegel (Abb. 3,3) diente möglicherweise einer etwas breiteren Überdeckung in größeren Abständen verlegter Unterziegel in Traufnähe eines runden Daches, beispielsweise über einer Apsis (Lohwasser 2020, 6). Zwei weitere Ziegel könnten für spezielle Dachsituationen verwendet worden sein, wie dem Aufeinandertreffen mehrerer Dachflächen. Möglicherweise diente der sehr breite Ziegel (Abb. 3,1) als Unterziegel, während das Nagelloch nahe der Falz des hoch gewölbten Ziegels (Abb. 3,2)

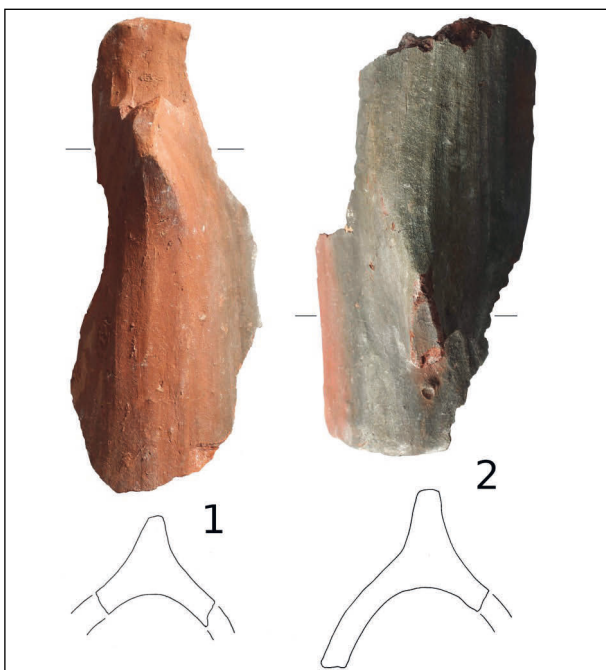


Abb. 1 Dachziegelfragmente, 1 = WK Lese 2-4-3; 2 = WK Lese 2-4-2 (Montage/Zeichnung N. Lohwasser/V. Tonino).

auf eine Verwendung als Oberziegel hinweist (Lohwasser 2020, 6).

Als Sonderform gefertigte Ziegel waren eher Ausnahme denn Regel (Bender/Schrader 1999, 181f.).

Zur Herstellung der Ziegel

Anhand verschiedener Hinweise an den Ziegeln können sich einige Herstellungsschritte nachvollziehen lassen. Nicht unbedingt jeder Ziegelton war auch für die Herstellung von Dachziegeln geeignet. Die mit verhärteten Tonklümpchen durchzogene Rohmasse musste aufwändig vorbereitet werden, um eine gute und gleichmäßige Formbarkeit zu gewährleisten.

Für eine bessere Wasseraufnahmefähigkeit wurde der Ton „gewettert“, das heißt, der sommer- oder winterlichen Witterung ausgesetzt. Die Volumenänderungen beim Quellen und Schwinden im Sommer oder Gefrieren und Tauen im Winter führten zu einer Auflockerung des Tones. Anschließend konnte er zur Auflösung der Klümpchen gesumpft, also in Gruben mit dem Anmachwasser gelagert werden. Weitere mechanische Bearbeitungsschritte wie das Treten machten den Ton geschmeidig und ermöglichten das Entfernen störender Beimengungen (Bender/Schrader 1999, 92; 100–104).

Die nachfolgenden Arbeitsschritte lassen sich gut anhand von Spuren am fertigen Ziegel nachvollziehen: der aufbereitete und durch Zuschläge wie Sand ergänzte (gemagerte) Ton wurde in einem Streichrahmen zu Tonblättern geformt. Gewebeabdrücke an einigen Ziegelfragmenten zeigen, dass dies wohl

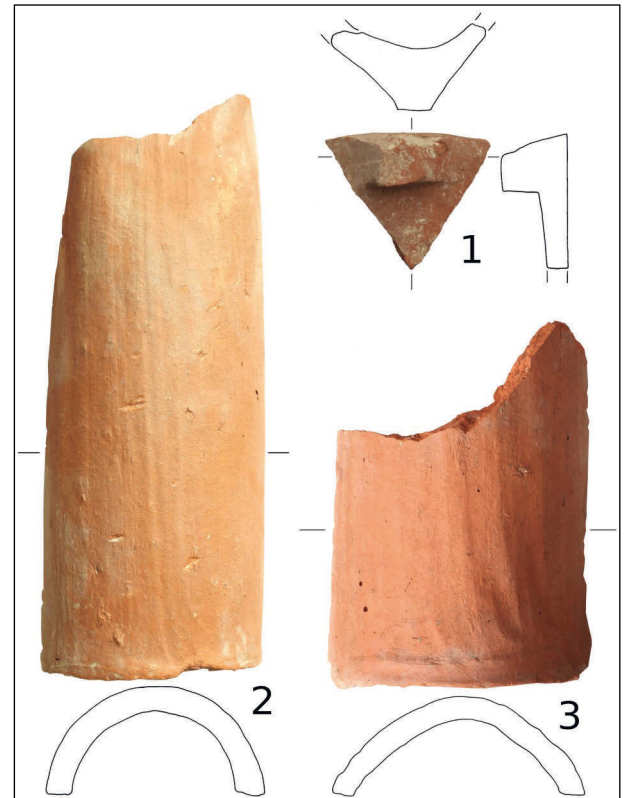


Abb. 2 (oben) Dachziegelfragmente, 1 = 55520-1; 2 = WK Lese 5-1; 3 = WK Lese 5-3 (Montage/Zeichnung N. Lohwasser/V. Tonino).

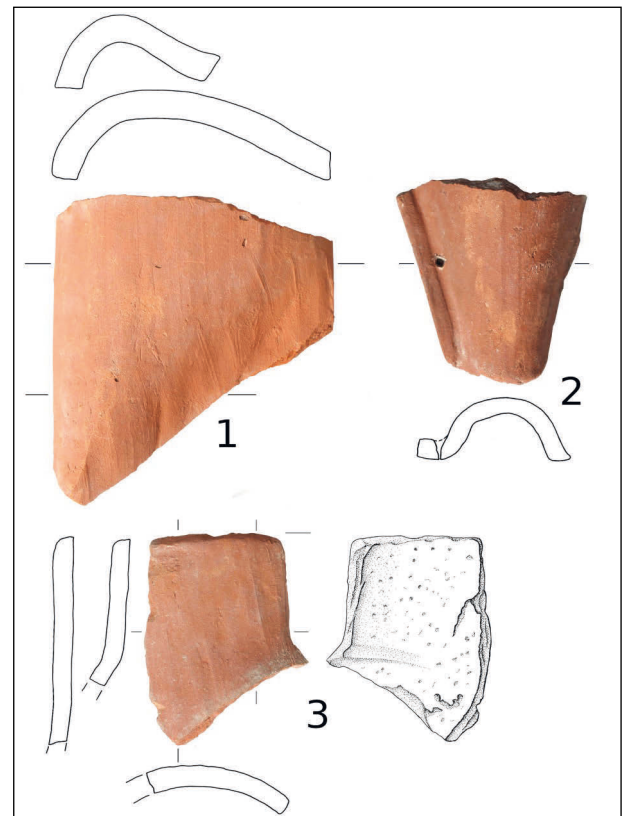


Abb. 3 (links) Dachziegelfragmente, 1 = WK Lese 5-4 (174); 2 = WK Lese 2-4-5; 3 = WK 02827-5 (Montage/Zeichnung N. Lohwasser/V. Tonino).

auf einer Textilunterlage geschah, um ein besseres Ablösen zu ermöglichen (Lohwasser 2020, 6).

Die Tonblätter wurden auf einem entsprechend gewölbten und oft besandeten Holzmodell zum Hohlziegel geformt. Ob Unter- oder Oberseite der Ziegel Spuren des nach dem Formen am Ton anhaftenden und mitgebrannten Sandes aufweisen, gibt den Hinweis, ob mit einer negativen oder positiven Form gearbeitet wurde (Ehrhardt 2016, 36f.).

Beim nach der ausgiebigen Lufttrocknung der Grünlinge erfolgenden Brand entsteht die Farbe der fertigen Ziegel. Sie ist maßgeblich von der mineralogischen Zusammensetzung des Tones, der Brenntemperatur und der Brennatmosphäre, der Sauerstoffzufuhr während des Brandes, abhängig:

Der bei ausreichender Sauerstoffversorgung ablaufende oxidierende Brand erzeugt bei eisenreichen, kalkarmen Tonen eher ein typisches Ziegelrot (z.B. Abb. 2,3), während eisenarme, kalkreiche Tone mehr ins Gelbliche reichen (z.B. Abb. 2,2). Sauerstoffmangel hingegen führt zu einer aus dem reduzierenden Brand resultierenden Dunkelfärbung des Tones (z.B. Abb. 1,2) (Bender/Schrader 1999, 97).

Die unterschiedliche Färbung der Ziegel sowie die in Menge und Stärke deutlich variierende Magerung können Hinweise darauf sein, dass die Ziegel in verschiedenen Ziegeleien mit Material aus unterschiedlichen Tongruben hergestellt worden sind. Die unterschiedliche Oberflächenbehandlung, bei manchen Ziegeln sind die Fingerspuren sehr viel

deutlicher sichtbar (z.B. Abb. 2,3) als bei anderen, ist wohl Folge der individuellen Behandlung durch den Handwerker (Lohwasser 2020, 6).

Der Weg zur heutigen Ansicht der Dächer

Über die Jahrhunderte hinweg hatten die Dächer des nach dem Brand von 1181 errichteten heutigen Domes immer wieder repariert und ersetzt werden müssen. Schäden traten nicht nur infolge des üblichen Witterungseinflusses auf, sondern waren auch Folge von Unwetterereignissen und baulichen Mängeln: Bezeugt sind beispielsweise mehrere Blitzschläge für das frühe 16. sowie mehrfach von den Türmen herabstürzende Metallplatten und Glockenschwengel für das 17. Jahrhundert (Ruderich 2015c, 235; 241).

Die Arbeiten, die oft auch zu Veränderungen hinsichtlich Höhe und Neigung der Dächer führten, und damit der Wandel der Dächer hin zum heutigen Bild lassen sich vor allem ab dem 16. Jahrhundert in der schriftlichen Überlieferung mithilfe der ab 1539 bis zur Auflösung des St. Kunigundenwerkamtes 1803 nahezu lückenlos überlieferten Rechnungsbücher dieser Dombauhütte nachvollziehen (Hans-Schuller 2015, 260f.; Ruderich 2015b, 225). Ergänzend, in manchen Fällen auch einzige Quelle, ist die Untersuchung des Baubefundes von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Eine der frühesten Umbaumaßnahmen konnte durch dendrochronologische (d) Untersuchungen 2012 erkannt werden: Im 14. Jahrhundert, frühestens nach

1337/38 (d), war das Dachwerk über der Westapsis ersetzt und dabei in Höhe und Neigung verändert worden. Am Altarhausgiebel sind noch die deutlich niedriger liegenden, vermörtelten Anschläge des ersten Daches erkennbar (Eißing 2015, 614–616). Auch bei Ostapsis und Gertrudenskapelle sind noch die Anschlagkanten verschiedener unterschiedlich geneigter Dächer erhalten (Eißing 2015, 617; Winterfeld 1979b, 183). Nicht nur Höhe und Neigung wurden immer wieder verändert, auch die Art der Dachdeckung wechselte. Dabei muss von einem eher uneinheitlichen Bild hinsichtlich des verwendeten Materials ausgegangen werden.

Für die Dächer der Apsiden scheint vorwiegend Blei verwendet worden zu sein. Beispielsweise wurde 1510 mutmaßlich die Ostapsis, deren heutiges Dachwerk teilweise aus eben dieser Zeit stammt (z. T. 1509/10 (d); Eißing 2015, 617), mit diesem Material neu eingedeckt (Ruderich 2015b, 227). 1642/43 wurde das Dach nach einem Windschaden erneuert (Ruderich 2015c, 236) und 1724/25 neu gedeckt. Das der Westapsis blieb bis zu den umfangreichen Arbeiten an den Dächern in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Blei gedeckt (Ruderich 2015c, 247f.).

Weite Teile des Doms dürften aber mit Ziegeln gedeckt gewesen sein. So wurden 1553/54 das Kreuzgangdach mit eben diesen gedeckt und das Domdach ausgebessert. Umfangreiche Reparaturmaßnahmen wenige Jahre später zeugen von der Verwendung unterschiedlicher Dachziegelarten. So waren 1559 Sepultur und Langhaus mit Hohlzie-

geln gedeckt worden, wohingegen 1579/80 große Mengen Flachziegel angeschafft wurden (Ruderich 2015b, 229–231).

Den Weg zur heutigen Ansicht der Dächer wiesen vor allem Maßnahmen des 18. Jahrhunderts: Eingeleitet durch ein Schadensgutachten von 1743 (Grund waren Schäden am Dachwerk und am Mauerwerk der Obergaden, verursacht vermutlich durch ein zu schweres Ziegeldach) wurde bis 1747 das Dachwerk von Mittelschiff, nördlichem Seitenschiff und Querhaus erneuert und statt mit Ziegeln nun mit Schiefer neu eingedeckt (Eißing 2015, 612; 617; Ruderich 2015c, 247f.). Bei dem erwähnten Ziegeldach dürfte es sich um eine Deckung mit „Mönch und Nonne“ gehandelt haben, wie „Reste in den Dachspuren der Westtürme“ annehmen lassen (Winterfeld 1979b, 116).

In den 1750er Jahren wurde dann auch der Segerer (die Schatzkammer) mit einem neuen Dachwerk inklusive Dachhaut aus Schiefer versehen (Eißing 2015, 625; Ruderich 2015c, 248). Das heute ziegelgedeckte südliche Seitenschiff erhielt erst frühestens 1778 ein neues Dachwerk (Eißing 2015, 617).

Die Turmhelme

Aufgrund ihrer der exponierten Lage geschuldeten starken Reparaturbedürftigkeit und entsprechend großen Präsenz in den schriftlichen Quellen bedürfen die Turmhelme einer gesonderten Beschreibung. Lange Zeit waren sie wohl vorwiegend mit Blei- und Zinnplatten gedeckt. So wurde in den 1520er Jahren der Helm eines Westturms mit

Blei repariert und die Zinndeckung eines weiteren Turmes ersetzt. Das heute nicht mehr vorhandene Mitteltürmlein auf dem Langhaus besaß zur Mitte des 16. Jahrhunderts wohl ebenfalls eine Zinndeckung (Ruderich 2015b, 227–229). In den 1620er Jahren wurden mehrere Turmhelme mit Bleitafeln ausgebessert. Für Verzierungen wurde Stanniol verwendet (Ruderich 2015c, 235; 240f.).

Das heutige Bild der vollständig mit Kupfer beschlagenen Turmhelme (Exner 2015b, 375) kann erstmals für die späten 1760er Jahre geltend gemacht werden: Schon in den 1750er Jahren auftretende Probleme mit den Turmhelmen hatten 1763 die Anbringung verschieferter Dächer als Wetterschutz notwendig gemacht. Solche fanden erstmals 1551 Erwähnung, zu diesem Zeitpunkt noch schindelgedeckt (Ruderich 2015b, 229; Ruderich 2015c, 250). Von 1765/66 bis 1768 wurde das Dachwerk der Türme neu errichtet und wurden die Turmhelme mit Kupferplatten beschlagen (Neukam 1963, 494–499; Eißing 2015, 626–627). Die bisherige Dachhaut der Türme bestand zu knapp drei Vierteln aus Zinn, knapp einem Viertel aus Blei und aus wenig Kupfer (Neukam 1963, 493f.). In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die kupferne Dachhaut der 1760er Jahre durch eine gleichen Materials ersetzt (Pfister 1896, 17).

Die Dächer des Domes heute

Das heutige Erscheinungsbild der Dächer geht in weiten Teilen auf die bereits erwähnten spätbarocken Umbau-

und Sanierungsmaßnahmen zurück, in deren Zeit die meisten Dachwerke überwiegend datiert werden können (Eißing 2015, 612; 617; 625–627). Ausnahmen sind das der Ostapsis, welches im Wesentlichen auf das frühe 16. Jahrhundert zurückgeht (z. T. 1509/10 (d); s. o., Eißing 2015, 617), und jenes der Westapsis, das sich sogar bis weit ins 14. Jahrhundert zurückdatieren lässt (1337/38 (d); s. o., Eißing 2015, 614–616).

Weite Teile der Dachhaut bestehen aus einer Schieferdeckung nach sogenannter Deutscher Schablone. Ausnahmen bilden lediglich die mit Schiefer nach altdeutscher Art gedeckte Ostapsis, die mangels einheitlicher Schablone freizugehauenen Schieferplatten mussten dabei der Größe nach sortiert und am Trauf mit den größten Stücken beginnend verlegt werden (Fingerhut 1982, 21–25; 32), sowie südliches Seitenschiff und Gertrudenskapelle mit einer Segmentbiberschwanz-Doppeldeckung. Bei letzterer ist allerdings eine vorherige Schieferdeckung anhand von Funden noch nachweisbar. Hinzu kommen die kupferbeschlagenen Turmhelme (Exner 2015b, 373–375).

Schlussbemerkungen

Der heute recht einheitliche Anblick der Dachflächen des Domes ist also vor allem ein Resultat des 18. Jahrhunderts, während für vorherige Jahrhunderte ein deutlich vielfältigeres Bild gezeichnet werden muss – zurückzuführen vor allem auf die ständig notwendigen Reparaturen. Für die mittelalterlichen Vorgängerbauten des heutigen Domes ist das Bild mangels ausreichender Quellen weit unvollständiger.

Die „kleinen Funde“ können insgesamt nur in vergleichsweise geringem, aber dennoch nicht zu unterschätzenden Maße ihren Beitrag zur Erforschung der Entwicklung der Dächer der Kirchenbauten auf dem Domberg im Laufe der Zeit leisten; sie treten in ihrer Wichtigkeit vor allem ab der Frühen Neuzeit hinter die schriftlichen Quellen und bau-
forscherischen Untersuchungsergebnisse zurück.

Stella Ott

Archäologische Befunde zu den Glockengussgruben am Bamberger Dom

Mit dem Ausstellungstitel „Kleine Funde – große Geschichten“ assoziiert man zunächst nicht die großen Glocken im Bamberger Dom. Dennoch sind sie ein wichtiger Bestandteil des Doms. Archäologische Befunde und Funde in der Alten Hofhaltung und vermutlich auch am Domplatz bezeugen, dass ihr Herstellungsort nicht weit entfernt von den Kirchtürmen lag.

Wann die ersten Kirchenglocken hergestellt wurden, lässt sich archäologisch nicht nachweisen. Zumindest bezeugen schriftliche Quellen, dass ab dem 6. Jahrhundert Kirchenglocken als Bestandteile des christlichen Gottesdienstes eingesetzt wurden. Die Herstellung der Glocken erfolgte – wie auch heute noch – in Handarbeit (Regele/Zeune 1993, 121).

Vorgang des Glockengießens Historischer Hintergrund

Bis ins 13. Jahrhundert wurde beim Glockengießen das Wachs ausschmelzverfahren angewendet. Dabei bestand das Gussmodell aus Wachs. Eine neue Herstellungsmethode, das Mantelabhebeverfahren, löste das Wachs ausschmelzverfahren um 1200 ab. Erste schriftliche Erwähnungen zur neuen Methode tauchen allerdings erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf (Schilling 1988, 55–61).

Das Mantelabhebeverfahren hatte gegenüber dem Wachs ausschmelzverfahren wesentliche Vorteile: anstelle von teurem und wertvollem Wachs bestand das Gussmodell aus Lehm; außerdem konnten nun viel größere Glocken hergestellt sowie deren Schlagton mithilfe

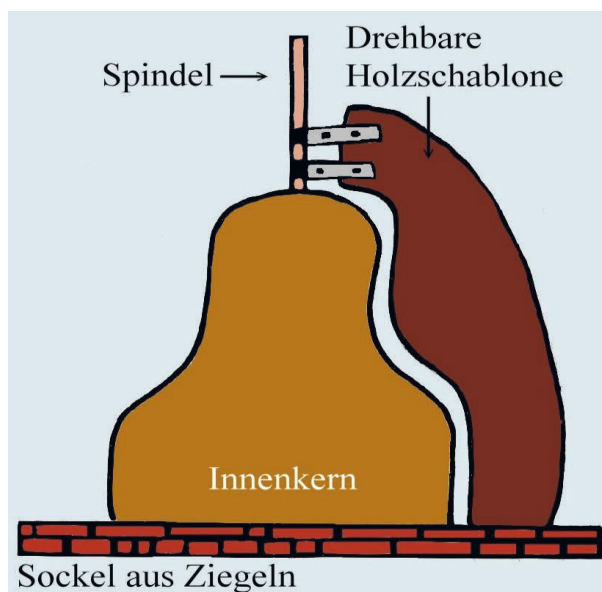
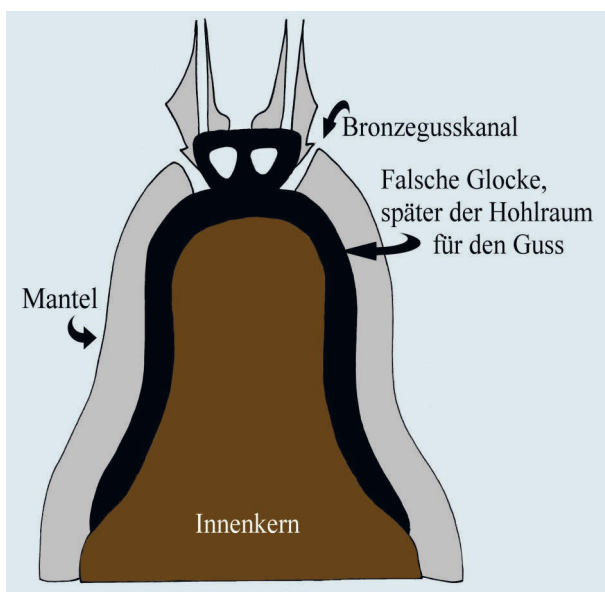


Abb. 1 und 2 Bestandteile einer Glocke (links) und die Herstellung des Innenkerns (rechts) mithilfe einer an einer Spindel befestigten Schablone (Zeichnungen S. Ott).

einer berechneten Rippe festgelegt werden (Theiß 2015, 30).

Wichtige Bestandteile der Gussform

Für die Herstellung einer Glocke im Mantelabhebeverfahren muss eine Gussform angefertigt sowie eine Grube für das Trocknen und Gießen ausgehoben werden. Insgesamt besteht die Gussform aus drei Teilen (Abb. 1): Innern (entspricht dem hohlen, inneren Bereich der späteren Glocke), falsche Glocke (sog. Glockenmodell, gleicht der zu gießenden Glocke nach Form, Größe und Wandstärke) und Mantel (äußere Hülle).

Herstellung des Innern

Bevor man mit der sehr zeitaufwendigen und anstrengenden Herstellung der Gussform begann, musste ein geeigneter Arbeitsplatz gefunden werden. Dieser Platz musste sich in unmittelbarer Nähe der Kirche befinden, so dass auf kurzem Wege die fertig gegossene Glocke mit Seilen in den Turm hochgezogen werden konnte. Heute spielt die kirchennahe Lokalität aufgrund moderner Transportmöglichkeiten (z.B. Lastwagen, Gabelstapler) keine Rolle mehr.

Für das Trocknen und Brennen der Gussform wird ein Brenn- und Trocknungssofen mit einer oder mehreren Feuergassen angelegt. Über dem Brennofen wird ein Lehm- oder Backsteinkern mit einer durchlaufenden Spindel aufgemauert und mit Lehm bestrichen. Um diesen Kern herum werden gleichmäßig dünne Lehmschichten mithilfe einer an einer Spindel befestig-

ten Schablone aufgetragen (Abb. 2). Damit später keine Risse und Beschädigungen entstehen, muss jede Lehm-schicht gut durchgetrocknet sein. Außerdem muss der Innern sofort geglättet und in Form gebracht werden. Nun wird eine dünne Trennschicht aus Wachs oder Talg auf dem Innern aufgebracht (Theiß 2015, 29–32).

Falsche Glocke und Mantel

Nachdem die Trennschicht aus Wachs oder Talg auf den Innern gestrichen wurde, folgt die falsche Glocke, bestehend aus weiteren Lehmschichten (Drescher/Rincker 1986, 53). Zusätzlich wird die falsche Glocke mit Schlagringen, Verzierungen und Inschriften versehen. Auf die falsche Glocke kommt nun wieder eine Wachs- oder Talgtrennschicht. Als letztes wird der sogenannte Mantel aus weiteren Lehmschichten gebildet (Theiß 2015, 30).

Von der falschen Glocke zum Gushohlraum

Vor dem Bronzeguss werden die drei Formbestandteile voneinander getrennt. Durch die Talgschichten ist ein sauberes Trennen der Einzelteile möglich. Der zweite Bestandteil, die falsche Glocke, wird entfernt. Bevor Mantel und Innern wieder zusammengesetzt werden, muss zuerst der restliche Lehm auf dem Innern abgeschlagen werden. Anschließend werden Mantel und Kern gründlich gesäubert. Erst jetzt wird der Hohlraum für den Bronzeguss gebildet, indem der Mantel auf den Innern gesetzt wird (Theiß 2015, 30–32).

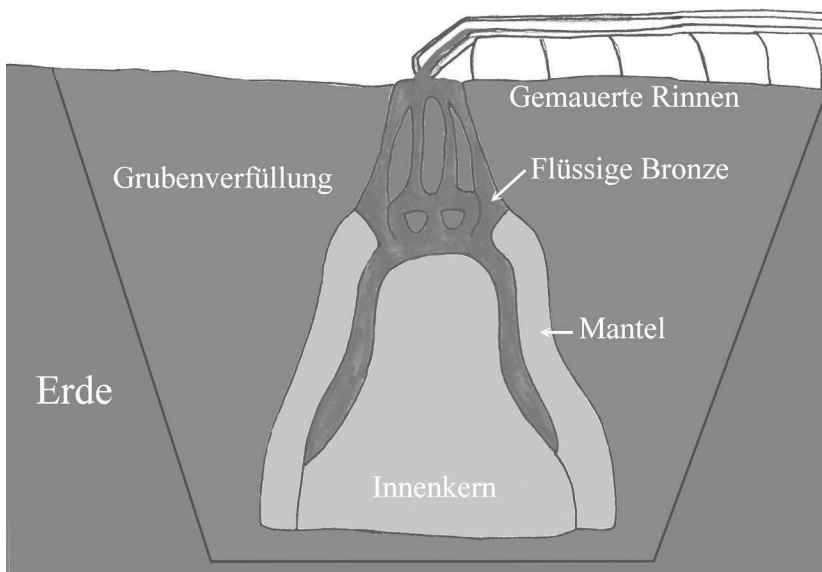


Abb. 3 Glockenguss in einer Dämmgrube (Zeichnung S. Ott).

Krone und Bügel

Die Herstellung der Gussform von Krone und Bügel der Glocke erfolgt getrennt von der dreiteiligen Glockengussform. Dabei wird das Wachsaus-schmelzverfahren angewendet. Die Krone besteht meistens aus einem Mittelbogen, von dem sechs Öhre abgehen. Das Eingussloch für die flüssige Bronze am erhöhten Mittelbogen wird von zwei Öffnungen flankiert, die sich wiederum in zwei der sechs Öhre befinden. Durch diese Windpfeifen können Luft und Gase während des Bronze gießens besser entweichen. Sind Krone und Bügel aus Wachs fertig geformt, werden sie anschließend auf die Glockenform positioniert. Später schmilzt das Wachs in der Form, so dass ein Hohlraum für die Bronze entsteht (Theiß 2015, 29–32).

Vorgang des Bronze gießens

Für den Glockenguss benötigt man eine Grube. Entweder verwendet man gleich die zu anfangs beschriebene Grube vom

Trocknen, oder es wird eine neue Dämmgrube ausgehoben (Abb. 3). Danach erfolgt die Positionierung der Glockengussform auf einem Steinsockel. In unmittelbarer Nähe zur Dämmgrube wird nun aus Backsteinen und Lehm ein Schmelzofen errichtet, in dem sich eine eiserne Pfanne befindet. Von hier wird die flüssige Bronze über gemauerte Rinnen in die Gussform geleitet.

Nach dem Abkühlen muss die Glockenform aus der Erde befreit werden. Um an die neu gegossene Glocke zu kommen, muss der Mantel abgeschlagen werden. Übrig bleibt die fertig gegossene Glocke aus Bronze (Theiß 2015, 29–32).

Archäologische Befunde in der Alten Hofhaltung und auf dem Domplatz

Bei Ausgrabungen im Rahmen des Babenburg-Projekts (1987–92) in der Alten Hofhaltung kamen zwei Glockengussgruben zum Vorschein.

Dämmgrube 1 (Abb. 4) war ca. 1,8 m breit, ca. 4,0 m lang und 2,0 m tief. Sie verlief in Nord-Süd-Richtung. In einer Tiefe von 1,5 m befand sich der abgebrochene Stumpf des Glockenformkerns bzw. die fast komplett erhaltene Glockenformmündung (Abb. 5). Ihr Durchmesser beträgt 0,6–0,7 m. 0,3 m unter dem Formkern kam der Brennofen zum Vorschein. Er war gut erhalten und hatte eine Größe von etwa 1,1 x 1,5 m. Er be-

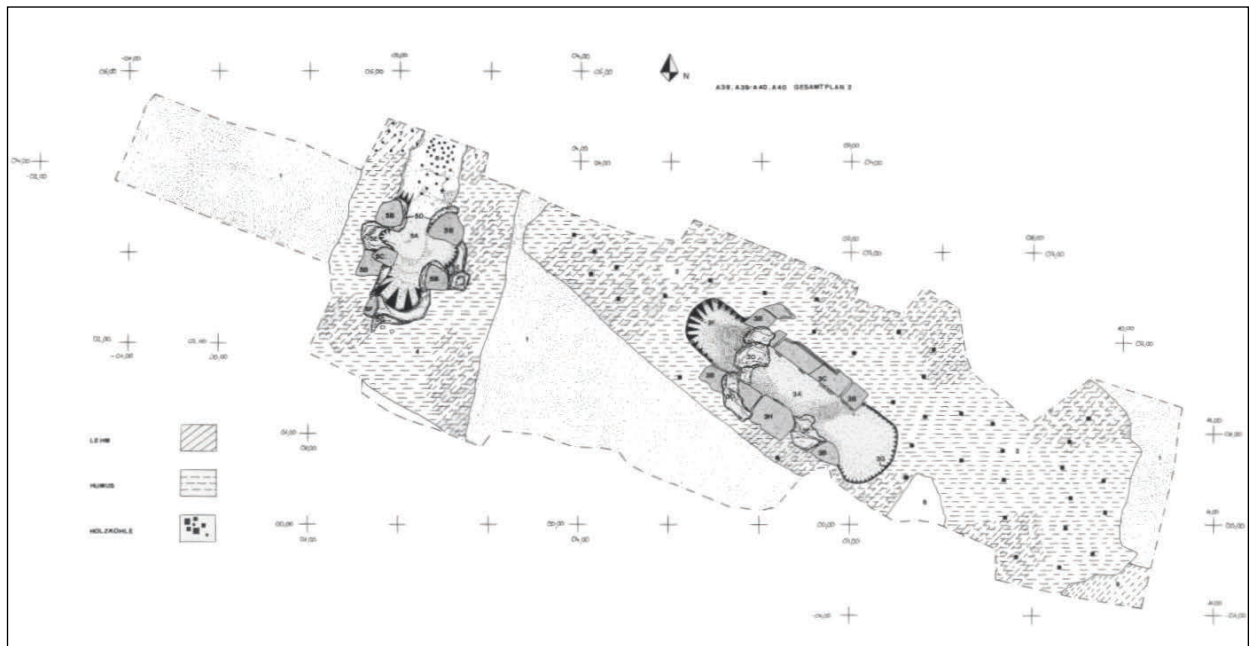


Abb. 4 Glockengussgruben aus den Grabungen in der Alten Hofhaltung, Bamberg; links Dämmgrube 1, rechts Dämmgrube 2 (Regele/Zeune 1993, 121).

stand aus einem Steinsockel mit kreuzförmigen Feuerkanälen. Auf den grob gearbeiteten Sandsteinen fanden sich nur Spuren von Lehmputz. Die Befehung des Brennofens ließ sich am nördlichen Feuerkanal durch vorgefundene Holzkohlereste feststellen. Stücke von stark angeschwärzten Backsteinen mit Sandsteinummauerung des Bronzeschmelzofens lagen ca. 1,5 m südöstlich des Brennofens (Regele/Zeune 1993, 119–121).

Die zweite Glockengussgrube (Abb. 4) schloss direkt an und schnitt im oberen Bereich die Dämmgrubenverfüllung der ersten Anlage. Schlussfolgernd ist Grube 2 jünger als die erste Anlage. Mit einem Grundriss von 2,5 x 7,5 m verlief sie in Ost-West-Richtung. Sie lag 0,2 m tiefer als die erste Grube. Der gefundene Brennofen aus behauenen Sandsteinen hatte nur einen einzigen Feuerkanal mit einer Länge von 2,7 m, einer Breite von 0,5 m und einer Tiefe von 0,2 m. Wie bei der ersten Vorrichtung

konnten auch hier Spuren von Lehmputz festgestellt werden. Das östliche Ende des Feuerkanals zeigte steile Wände. Am westlichen Ende wurde der Brennofen befeuert, weshalb das Ende eher sanft schrägwandig lag (Regele/Zeune 1993, 119–121).

Eine mutmaßlich dritte Glockengussgrube befand sich auf dem Domplatz, am ehemaligen Standort der sogenannten Tattermannssäule zwischen dem Dom und dem Renaissancebau der Alten Hofhaltung. An dieser Stelle wurde



Abb. 5 Erhaltene Glockenformmündung und Glockenformkern aus den Grabungen in der Alten Hofhaltung, Bamberg (Zeune 1993, 123).

2007 ein Kunstwerk installiert. Eine röhrenförmige, mit einer dicken Glas-scheibe abgedeckte Vertiefung stellt quasi einen Negativabdruck der Tattermannssäule dar. Bei den Ausschachtungsarbeiten für das Kunstwerk wurde vermutlich eine weitere Glockengussgrube angeschnitten. Im Profil zeigte sich eine mächtige Grube, die starke Kupferausfällungen und zurückgelassene Teile der Gussform enthielt (mündl. Mitteilung N. Lohwasser, 02.02.2021). Aufgrund chemischer Untersuchungen, denen zufolge die geborgenen Formteile keine für den Glockenguss typischen Nickel-Elemente enthalten, hält Stadtarchäologe Stefan Pfaffenberger den Befund für fragwürdig (Pfaffenberger 2020, 369).

Datierung der Gruben

Die zeitliche Einordnung der ersten vorgestellten Grube ist schwierig. Da die Grube karolingisch-ottonische Gräber schneidet, kann der Glockenguss frühestens im 11. Jahrhundert stattgefunden haben. Außerdem konnten Reste von hochmittelalterlicher Keramik gefunden werden. Leider handelt es sich um verlagertes Material, dass zur Datierung nicht geeignet ist. Eine zeitliche Einordnung liegt zwischen 1200 und 1600 (Regele/Zeune 1993, 119–121).

Welche Glocke stammt aus welcher Grube?

Eine genaue Zuordnung, welche in den Domtürmen befindliche Glocke in welcher Grube gegossen wurde, ist kaum möglich. Zeitlich gesehen kämen fünf in Frage: die Heinrichsglocke (1311), die Kunigundenglocke (1185–1237), die

Apostelglocke (1459), die Armseelenglocke (1200) und die Messglocke (1300) (Peter 2008, 29–65).

Der Vergleich zwischen Glockendurchmesser und Grundriss der Gruben ist noch schwieriger. Dazu müssten die Durchmesser der Glockenformteile aus der Alten Hofhaltung ermittelt werden. Dies wäre z. B. mithilfe eines Profilkamms möglich, indem man die Wölbung des Glockenformteiles bestimmt. Erst dann können die Funde mit den Durchmessern der Glocken verglichen und allenfalls zugewiesen werden.

Die Grubentiefen zwischen 2,0 und 2,2 m weisen auf große Glocken hin. Anhand der ermittelten schrägen Höhen der Glocken kämen die Heinrichsglocke (142,0 cm), die Apostelglocke (121,5 cm) und die Kunigundenglocke (~ 114,5 cm) in Frage (Peter 2008, 29–65).

Fazit

Die Glockengussgruben in der unmittelbaren Nähe des Bamberger Doms tragen zur Veranschaulichung des Dombildes und der Domgeschichte bei. Neben den bereits erwähnten fünf Glocken befinden sich noch weitere fünf Glocken im Bamberger Dom, die ab dem 18. Jahrhundert gegossen wurden: die Georgsglocke (1972), die Petersglocke (1972), die Ottoglocke (1972), die Michaelsglocke (1972) und die Marienglocke (1735) (Peter 2008, 29–65). Fakt ist, dass in den Gruben der Alten Hofhaltung Glocken für den nahegelegenen Dom gegossen wurden. Schwierig gestaltet sich jedoch eine genaue Zuordnung der gefundenen Fragmente zu einer oder mehreren der fünf ältesten Glocken.

Barbara Holzapfel

Unsichtbares sichtbar machen – der Heinrichsdom im Modell

Einleitung

Viele Forschungsfragen knüpfen an das Aussehen des Heinrichsdoms an. Welche Dominanz hatte der Dom im hochmittelalterlichen Stadtbild? Durch welche architektonischen Mittel wertete Kaiser Heinrich II. den Standort einer peripheren Burg und ihr Umfeld derart auf, dass er als Bischofssitz und Kaiserpfalz gelten konnte (Weilandt 2015a, 165)? Welchen Einfluss hatte die gewählte Architektur auf nachfolgende Bauten und wie wird mit dem Erbe Heinrichs II. umgegangen?

Um zu veranschaulichen, wie die Überreste der inneren Ausgestaltung des Heinrichsdoms im Originalzustand ausgesehen haben könnten, soll in der Ausstellung „Kleine Funde, große Geschichten. Ausgrabungen im Bamberger Dom“ ein neues Modell gezeigt werden. Das bildet den Anlass für eine genauere Untersuchung darüber, wie die wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Baukörper des Heinrichsdoms bei den bisher entstandenen Modellen präsentiert werden. Bevor die entsprechenden Konzepte vorgestellt werden, soll der Charakter eines Modells erörtert werden.

Wissenschaftliche Modelle

Ein Modell unterscheidet sich durch Abstraktion und Rekonstruktion vom tatsächlichen Befund.

Die Abstraktion kann in verschiedenen Graden erfolgen. Sie hängt in erster Linie vom gewählten Maßstab ab und soll gleichzeitig aber auch den dargestellten Inhalt auf das Wesentliche reduzieren (Schilling 2020, 11). Das heißt, dass die ausgestalteten Details einer Fragestellung untergeordnet sind (Holtorf 2018, 14). Im Modell kann der bekannte Befund durch Rekonstruktion ergänzt werden. Letztere ist wichtig, um einen Gesamteindruck zu vermitteln. Sie erfolgt in der Regel durch symmetrische Ergänzung oder Analogien. Zur Kennzeichnung kann ein graduelles Schema von Farb- oder Transparenzwerten verwendet werden (Breitling u. a. 2015, 66). Die abstrakte, weniger konkrete Ausführung betroffener Bestandteile ist eine andere oder zusätzliche Möglichkeit. Dieses Design vermittelt eher prinzipielle Informationen und bewegt sich auf der konzeptionellen Ebene. So bleibt eine Offenheit in der Auslegung bestehen (Schilling 2020, 25). Oft fällt es jedoch bei gegenständlichen Modellen schwer, einen „Platzhalter“ auch als solchen wahrzunehmen, denn auch hier muss eine Ausführungsvariante festgelegt werden.

Die graphische Gestaltung ist in ihren Ausdrucksmöglichkeiten insgesamt beschränkter als der wissenschaftliche Text, bei dem interpretative Entscheidungen nachvollziehbar erklärt und

abgewogen werden können. Das führt dazu, dass Präsentationsmodelle, wie sie in diesem Aufsatz vorgestellt werden, von Laien unbewusst als „Denkschablonen“ benutzt werden. Tatsächlich stellen sie selbst bei guter Datengrundlage nur einen Rahmen für eine mögliche Wirklichkeit dar, die der Betrachter schnell als „die Wirklichkeit“ auffasst (Holtorf 2018, 15). Gleichzeitig kommt ihnen aber durch die zielgerichtete Einschränkung des objektiven Informationsgehaltes eine wichtige Rolle als Vermittlungsinstanzen zu (Schilling 2020, 9f.).

Modelle vom Bamberger Dom Modell der archäologischen Grabungsbefunde des Ottodoms

Entwurf: W. Sage und M. Schuller unter Mitarbeit von S. Gress, Umsetzung: Modellbau Birmann aus Nürnberg, M 1:33, nach 1995, Eigentümer: Haus der Bayerischen Geschichte, Leihgabe an das Diözesanmuseum Bamberg (derzeit im Dom ausgestellt).

Bei dem ersten Modell handelt es sich um eine dreidimensionale, maßstabsgetreue Nachbildung der während der verschiedenen archäologischen Ausgrabungskampagnen im Dom bis zum Jahr 1995 gesammelten Dokumentation (Sage/Schuller 2002, 193; weitere Literatur zum Modell: Sage/Schuller 2012; Ruderich 2015a, 151).

Auf beeindruckende Weise ist es gelungen, Rekonstruktion vom tatsächlichen archäologischen Befund gestalterisch abzusetzen (Abb. 1) und dabei trotzdem einen realistischen Gesamteindruck der im Boden verbliebenen Überreste des

Gebäudes zu schaffen. Mehr noch regt der drastische Gegensatz vom ruinös überlieferten Zustand der tatsächlichen Materie einerseits und vom makellosen, uniformen Erscheinungsbild der abstrakten Rekonstruktion andererseits zum Nachdenken und zu einem besseren Verständnis der Wirklichkeit an. Denn während ihrer Nutzungszeit entsprach die Bausubstanz wohl weder dem einen noch dem anderen Extrem. Rekonstruktionen, die nur in Ansätzen aus dem archäologischen Befund ableitbar sind, sind nur ausschnitthaft und schematisch durch ein Drahtgerüst angedeutet. Wiedergegeben ist einer der Türme und ein Querschnitt durch eine mögliche Variante der aufgehenden Architektur des Langhauses. Als Vorbild für die aufgehende Architektur diente die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts errichtete Jakobskirche (ehem. Chorherrenstiftskirche – Breuer u. a. 1999, 118). Sie ist in besonderem Maße geeignet, da sie sich unweit vom Dom befindet und als verkleinerte Kopie von dessen Vorgängerbau gilt (Pfaffenberger 2015, 639; Lohwasser 2012a, 177). Zusätzlich zeigt das Ensemble die Relation zum heutigen Dom, denn dessen Umriss ist in der Grundplatte durch einen Grat angedeutet.

In diesem Modell ist die Stratigraphie bis zu dem Laufhorizont, der kurz nach dem verheerenden Brand im Jahr 1185 entstanden ist, freigelegt (zu den Baubefunden aus den archäologischen Grabungen: Sage 2002a; Pfaffenberger 2015, 643–670). Zu sehen ist die provisorische Instandsetzung des unter Bischof Otto I. (1102–1139) verlegten Fuß-



Abb. 1 Modell des Ottodoms nach der Ausgrabungsdokumentation, Blick in das Mittelschiff durch die Scheidarkatur, W. Sage und M. Schuller (Foto B. Holzapfel).

bodens mit Hilfe von Betonestrich (Sage 2002a, 107; 109; Sage/Schuller 2012, 240). Ein Wechsel von Säulen und Pfeilern wird aufgrund der unterschiedlichen Sockelbreite vermutet und galt zur Zeit ihrer Errichtung unter Kaiser Heinrich II. als fortschrittlich (Sage 2002a, 101). Die Maße der Säulen und die Würfelkapitelle wurden ebenfalls von der Jakobskirche übertragen (Sage/Schuller 2012, 241).

Drei Modelle zum Bau des heutigen Domes

Entwurf: nach Zeichnungen von D. v. Winterfeld, Umsetzung: S. Seitz, M 1:100, 1997, Eigentümer: Historisches Museum Bamberg, Leihgabe an das Diözesanmuseum Bamberg.

Das Ensemble der nächsten drei Modelle zeigt eine Sequenz verschiedener Bauabschnitte bei der Errichtung des heutigen Doms nach 1185. Die Modelle

fanden in zahlreichen Publikationen Niederschlag (Weilandt 2015c, 187–197; Vorwerk 1998a, 209–213; Vorwerk 1998b; Saalman 2012; Ruderich 2015a, 151). Sie stellen historische Bauzustände und Pläne dar, die am heutigen Dom abgelesen werden können. Sie basieren auf Quellen der Bauforschung (Winterfeld 1979a, 64–140; Winterfeld 2015b, 687–740). Steinmetzzeichen, Stilistik, Baumaterial und Mauerfugen lassen eine Baurichtung von Ost nach West erkennen. Modell 1 zeigt die von Steinmetzgruppe 1 bis zur Bauphase IV nach D. v. Winterfeld ausgeführten Schritte. Modell 2 ergänzt diese durch die Tätigkeiten der als Gruppe 2 in Erscheinung tretenden Werkstatt bis zum Bauabschnitt VII. Modell 3 zeigt den Dom nach dem X. und letzten Bauabschnitt. Für die Fertigstellung waren zwei weitere Hütten verantwortlich (Vorwerk 1998a, 209–213; Winterfeld 2015a, 673.

In den Modellen verwirklicht wurden die Zeichnungen zu den entsprechenden Bauphasen: Winterfeld 1979a, 304 Fig. 125; 307 Fig. 128; 311 Fig. 132; Vorwerk 1998b, 352).

Der Neubau ersetzte schrittweise den Baubestand des Heinrichsdoms (Winterfeld 2015b, 687 Abb. 924; 688). Modell 1 zeigt noch den Westteil des alten Gebäudes in schematischer Gestalt, während im Osten bereits das neue gebaut wird. Der Grundriss des heutigen Doms entspricht in vergrößerter Form dem Grundriss des Heinrichsdoms (vgl. Pfaffenberger 2015, 642 Abb. 887). Zudem sind die Grundzüge der ottonischen Reichskirchen bekannt. Hierbei handelt es sich um flachgedeckte, dreischiffige Basiliken mit Querschiff. Beide Tatsachen zusammen lassen schnell erkennen, dass das neue Gebäude zunächst als eine vergrößerte Kopie des älteren Heinrichsdoms geplant war (Vorwerk 1998a, 209f.). Ein geschulter Betrachter kann geeignete Konstruktionen nach eigener Abwägung gedanklich auf den Vorgängerdome übertragen.

In Tradition des Heinrichsdoms standen die während der Bauphase der ersten Hütte angelegten Osttürme mit zunächst nur vier Obergeschossen (Modell 1) (Winterfeld 2015b, 699; 700 Abb. 929). In dieser Phase wurde die Kathedrale noch durchwegs in romanischem Stil gestaltet. Die als dritte Bauhütte bekannte Gruppe zeigt bereits eine Loslösung vom Erbe Kaiser Heinrichs II. Im Sinne der doppeltürmigen Westfassade errichtete sie einen Unterbau für die Westtürme (Winterfeld 2015b, 714 Abb. 934; 718f.). Die Osttürme wurden dann

um zwei Stockwerke erhöht, um eine Symmetrie zur geplanten Höhe der Türme im Westen herzustellen. Erst die letzte Werkstatt setzte die drei nach den Entwürfen für die frühgotische Kathedrale in Laon (FR) gestalteten Stockwerke auf die Westtürme (Modell 3) (Winterfeld 2015b, 734; 736 Abb. 942; 737–740 Abb. 993).

Den Zwiespalt zwischen modernen Bauformen auf der einen Seite und dem Wunsch nach der Bewahrung der Architektur des alten Kaiserdoms auf der anderen Seite zeigen in eindrucklichem Maße die Baubefunde zur Deckenkonstruktion des Mittelschiffes. In der Bauphase II nach D. v. Winterfeld weisen die den Ostchor flankierenden Wände an der Innenseite keine Wandvorlagen auf, was auf eine Überdeckung mit Holzbalken abzielt (Winterfeld 2015b, 690f. Abb. 925–926), obwohl gotische Steingewölbe in Bamberg bereits bekannt waren, z. B. in der Ostkrypta und in den östliche Seitenschiffjochen (Winterfeld 2015b, 694). Bereits teilweise abweichend von diesem ursprünglichen Flachdeckenplan wurde in Bauabschnitt IV und V nach D. v. Winterfeld der komplette Ostchor überwölbt (getrennt dargestellt in Modell 1 und 2). Damit gewann zunächst der Chorbereich als Sitz des Domkapitels an Bedeutung (Winterfeld 2015b, 697; 701f. mit Abb. 930; 703f.; 708f.; 711 Abb. 933). Die zweite Steinmetzgruppe zog zusätzlich in der Abteilung zwischen Mittel- und Seitenschiffen in wechselnder Abfolge starke Pfeiler mit Wandvorlage und schwache ohne solche hoch. In einem weiteren Schritt baute sie jedoch

in den Obergaden des Langhauses eng gesetzte Fenster ein. Die Abstände zwischen diesen ließen keinen Platz für Gewölbestrukturen und zeigen stattdessen die zeitweilige Intention zur Rückkehr zur bereits zuvor geplanten Flachdecke (Modell 2) (Winterfeld 2015b, 707 Abb. 932; 708–710; 716–719 mit Abb. 935). Die dritte Hütte gestaltete die Mittelschiffdecke nun doch als Kreuzrippengewölbe (Winterfeld 2015b, 728 Abb. 941; 732f.).

Zieht man diese drei Modelle zur Beantwortung der Frage nach dem Aussehen des aufgehenden Mauerwerks des Heinrichsdoms heran, liegt eine geschickte Methode vor, mit der die direkte, unsichere Rekonstruktion vermieden werden kann. Die gleiche Übertragungsmöglichkeit ausgewählter Baubefunde auf die Architektur des Doms des 11. und 12. Jahrhunderts erkannte auch M. Schuller bei dem von ihm konzipierten Modell des Innenraums der Jakobskirche (Schuller 2002).

Modell der Außenansicht des Heinrichsdoms und der Pfalzbauten

Entwurf und Umsetzung St. Pfaffenberger, ohne Maßstab, 2012.

Die Stadtarchäologie Bamberg erstellte zum 1000-jährigen Jubiläum des Heinrichsdoms ein virtuelles Modell, das eine Außenansicht der rekonstruierten Stifterkirche mit den anschließenden Pfalzbauten visualisiert (Literatur zum Modell: Pfaffenberger 2020, 78–104; Kurmlink: <https://t1p.de/hf9b> <10.03.2021>). Die relativen Höhenunterschiede der rekonstruierten Bauteile sind unter an-



Abb. 2 St. Jakob in Bamberg auf dem Jakobsberg
(© Google Earth, GeoBasis-DE/BKG, 2009).

derem auf die verschiedenen Mauerstärken zurückzuführen (Pfaffenberger 2020, 86; 99–104).

Ein Vergleich des betreffenden Modells mit der Jakobskirche zeigt, dass diese auch für die äußerliche Gestaltung des Vorgängerdoms als Vorbild herangezogen werden kann (Abb. 2 und 3). Ausgeklammert werden müssen einige markante jüngere Eingriffe, die sich von ihrer ursprünglichen, im Sinne der Romanik des 11. Jahrhunderts gestalteten Bauart absetzen: Die Vergrößerung des Westchors um 1400, der Abriss des Südostturms 1594 und die 1770/71 vorgeblendete Ostfassade. Die nach Osten gerichteten Apsiden im nördlichen und südlichen Querhaus sind eine Besonderheit der Jakobskirche. Insgesamt erreicht sie nicht die Ausmaße des Heinrichsdoms (Breuer u. a. 1999, 118–120;

Schuller 2002, 397f.). Die Jakobskirche kann durch die beiden östlichen Turmhallen betreten werden (Schuller 2002, 398). Die Frage, ob der Zugang im früheren Dom wie heute über die Türme erfolgte, ist nicht zu beantworten. Vermutlich befand sich an der Stelle des heutigen Fürstenportals bereits ein Eingang, der auf den von Dom und Pfalz eingerahmten Vorplatz führte (Sage/Schuller 2002, 195). Eine Mauerfuge, die die frühe, traditionell geprägte Bauphase 2 des heutigen Doms abschließt, weist auf das schon damals geplante Fürstenportal (Winterfeld 2015b, 689).

An das nordwestliche Querschiff schließt sich im Modell über einen Verbindungsbau die Kaiser- und Bischofspfalz an. Der Grundriss ist durch archäologische Untersuchungen in ausreichendem Maße dokumentiert. Die Tordurchfahrt ist erfasst, die Außentreppe vermutet. Untersucht sind auch die Fundamente und Mauern der 1020 geweihten Thomaskapelle am nördlichen Abschluss der Pfalz und Teile der Mitte des 11. Jahrhunderts erbauten Andreaskapelle mit zwei oktogonalen Stockwerken und östlicher Apsis (Burandt 1998, 140–144; Tafel 2; Pfaffenberger 2020, 97–104). Letztere ist heute mit ihrem stellenweise noch fast zweistöckig erhaltenen Mauerwerk in ein anderes Gebäude integriert (Burandt 1998, 83f. mit Abb. 67).

Die Rekonstruktion bezieht viele weitere durch Ausgrabung und Bauforschung sowie durch bildliche Quellen und analoge Strukturen gewonnene wissenschaftliche Erkenntnisse best-

möglich ein. Welche Baubestandteile im Befund belegt sind, ist jedoch nicht gekennzeichnet. Das wäre in angemessenem Rahmen graphisch auch nicht umsetzbar. Es empfiehlt sich hier, bei der Betrachtung des Quellenmaterial zu studieren. Die Wahl der Darstellung in einem virtuellen Modell eignet sich gerade deshalb gut, weil dieses eine non-permanente und variable Visualisierung zeigt. Zudem könnten mehrere Varianten auf den gleichen Grundstrukturen aufgebaut und damit mehrere mögliche Lösungsvorschläge präsentiert werden (Breitling 2012, 172).

Topographisches Modell des Dombergs im 11. Jahrhundert

Entwurf: Ch. Behrer, G. Regele, W. Sage, J. Zeune, Umsetzung: Ch. Behrer, U. Buhl, Th. Liebert, G. Regele, M 1: 500 horizontal und 1: 250 vertikal (Überhöhung), 1989, Eigentümer: Historisches Museum Bamberg.

Ziel dieses Modellentwurfs war es, Topographie und archäologisch belegbare Baustrukturen des Dombergs im 11. Jahrhundert dreidimensional umzusetzen (Regele/Behrer 1993, 165f.; Zeune 2012; Ruderich 2015a, 151). Die entsprechenden Befunde wurden hauptsächlich im Rahmen des DFG-Projektes zur früheren Besiedlung und Bebauung des Bamberger Dombergs untersucht (vgl. Zeune 1993b; Zeune 1993c). Das Gesamtergebnis erscheint als „recht kahles, aber ehrliches Modell“ (Regele/Behrer 1993, 165).

Um die Geländesituation deutlich wiederzugeben, ist das Modell überhöht. Das Hauptareal mit den Repräsentativ-

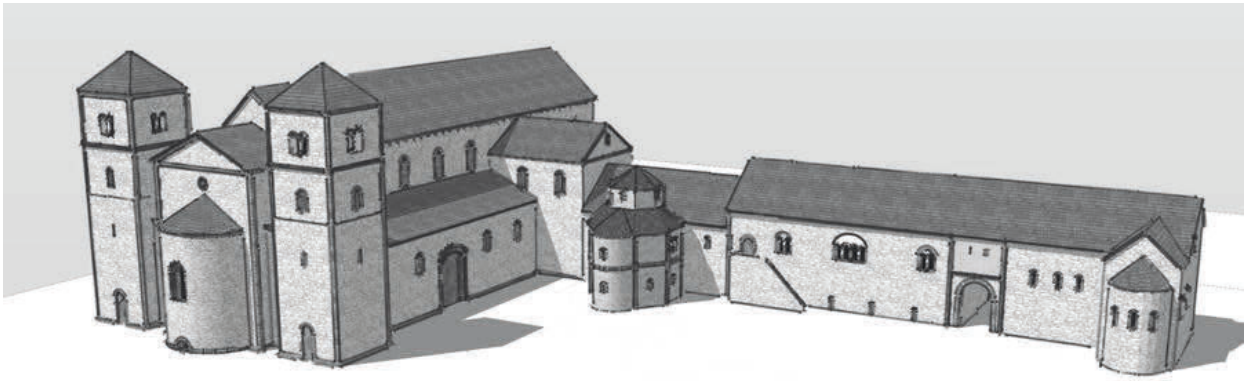


Abb. 3 Virtuelles Modell des Heinrichsdoms und der benachbarten Pfalzbauten um 1050 (<<https://t1p.de/hf9b>>, abgerufen 15.06.2021).

bauten befindet sich im Osten eines zur Regnitz weisenden Geländesporns. Im Westen schließt sich der höhere Jakobsberg an. Auch der Michaelsberg im Nordwesten überragt den Domberg (Regele/Behrer 1993, 165f.).

Nur die wenigen sicher nachgewiesenen Bauten sind gestalterisch umgesetzt. Dabei ist die Darstellung insgesamt sehr symbolhaft. Für die Rekonstruktion des Verlaufes der Umwehrungsmauer sind nur drei Eckpunkte bekannt (die Standorte der beiden Haupttore und Reste vom Fundament mit einigen ehemals obertägig sichtbaren Steinlagen unter der Außenmauer des Kapitelhauses); dazu kommen spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Bildquellen. Die Tore sind nicht aus archäologischen, sondern aus historischen Quellen bekannt, ebenso wie vage Hinweise zu deren Gestaltung im 11. Jahrhundert (Zeune 1993c, 63–66; Regele/Behrer 1993, 165). Die in kurzen Abschnitten erfassten vorgelagerten Grabenstrukturen sind bis jetzt nur ungenau datiert und deshalb nicht rekonstruiert (Zeune 1993b, 45–50; Regele/Behrer 1993, 165). Innerhalb des Be-

rings sind die Plätze für ein Grubenhaus und ein Holzhaus markiert. Letzteres lag unter dem Südflügel der alten Hofhaltung und war im 11. Jahrhundert möglicherweise bereits aufgegeben (Zeune 1993b, 50f. mit Hennig 1993, Abb. 20 (Beilage); Zeune 1993c, 66; 68 Abb. 28; Regele/Behrer 1993, 165). Die Rekonstruktion der Repräsentativbauten von Dom und Palatium entspricht in etwa der Weise, wie sie auch für das virtuelle Modell der Stadtarchäologie gewählt wurde, nur weniger detailliert.

Modell einer möglichen Gestaltung des Innenraums des Heinrichsdoms

Entwurf und Umsetzung: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (J. Klesinski, A. Pelz, L. Amberg, N. Lohwasser), M 1:33, 2021 (Abb. 4).

Dieses Vermittlungsobjekt wurde im gleichen Maßstab wie das Modell der Befunde aus den Domgrabungen von W. Sage und M. Schuller konzipiert. Als Vorbild für die Gestaltung der aufgehenden Wände diente das Modell der Stadtarchäologie.

Dass die Böden und Wände im Heinrichsdom ursprünglich eine Farbfassung trugen, ist aus den Überresten von geometrischen Stein- und Keramikplatten (siehe Beitrag Lohwasser, Schmuckfußboden) und Putzfragmenten mit Bemalung (siehe Beitrag Niklaus, Wandputzfragmente) herzuleiten. Vollständige Muster können in Bezug auf die farbige Wandgestaltung nicht und in Bezug auf die Fußbodenmosaiken nicht zweifelsfrei rekonstruiert werden (Lohwasser 2012, 177–179). Die Wahl der Dekorelemente, die im Modell Verwendung fanden, berücksichtigt die archäologischen Funde aus dem Dom, beruht aber im Wesentlichen auf Analogien aus Kirchen ähnlicher Zeitstellung.

Als Vorbild für die Wandmalerei diente vor allem die St. Georgskirche in Oberzell auf der Insel Reichenau (DE-BW). Dort sind auf den Seitenwänden des Mittelschiffes mehrere Wunder Jesu dargestellt. Zwischen den Fenstern im Obergaden befinden sich Aposteldarstellungen. Die Mönche in den Zwickeln der Arkadenbögen der St. Georgskirche wurden im Heinrichsdommodell durch Heiligenportraits ersetzt. In der Westchorapsis ist der Christus Pantokrator nach dem Vorbild des Karners von Perschen platziert. Alle Wandbereiche wurden in der unteren Zone mit Vorhängen bemalt, wofür es zeitgenössische und frühere Beispiele gibt. Die Zierbänder und Ornamente, wie etwa die oberhalb und unterhalb der Bildszenen verlaufenden Bänder aus räumlichen Mäandern und die Ornamentbänder aus stilisierten Ranken und Blüten wurden ebenfalls in Anlehnung an die

wenigen erhaltenen Beispiele gezeichnet (Abb. 5). Der *Opus sectile*-Boden orientiert sich im Entwurf an den Böden der Abteikirchen Pomposa (IT) und Montecassino (IT), die Muster u. a. an Beispielen aus Lorsch und Magdeburg. Mit nachhaltiger Wirkung soll ein polychromer Raumeindruck, wie er in früh- und hochmittelalterlichen Kirchen vorhanden war, vermittelt werden. Dabei spielt die Ausführung im Detail für das ehemalige Erscheinungsbild des Heinrichsdoms notgedrungen eine untergeordnete Rolle. Die in ihrer ursprünglichen Größe beeindruckende Wirkung kann im Modell allerdings nur eingeschränkt wiedergegeben werden. Eine begleitende Fotoinstallation soll deshalb für den Besucher eine möglichst realistische Atmosphäre erzeugen. Dafür sollen Fotos, die den Innenraum des Modells aus verschiedenen Richtungen zeigen, an die Wände in einem Nebenraum des Ausstellungsbereiches projiziert werden. In Erwägung gezogen wurde auch der Bau eines raumhohen, begehbaren Modells mit einer Holzverblendung und einem farbigen Anstrich (Abb. 6). Ein perspektivisch realistischer Raumeindruck schien in dieser Version aber aufgrund der Platzverhältnisse schwer umsetzbar.

Fazit

Zunächst ist es wichtig, sich der einschränkenden Faktoren bewusst zu sein, die ein Modell charakterisieren. Alle Modelle gewinnen durch die Lektüre der Beschriftung, des Begleittextes im Ausstellungskatalog und dem Studium der Quellengrundlage enorm an In-



Abb. 4 Arbeitsfoto vom Bau des Modells; mutmaßliche Innenansicht des Heinrichsdoms, Blick auf den Rohbau des Westbereichs und die halb bemalte nördliche Hochschiffwand, mit Entwurf für den Opus sectile-Boden; von links J. Klesinski, N. Lohwasser, A. Pelz (Foto B. Holzapfel).

formationsgehalt. Dies hilft bei der richtigen Auslegung der graphischen Umsetzung. Im Umgang mit virtuellen Modellen kam bereits die Idee auf, Hintergrundinformation über Textfenster anzuzeigen, welche durch Mausklick auf ein Objekt geöffnet werden können (Breitling u. a. 2015, 66f.).

Richtig angewendet bilden die dreidimensionalen Darstellungen wichtige Arbeitsmittel für Ausstellungsbesucher und Wissenschaftler zur Beantwortung einer durch den Rahmen und die Konzeption der Ausstellungsstücke aufgezeigten Fragestellung. Die fünf vorgestellten Dommodelle beziehen sich auf vier unterschiedliche Vermittlungsziele und sind dementsprechend in unterschiedlicher Weise konzipiert. Jede Dar-

stellung führt auf ihre Weise den räumlichen Eindruck, die Ästhetik und Stofflichkeit von Innen- oder Außenansicht vor Augen oder zeigt einen topographischen Überblick (zu diesen positiven Eigenschaften von Modellen: Schilling 2020, 8). Zusammen schaffen sie eine umfassende Vorstellung von der Architektur des Doms aus der Zeit Kaiser Heinrichs II.

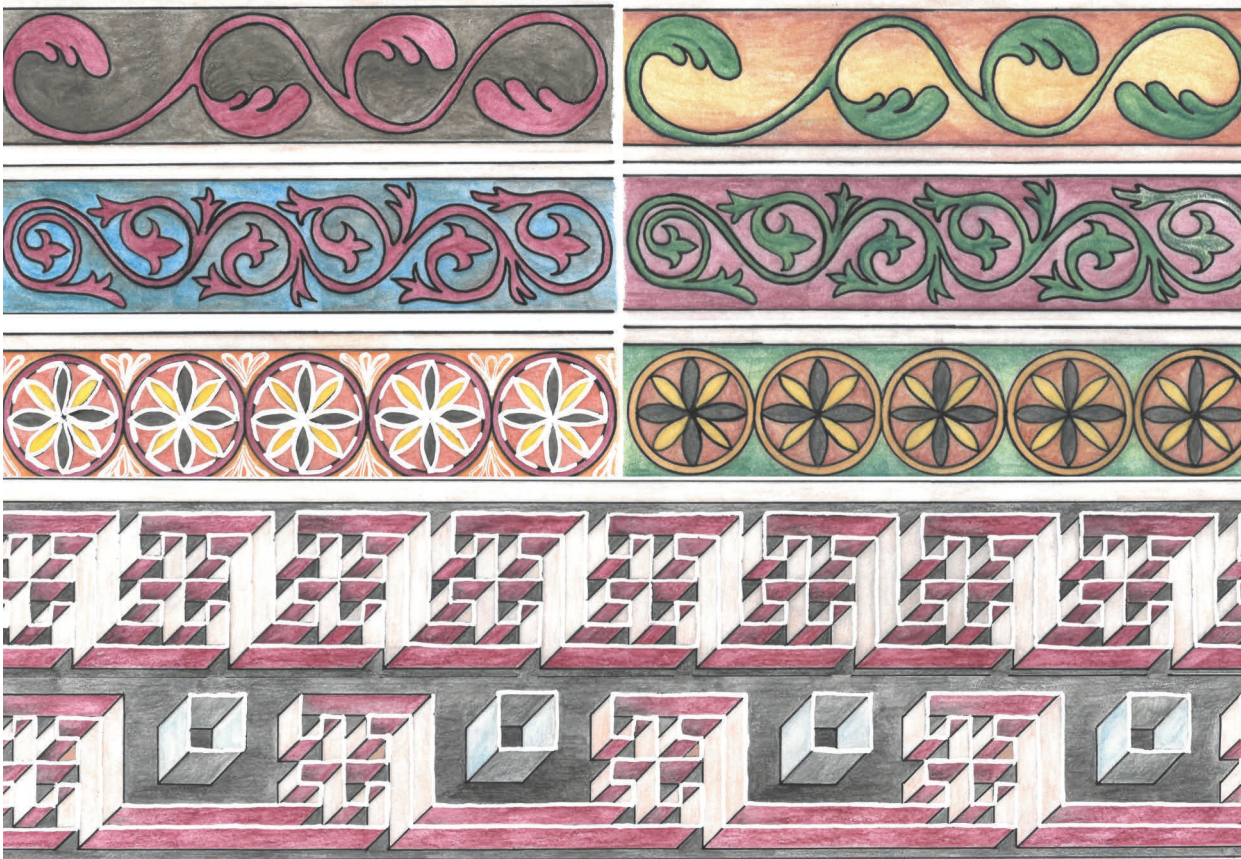


Abb. 5 Mustervorlagen für die Bemalung (Entwürfe J. Klesinski).

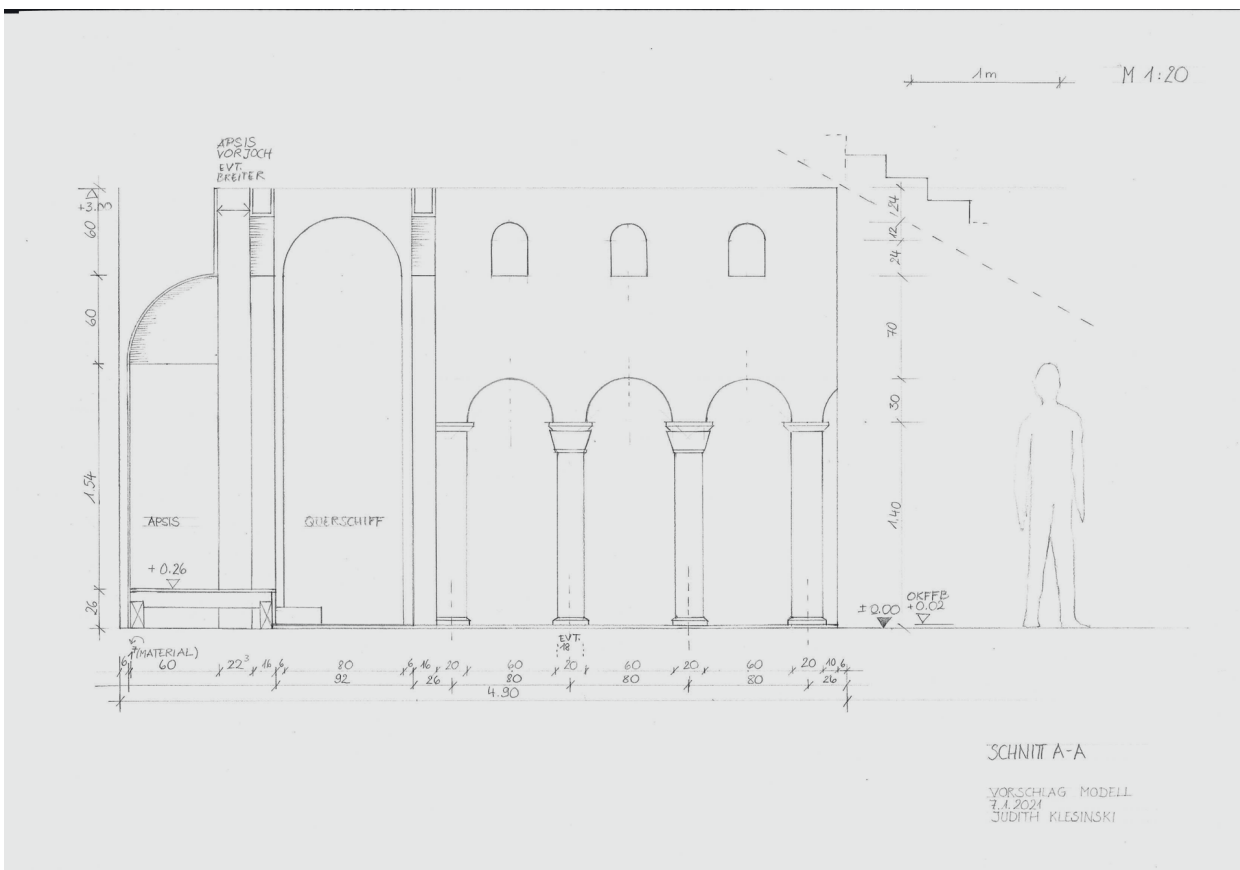


Abb. 6 Vorschlag zur Auskleidung eines Raumes im Historischen Museum Bamberg zur Nachstellung der Atmosphäre im Inneren des Heinrichsdoms (Entwurf J. Klesinski).

Andrea Bischof

Die Ausgrabungen im Dom zu Eichstätt

Die Jahre 1969 bis 1972 werden Walter Sage als Meilensteine seiner beruflichen Laufbahn gut im Gedächtnis geblieben sein. Oblag ihm doch in dieser Zeit in seiner Tätigkeit als Referent für Mittelalterarchäologie beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege die Leitung von gleich zwei sakralarchäologischen Großprojekten: die Ausgrabungen in den Kathedralen zu Bamberg und Eichstätt.

Folgt man Sages Einschätzung nach der baugeschichtlichen Bedeutung beider Großkirchen, so steht der heutzutage sicher weniger bekannte Eichstätter Dom dem äußerst prominenten Bamberger Dom keineswegs nach. Stellten sich in Bamberg vor Beginn der Ausgrabungen vor allem Fragen bezüglich der Gestalt des königlichen Gründungsbaus Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert, so war in Eichstätt mit einer etwa 250 Jahre älteren Baugeschichte zu rechnen gewesen. Diese war zudem in ihren Anfängen mit einer der herausragendsten Persönlichkeiten des 8. Jahrhunderts verknüpft – dem hl. Willibald (Sage 1978, 178f.).

Nach der Beendigung der Ausgrabungen und den bisher erfolgten Auswertungen hat sich bestätigt, dass sich Relikte einer äußerst komplexen Bauabfolge unter der heutigen Kathedrale von Eichstätt erhalten hatten. Im Jahr der Bistumsgründung zu Bamberg 1007

stand hier bereits eine vorromanische Kathedrale mit monumentalarchitektonischen Zügen, die schon auf eine Reihe von vorangegangenen, ab 740 erstgenannten Sakralbauten zurückblicken konnte. Trotz der bei Kirchengrabungen zu erwartenden üblichen Störungen durch zahlreiche jüngere Bodeneingriffe (wie etwa durch den Einbau einer Vielzahl jüngerer Grabanlagen), lieferten die Ausgrabungsergebnisse aus Eichstätt einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung der Sakralbaukunst vor der ersten Jahrtausendwende. Sage ging sogar so weit anzumerken, dass „[...] in dieser Hinsicht Eichstätt dem heute berühmteren Bamberg gewissermaßen den Rang ablief(e) [...]“ (Sage 1978, 234).

Die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Domgrabung wird auch darin widerspiegelt, dass sie in der Großausstellung und Leistungsschau des bundesdeutschen Archäologie „Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975“ im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz während des europäischen Denkmalschutzjahrs 1975 zusammen mit den Untersuchungen Vladimir Milošević in der Propstei Solnhofen den Bereich Kirchenarchäologie repräsentierte.

Geologie, Topographie und aktueller Baubestand

Nahezu in der geographischen Mitte von Bayern liegt die freie Kreisstadt Eichstätt idyllisch in dem von beeindruckenden Kalksteinformationen der südlichen Frankenalb geprägtem Altmühltal. Deren Entstehung begann vor etwa 160 bis 140 Millionen Jahren im Oberen Jura bzw. Malm durch die Ablagerung von Sedimenten am Grunde eines ganz Süddeutschland bedeckenden Schelfmeeres. Langanhaltende Prozesse von Verlandung und Überflutung schufen die auffälligen, verkarsteten Gesteinsformen. Vor etwa 5 Millionen Jahren begann die Urdonau damit, ein bis zu 100 m tiefes Bett durch die Kalksteine der Albhochfläche zu formen. Dabei lagerte sie Schotterterrassen in den weiten Talmäandern an. In der mittleren bis auslaufenden Rißkaltzeit vor ca. 300 000 bis 130 000 Jahren verlegte die Urdonau ihren Verlauf nach Süden und überließ das mächtige, verlassene Tal nun ab Dollnstein der eher gemächlich dahinfließenden Altmühl (Röper/Rothgänger 2013, 20–34).

Im Gebiet des heutigen Eichstätts lagerte sich vor ca. 100 000 Jahren kleinstückiger Kalksplitt im Talgrund ab, der zu einer Abdrängung der Altmühl vom Prallhang der Alb nach Südwesten führte. Auf dem so entstandenen Schuttkegel lagerten sich in der Eiszeit angewehrte Quarzsande und Löss ab. Da er hochwasserfrei war, konnte sich seit etwa 10.000 Jahren eine schwache Humusschicht ausbilden (Rieder 1992, 127f.). Die Voraussetzungen für eine menschliche Besiedlung des Areals waren somit gegeben.

Die heutige Altstadt befindet sich im Wesentlichen auf dem Schuttkegel. Ihr Zentrum bildet der Kathedralbezirk. Der Hohe Dom von Eichstätt trägt die Patrozinien St. Salvator, Unserer Lieben Frau und St. Willibald. Er ist als eine eher schlichte, dreischiffige Hallenkirche mit Doppelchoranlage und einem von zwei Türmen flankierten Querhaus ausgeführt (Abb. 1). Die auf den ersten Blick sichtbare aufgehende Bausubstanz datiert im Wesentlichen ins 14. Jahrhundert, enthält aber u. a. mit Querhaus und Türmen auch romanische Bauteile. Ein im 15. Jahrhundert als Mortuarium ausgebauter Kreuzgang schließt sich im Südosten an. Weitere Anbauten wie einzelne Kapellen, die Schaufassade im Westen und die Sakristei sind Ergänzungen des 18. Jahrhunderts.

Archäologische Forschungsgeschichte

Anders als bei vielen anderen Großkirchen sind beim Eichstätter Dom recht früh zahlreiche Beobachtungen sowohl am aufgehenden Mauerwerk als auch aus gezielten Bodenöffnungen im Zuge der zur Domrenovierung 1938 bis 1945 festgehalten worden. Die Aufzeichnungen des diözesanen Denkmalpflegers Ferdinand von Werden bilden eine wertvolle Quelle zur Baugeschichte (Tagebücher zur Restaurierung 1999). Eine zielgerichtete archäologische Erforschung des Doms durch das BLfD erfolgte allerdings erst im Zuge des Einbaus einer Warmluftheizung in den Jahren 1970 bis 1972. Die örtliche Grabungsleitung oblag dem Grabungstech-



Abb. 1 Der Hohe Dom von Eichstätt von Nordosten (Foto A. Bischof).

niker Wilhelm Charlier. Walter Sage weilte als wissenschaftlicher Leiter nicht permanent auf der Ausgrabung, da er zeitgleich die Bamberger Domgrabung betreute und als Oberkonservator auch noch anderen Tätigkeiten nachzugehen hatte. Die Hauptlast der Kosten für Ausgrabung und erste Publikationsvorbereitungen wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen (Sage 1975, 410).

In dieser Hauptgrabung wurden 51 Teilschnitte angelegt. 44 wurden im Innenraum des Doms, vier außen im Bereich südlich des Langhauses angelegt (Abb. 2). Bis zur Wiedereröffnung Mitte 1975 schlossen sich allerdings noch weitere baubegleitende archäologische Beobachtungen an (Kapitelsakristei nörd-

lich des Ostchors 1973; neue Bischofsgrablege in nordwestlicher Seitenkapelle 1973; Gundekarkapelle südlich des Querhauses 1974). Eigentlich nicht zur Domgrabung gehörend, aber bei einer archäologischen Gesamtbetrachtung unbedingt einzubeziehen ist die 1986 bei einer Platzumgestaltung durch das BLfD vorgenommene archäologische Freilegung der Kapelle St. Nikolaus nördlich des Domes (Reiß 1992).

Die in allen Maßnahmen ergrabene Gesamtfläche beträgt 1091 m² (bzw. 1258 m² inklusive Nikolauskapelle), davon fallen 1009 m² der Hauptgrabung der Jahre 1970–72 zu. Vom kompletten begehbaren Innenraum des Domes (inklusive ehem. Sakristei nördlich des Willibaldschores, Kapitelsakristei und

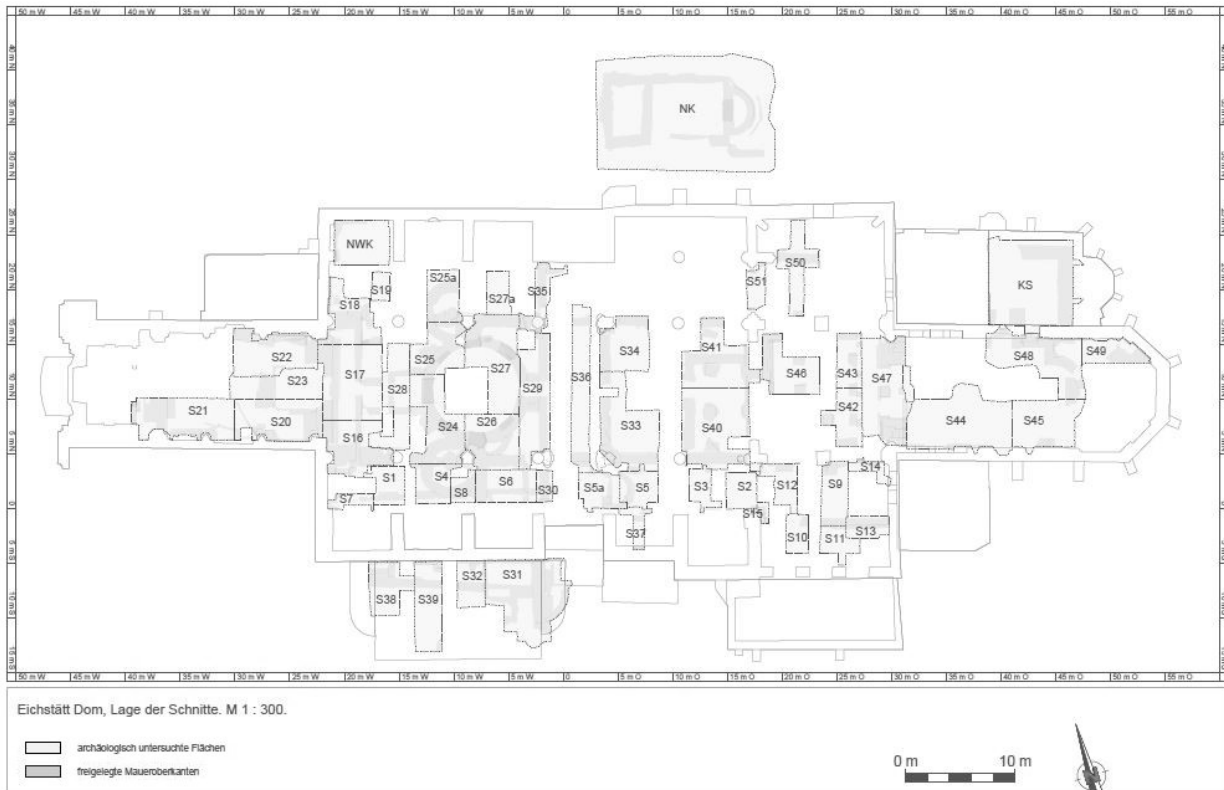


Abb. 2 Übersicht über die Grabungsflächen innerhalb des heutigen Doms mit sämtlichen Mauerbefunden (Plan A. Bischof/A. Pross/J. Huppertz).

Turminnenräumen) wurden somit 46% untersucht, von der frei begehbaren Innenfläche ohne oben genannte Anbauten sind dies 50%.

Schon recht bald nach Beendigung der Ausgrabungen legte Sage Vorberichte und Artikel in unterschiedlicher Ausführlichkeit vor, in denen er erste Ergebnisse und Pläne mit drei rekonstruierten Hauptbauphasen vorstellte (u. a. Sage 1975; Sage 1978). Mehrere Magisterarbeiten wurden an der Universität Bamberg vor allem zum Fundmaterial vorgelegt und zusammen mit dem damaligen Forschungsstand in einem Begleitband zur Stadtarchäologie in Eichstätt publiziert (Rieder/Tillmann 1992). Eine Gesamtauswertung der Befunde stand lange Zeit aus, wurde aber von der Verfasserin mit finanzieller Unterstützung des BLfD und des Diöze-

sanbauamtes Eichstätt durchgeführt. Im Rahmen eines Promotionsvorhabens an der Universität Bamberg werden die Ergebnisse und weiterführenden Interpretationen in absehbarer Zeit vorgelegt werden.

Historischer Hintergrund zur Gründungszeit

Ist die Gründungsgeschichte des Bistums Bamberg auf Initiative des Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde im Jahr 1007 samt Weihedatum der ersten Bischofskirche fünf Jahre später äußerst gut überliefert, so ist die Gründung und Frühzeit des Bistums Eichstätt mit deutlich mehr Unsicherheiten verbunden. Dies ist vor allem der ein Vierteljahrhundert älteren und somit bescheideneren archivalischen Quellenlage geschuldet.

Die urkundliche Ersterwähnung Eichstatts findet sich in der noch zu dessen Lebzeiten verfassten Lebensbeschreibung des Hl. Willibalds. Die Biografin Hugeburc berichtet, dass Willibald im Jahre 740 von Bonifatius in einer bereits bestehenden Marienkirche in „*Eihstat*“ zum Priester geweiht wurde (Vita Willibaldi 1984, 80). Der Ort war zuvor dem germanischen Erzbischof und päpstlichen Legaten Bonifatius vom bayerischen Adligen Suidger übertragen worden. Seine Lage im fränkisch-bayerischen Grenzgebiet machte ihn besonders attraktiv für Bonifatius' Bestrebungen, das Christentum in der Region zu konsolidieren. Dazu wies er seinen angelsächsischen Verwandten, den weitgereisten und hochgebildeten Mönch Willibald an, hier ein Kloster nach benediktinischem Vorbild zu errichten, welches als regionales Zentrum der mönchischen Missionsbestrebungen dienen sollte. Bereits ein Jahr später erhielt Willibald in Sulzenbrücken bei Erfurt, nicht in Eichstätt, die Bischofsweihe durch Bonifatius. In der Vita wird allerdings nicht erwähnt mit welcher Diözese Willibald betraut wurde. Als Ergebnis eines längeren Forschungsdisputs wird nun im Allgemeinen postuliert, dass Willibald 741 zuerst zum Bischof von Erfurt ernannt wurde, nach der baldigen Auflösung der Erfurter Diözese aber dessen Wirkungsstätte Eichstätt als Bischofssitz eingerichtet wurde. Der genaue Zeitpunkt ist unbekannt, dürfte aber nach 745 noch zu Lebzeiten Willibalds erfolgt sein (Dickerhof/Weinfurter 1990, 256–261). Willibalds Wirken in Eichstätt in enger Zusammenar-

beit mit seinen beiden Geschwistern Wunibald und Walburga, die jeweils einem Kloster vorstanden, war bis zu seinem Tod im Jahr 787 oder 788 sehr erfolgreich. Am 22. April 989 erfolgte unter seinem Nachfolger Reginold die Erhebung der Gebeine und Umbettung in eine neue Grablege im Westen des Doms (Weinfurter 2010, 66), was einer offiziellen Heiligsprechung gleichkam.

Von der Marienkirche zur Monumentalarchitektur

Im Folgenden soll ein kurzer Einblick in die Baugeschichte von Kloster und Kathedrale nach bisherigem Arbeitsstand wiedergegeben werden.

Den Ausführungen muss aber voran gestellt werden, dass die Auswertung einer jeden Altgrabung mit oft unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Quellenwert fällt im Vergleich zu Untersuchungen, die nach aktueller Methodik durchgeführt wurden, ab. Die Eichstätter Domgrabung ist für ihre Zeit sehr gut dokumentiert, dennoch musste die Verfasserin feststellen, dass trotz akribischer Detailarbeit letztlich Fragen offen bleiben werden. Hinzu kommt, dass die Interpretation einer archäologischen Befundsituation – gerade auch noch durch einen sekundären Auswerter – selbst bei höchstmöglicher Interdisziplinarität, immer nur eine Annäherung an die historische Wirklichkeit sein kann. Trotz dieser Einschränkungen zeigt sich aber, dass sich ein unvoreingenommener Blick auf die Befunde und Funde mit zeitlichem Abstand, moderner Methodik und unter Einbeziehung eines enormen Kenntnis-

zuwachsen im Bereich der mittelalterarchäologischen Forschung durchaus lohnt.

In der Vita des Heiligen erwähnt die Nonne Hugeburc, dass der Ort, an dem Willibald sein Kloster errichten sollte, bis auf eine Marienkirche verwüstet gewesen sei (Vita Willibaldi 1984, 80). Die Klostergründung erfolgte ihr zur Folge also nicht in der Einöde, sondern im zuvor besiedelten Gebiet. Tatsächlich wurden in der Domgrabung Reste einer Siedlung aus dem 7. Jahrhundert nachgewiesen, die Spuren menschlicher Nutzung reichen aber deutlich weiter zurück. Die ältesten Funde stammen aus dem ausgehenden Neolithikum (Chamer Kultur 3100–2700). Als herausragender Befund ist eine westost-orientierte nach Süden blickende Hockerbestattung auf einer Steinplattenbettung zu erwähnen. Das Individuum lag auf der rechten Körperseite. Irrtümlich wurde die Bestattung bei der Ausgrabung für mittelalterlich gehalten und deshalb weder auf Beigaben noch auf eine Geschlechtsbestimmung geachtet. Eine Datierung in endneolithische bzw. frühbronzezeitliche Zeitstellung ist wesentlich wahrscheinlicher. Ohne im Detail näher darauf einzugehen, wurden Funde aus den vorrömischen Metallzeiten, der römischen Kaiserzeit (80–260 n. Chr.) und der Völkerwanderungszeit (4./5. Jh.) unter dem Dom geborgen. Zahlreiche Pfostenlöcher, Gruben und Gräben lassen sich aufgrund der fragmentarischen Befunderhaltung aber auch aufgrund der in diesen Fällen angewandten Grabungsmethode nicht sicher datieren oder gar zu Grundrissen rekonstruieren.

Deutlich fassbarer sind hingegen zahlreiche Befunde aus dem 7. Jahrhundert. Offenbar bestand hier eine Siedlung mit Pfostenbauten, die einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen war. Zahlreiche Funde aus der Brandschuttschicht, aber auch naturwissenschaftliche Datierungen belegen eine Nutzung vom ersten Drittel des 7. bis zum beginnenden 8. Jahrhundert. Bei der Aussage Hugeburcs, der Platz sei bei der Ankunft Willibalds verwüstet gewesen, handelt es sich also nicht um einen Topos, sondern dies entspricht offenbar der Realität. Einzelne Gräber, die aufgrund mehrerer Kriterien deutlich ins 7. Jahrhundert, also vor Willibalds Eintreffen, datieren, rücken die Lokalisierung der in der Vita erwähnten Marienkirche in den Bereich des Domes – sie liegt nicht, nicht wie bis dato vor allem lokalgeschichtlich postuliert, unter der entfernt gelegenen Stadtpfarrkirche *Unsere Liebe Frau*. Gestützt wird diese Theorie auch durch den Fund eines bronzenen Steckkreuzes im Brandschutt, das Analogien in anderen Stücken zeitgleicher christlicher Kultausübung in Bayern findet (Later 2005, 305). Die fragmentierte Befundsituation lässt eine Rekonstruktion eines Pfostenbaus anhand von vorhandenen Gruben nicht zu, schließt dessen Existenz aber auch nicht aus. Sehr sicher ist hingegen die Existenz eines unmittelbar in die massive Brandschuttplanierung eingebrachten Fundaments eines sehr frühen Steinbaus. Der Steinbau kann als einfacher Saalbau mit unbekanntem Ostabschluss angesprochen werden. Eine Deutung als Kirche ist

aufgrund der Ausführung in Stein, der Ausrichtung, der alle späteren Bauten folgen, der umgebenden Gräber und des Vorhandenseins christlicher Symbole durchaus möglich. Weder Hugelburg noch Willibald muss bekannt gewesen sein, dass die zu ihren Lebzeiten noch stehende Steinkirche einen durch Brand zerstörten Vorgängerbau aus Holz ersetzte. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Suidger Bonifatius zur Absicherung seines Seelenheils keine komplette Ruinenlandschaft mit Kirche ohne jegliche Infrastruktur vermachte, sondern nach dem Brand wieder eine möglicherweise verminderte Siedlungsaktivität stattfand. Die Existenz der Gräber und Kirche lässt viel eher an eine Hofgrablege mit adliger Eigenkirche denken, wie sie in der ausgehenden Merowingerzeit mehrfach auch andernorts in der Region nachgewiesen sind (Gairhos 2008, 200–204; 207).

Der Vita ist weiterhin zu entnehmen, dass Willibald vor Ort einen Kirchenbau errichtete, der größer sei als die immer noch stehende Marienkirche (*Vita Willibaldi*, 80). Westlich vom oben beschriebenen Saalbau ließ sich ein weiteres Steingebäude dokumentieren, dass auf deutlich tieferem Laufniveau über einer verbrannten Nutzungsoberfläche errichtet worden war. Bei diesem deutlich besser erhaltenen Gebäude waren zum Teil noch Reste des aufgehenden Mauerwerks erhalten und trotz vieler Störungen durch jüngere Befunde war eine Rekonstruktion möglich. Es handelte sich um einen Saalbau mit leicht eingezogener Apsis mit einer Gesamtlänge von 14,1 m und einer Breite von 4,0 m.

Nördlich und südlich des Saals waren zwei 2,0 bzw. 2,4 m breite Annexräume angebaut. In allen drei Räumen waren Reste eines einfachen Lehm-Mörtel-Estriches nachweisbar; die Innenwände wiesen zum Teil noch weiß getünchte Wandputzbereiche auf. Eine Analyse von einer Vielzahl geborgener Wandputzfragmente, die zu diesem Gebäude gehörten, ergab, dass die Innenräume zu meist weiß oder grau ausgestaltet waren, einzelne Wandzonen bzw. Architekturdetails in zarten Rot- oder Rosatönen hervorgehoben waren. Einige polychrom bemalte Wandputzfragmente stammen aus dem Sanktuarium, dem liturgisch höchstrangigen Bereich des Kirchenbaus. Einen weiteren Hinweis auf die Innengestaltung des Gebäudes liefern mehrere aus feinem Kalkmörtel gefertigte Stuckfragmente. Trotz ihrer geringen Größe lässt sich erkennen, dass es sich um Bestandteile von hellrosa gefassten Flechtbändern handelte, die von kräftigen roten Leisten umgeben waren. Eine nahezu identische Ornamentik findet sich auf dem einzigen Architekturfragment, das dem Bau zugeordnet werden konnte: einem sorgsam behauenen und ehemals rot gefassten Kalkstein mit einsträhniger Flechtbandzier (Abb. 3). Eindeutige Funktionszuweisungen bzw. Verortungen im Raum sind weder zum Stein noch zu den Stuckornamenten zu treffen. Allerdings sind Flechtbandverzierungen ein charakteristisches Ausstattungsmerkmal karolingischer Kirchenbauten. Die Ausführung weist stilistisch eher auf eine frühe Zeitstellung ins 8. Jahrhundert; ebenso die Verwendung von Kalkmörtel statt Gips beim Stuck.

50 oft sehr kleine Flachglasfragmente belegen ehemalige Fensterverglasungen. Mit einem breitem Farbspektrum von honiggelb über türkis- und smaragdgrün bis hin zu tiefblau legen sie bunte ornamentale oder bildliche Darstellungen nahe, wie u. a. aus den Benediktinerklöstern Jarrow in Nordengland oder San Vincenzo al Volturno in Süditalien bekannt (Gai 2012, 52f.).

Aus den Nutzungsschichten des Gebäudes stammen zwei eiserne Schreibgriffel. Ähnliche Stücke sind von anderen frühmittelalterlichen Klosteranlagen bekannt. Der Fund verwundert kaum, gehörte nach der *Regula Benedicti* eine Wachstafel mit Griffel zur Grundausrüstung eines jeden Konventsmitglieds. Dennoch wurden die beiden Griffel, ungeachtet ihrer Fundumstände, bisher immer als römisch angesprochen. Tatsächlich ist das eine, sehr einfache Exemplar chronologisch sehr unempfindlich. Die nächsten Analogien zum zweiten Exemplar stammen aber aus Klöstern der mittelan-gelsächsischen Epoche (660–899). Eine insulare Herkunft dieses Stückes ist somit durchaus im Bereich des Möglichen. Sämtliche Indizien sprechen dafür, im oben vorgestellten Apsidensaal die von Willibald in der Mitte des 8. Jahrhunderts errichtete Klosterkirche zu sehen. Als Reste von Konventsbauten könnten einige Mauerreste im Norden gedeutet werden, allerdings ist eine konkrete Ansprache bei dem geringen Befundbestand nicht möglich.

Nachdem beide Kirchen offenbar eine Zeit lang gemeinsam bestanden, wurde der ältere Bau im Osten durch einen größeren Saalbau ersetzt, der bis heute



Abb. 3 Flechtbandstein aus der Klosterkirche (Foto A. Bischof).

die Achse des Domes vorgibt. Trotz wieder deutlich schlechterer Befunderhaltung ließ sich ein Saalbau von 11 m lichter Breite rekonstruieren. Die Länge und der Ostabschluss sind unbekannt, da diese durch die später eingebaute Ostkrypta zerstört wurden. Reste des zum Teil stark abgesackten Estrichbodens waren erhalten. Weiß getünchte als auch bemalte Wandputzfragmente aus dem Bereich der später abgebrochenen Westmauer lassen auf eine partiell farbige Wandgestaltung schließen. Auch hier überwogen Rottöne, in geringerer Zahl ließen sich ockergelbe und graue Färbungen dokumentieren.

Der neu errichtete Saalbau weicht mit höheren Mauerstärken und seiner Längsachse vom westlich gelegenen Apsidensaal – der vermuteten Klosterkirche – ab, was eine uneinheitliche Planung nahelegt. Die Achsenausrichtung und Ortskontinuität legt aber nahe, im Saalbau die erste Kathedralkirche zu sehen, auf die sich alle späteren Nachfolgebauten des Doms gründen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie noch gar

nicht unter Willibald errichtet wurde. Letzterer scheint viel eher in angelsächsischer Tradition aus seinem Kloster als „Klosterbischof“ gewirkt zu haben. Die erste Eichstätter Domkirche wurde wohl erst unter seinem Nachfolger Geroh zu Beginn des 9. Jahrhunderts errichtet (Fabian 1989, 14–18) und bestand dann neben der Klosterkirche fort.

In einer nächsten Bauphase wurde der schlichte Saalbau erweitert. Im Norden und Süden wurden jeweils zwei 5 m breite seitenschiffartige Annexräume angebaut. Im Westen fügte man auf gesamter Gebäudebreite einen Vorraum oder eine Vorhalle, einen Narthex, hinzu. Im Nord- und Südwesten entstanden in Verlängerung der Annexbauten zwei quadratische Räume. Die Gesamtlänge des erweiterten Kirchenbaus betrug min. 31,8 m bei weiterhin unbekannter Osterstreckung und unbekanntem Abschluss. Die äußere Gebäudebreite maß 24,9 m. Reste eines neuen Mörtelstrichs auf einer Stuckung konnten im Hauptgebäude nachgewiesen werden. Im südlichen Annexraum waren ebenfalls Fußbodenreste, zum Teil auch ein Plattenboden aus flachen Kalksteinen vorhanden.

Eine bauliche Verbindung wurde zu dem weiterhin bestehenden Apsidensaal, der Klosterkirche, durch einzelne Verbindungsmauern geschaffen. Weitere kleine Umbauten erfolgten, so z. B. der Einbau einer Kapelle mit Grablege im Südwesten des erweiterten Saalbaus. Eine Datierung der Erweiterung lässt sich archäologisch auf das spätere 9. Jahrhundert eingrenzen. Tatsächlich findet sich ein bisher wenig beachteter

archivalischer Hinweis darauf, dass Bischof Erchanbald (882?–912) plante, einen neuen Dom zu Ehren der Diözesanheiligen zu bauen (Suttner 1882, 149). Bisher wurden entsprechende Pläne als nicht ausgeführt angesehen, was aufgrund der archäologisch dokumentierten Erweiterungsphasen neu überdacht werden sollte.

Der Apsidensaal im Westen fiel einem Brand zum Opfer, der sich anhand der Funde aus dem Brandschutt ins 10. Jahrhundert datieren lässt. Auf den Ruinen der ehemaligen Klosterkirche wurde ein halb eingetiefter Rundbau mit einem Durchmesser von 9,9 m errichtet, der jeweils im Norden und Süden von einem Treppenturm von je 5,6 m Durchmesser flankiert war. Im Westen schloss ein ebenfalls eingetiefter, nahezu quadratischer Vorraum an. Der Baukörper ist nicht separat zu betrachten, sondern schloss über mehrere Mauerzüge an die östlich gelegene Domkirche an und bildete für diese einen mehrstöckigen Westbau, worauf die Mauerstärken schließen lassen. Der Dom wurde gleichzeitig zu einer dreischiffigen Basilika umgebaut.

Doch hiermit nicht genug: nach einiger Zeit wurde im Westen ein weiterer, eingetiefter Halbkreisbau auf der Achse des Domes hinzugefügt. Dieser war über einen Estrich mit dem Rundbau verbunden. Im Norden und Süden zu erwartende, verbindende Mauern lagen außerhalb der Grabungsflächen. Dennoch ist davon auszugehen, dass es sich bei dem Bau ganz im Westen um eine Kryptenanlage handelt, die von Norden und Süden über Treppen betreten wer-

den konnte. Am Scheitel des Raums befand sich eine erhöhte Kammer, die über eine Stufe von Norden und Süden betreten werden konnte. An die Kammer schloss sich ein Umgang zu den Treppenabgängen an. Alles in allem scheint es sich bei der Kammer um eine herausgehobene, in Prozessionen aufzusuchende Confessio, ein Heiligengrab gehandelt zu haben. Es liegt nahe, hier die unter Bischof Reginold (966–991) überlieferte neue Grablege Willibalds im Westen der Kirche zu sehen. Die Tatsache, dass der Schrein des heiligen Willibalds sich bis heute bis auf wenige kurze umbaubedingte Unterbrechungen an derselben Stelle, nur einige Meter höher befindet, stützt diese Annahme.

Es gibt mehrere Indizien dafür, dass Reginold nicht nur im Westen des Doms baute, sondern möglicherweise auch schon für den Kernbau der bisher immer ins 11. Jahrhundert datierten Ostkrypta des Domes verantwortlich ist. Bisher wurde die Westkrypta des Bamberger Doms immer als Vorbild für die Eichstätter Ostkrypta gesehen, allerdings gibt es durchaus Hinweise darauf, dass es sich möglicherweise anders herum verhielt.

Würde man nun sämtliche, wohl unter Reginold gegen Ende des 10. Jahrhunderts errichteten Baukörper zusammenfassen, was nach aktueller Auswertungslage durchaus in Betracht zu ziehen ist, hätte die Gesamtlänge der ottonischen Kathedrale 77,6 m betragen – eine stattliche Größe für Anlagen dieser Zeit. Zuzutragen ist ein solcher Bau Bischof Reginold allemal, stand er doch in

verwandtschaftlicher Nähe zum ottonischen Hochadel (Weinfurter 2010, 56–69).

Unter diesen Gesichtspunkten scheint ein kompletter Neubau eines salischen Domes, der über zahlreiche überlieferte Altarweihen vor allem Bischof Gundekar II. (1057–1075) zugeschrieben wurde, immer unwahrscheinlicher. Offenbar wurden große Teile des ottonischen Baus in die romanische Doppelchoranlage integriert, so auch die Heiligengrablege, die zwar im neuen Westchor aufging, aber immer noch betretbar war.

Der gotische Umbau des Doms in die heutige dreischiffige Hallenkirche hinterließ ebenfalls archäologische Zeugnisse im Boden, die auf heute nicht mehr sichtbare Einbauten hindeuten. Exemplarisch seien hier die Neugestaltung der Heiligengrablege im Westchor sowie die Einbauten zweier Lettneranlagen in beiden Chören genannt.

Die parallel zu den Grabungen im Bamberger Dom durchgeführten Untersuchungen in Eichstätt erfolgten unter gleicher Leitung, ähnlichem Mitarbeiterstamm und somit auch methodisch ähnlich. Im Ergebnis unterscheiden sie sich dennoch, denn Eichstätt zeigt durch die wesentlich früher erfolgte Bistumsgründung eine noch einmal komplexere Baugeschichte. In jedem Fall verdienen beide Bodendenkmale eine Bearbeitung, die über eine Auswertung in Vorberichten hinausgeht.

Literaturverzeichnis

- Ahrens 2001:** C. Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas. Schr. Arch. Landesmus. Schleswig 7 (Stuttgart 2001).
- Antz/Kreiker 2012:** Ch. Antz/S. Kreiker, Otto der Große. Reisen ins frühe Mittelalter⁵ (Wettin-Löbejün 2012).
- Arneth u. a. 1956:** K. Arneth/H. Gessner/H. Jakob, Das Alter des Castrum Babenberg. Fränk. Land 4 H. 5, 1956, o. P.
- Arnold u. a. 2008:** S. Arnold/F. Damminger/U. Gross/C. Mohn (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 2008).
- Bader 1960:** W. Bader, Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten 1,1. Sanctos. Grabfeld, Märtyrergrab und Bauten vom 4. Jh. bis um oder nach 752–68 n. Chr. Ausgrabungen, durchgeführt in den Jahren 1933/34. Veröff. Xantener Dombauver. 7 (Berlin, Kevelaer 1960).
- Becher 1996:** M. Becher, Rex, Dux und Gens. Untersuchungen zur Entstehung des sächsischen Herzogtums im 9. und 10. Jahrhundert. Hist. Stud. 444 (Husum 1996).
- Becher 2012:** M. Becher, Otto der Große. Kaiser und Reich. Eine Biographie (München 2012).
- Becksmann 1988:** R. Becksmann, Deutsche Glasmalerei des Mittelalters. Eine exemplarische Auswahl. Eine Ausstellung des Instituts für Auslandsbeziehungen (Stuttgart 1988).
- Bedal/May 2002:** K. Bedal/H. May, Ein Dach über dem Kopf. Schutz vor Wetter und Wind. In: K. Bedal/H. May (Hrsg.), Unter Dach und Fach. Häuserbauen in Franken vom 14. bis ins 20. Jahrhundert (Bad Windsheim 2002) 197–222.
- Behn 1934:** F. Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße nach den Ausgrabungen von 1927–1928 und 1932–1933 (Berlin 1934).
- Bender/Schrader 1999:** W. Bender/M. Schrader, Dachziegel als historisches Baumaterial. Ein Materialleitfaden und Ratgeber (Sudenburg-Hösseringen 1999).
- Bernd 2002:** Die einzigartig geliebte Stadt – Heinrich II. und Bamberg. In: Kirmeyer 2002, 30–51.
- Bersch/Kuder 2012:** W. Berschin/U. Kuder, Reichenauer Wandmalerei 840–1120. Goldbach – Reichenau-Oberzell St. Georg – Reichenau-Niederzell St. Peter und Paul. Reichenauer Texte u. Bilder 15 (Heidelberg 2012).
- Brandl/Forster 2011:** H. Brandl/Ch. Forster, Der Dom zu Magdeburg. Bau- u. Kunstdenkmäler Sachsen-Anhalt 1. Beitr. Denkmalkde. 6 (Regensburg 2011).
- Braun 2005:** L. Braun, Funde der Domgrabungen. Ber. Hist. Ver. Bamberg 141, 2005, 61–62.
- Breitling 2012:** St. Breitling, Bauforschung am Bamberger Dom. In: Jung/Reddig 2012, 167–175.
- Breitling u. a. 2015:** St. Breitling/M. Buba/J. Fuhrmann, Das Modell der Stadt Bamberg im Mittelalter. Digitale Modelle als Möglichkeit zur Vernetzung von Bauforschung, Archäologie und Denkmalpflege. In: A. Schwarting/N.-M. Bauers (Hrsg.), Bericht über die 48. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 28.5.–1.6.2014 in Erfurt. (Dresden 2015) 63–72.
- Brepohl 2015:** E. Brepohl, Theophilus Presbyter und das mittelalterliche Kunsthandwerk. Gesamtausgabe der Schrift De diversis artibus in einem Band (Köln 2015).
- Breuer u. a. 1999:** T. Breuer/F. Oswald/F. Piel/W. Schwemmer u. a., Franken. Die Regierungsbezirke Oberfranken, Mittelfranken und Unterfranken². Georg Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I (München, Berlin 1999).
- Britting u. a. 1993a:** J. Britting/A. Heidenreich/T. Peek/K. Tapken/Ch. Wojaczek, Buntmetall. In: Hennig 1993, 183–189.
- Britting u. a. 1993b:** J. Britting/C. Hoffmann/Ch. Wojaczek/J. Zeune, Bein. In: Hennig 1993, 201–206.
- Britting u. a. 1993c:** J. Britting/C. Hoffmann/O. Specht, Stein. In: Hennig 1993, 207–208.
- Burandt 1998:** W. Burandt, Die Baugeschichte der Alten Hofhaltung in Bamberg (Bamberg 1998).

- Dannheimer u. a. 2006:** H. Dannheimer/H. Dopsch/B. Haas-Gebhard u. a. (Hrsg.), Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. Abhandl. Bayer. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl. N. F. 126 (München 2006).
- Dengler-Schreiber 2014:** K. Dengler-Schreiber, Welterbe Bamberg – Belohnung bürgerlichen Engagements. Frankenland 66, 2014, 179–188.
- Deutsche Inschriften online DI 29, 114:** <http://www.inschriften.net/worms/inschrift/nr/di029-0114.html>.
- Dickerhof/Weinfurter 1990:** H. Dickerhof/St. Weinfurter, Summa historica. In: H. Dickerhof/E. Reiter/St. Weinfurter (Hrsg.), Der hl. Willibald – Klosterbischof oder Bistumsgründer? Eichstätter Stud. N. F. 30 (Regensburg 1990), 245–261.
- Diemer 2015:** D. Diemer, Tumba Bischof Ottos II. von Andechs-Meranien († 2. Mai. 1196). In: Exner 2015a, 1261–1266.
- Doppelfeld 1962:** O. Doppelfeld, Zur Methode der Kölner Domgrabung. In: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes. Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum, Bonn 31. Okt. – 31. Dez. 1962. Kunst u. Altertum Rhein 8 (Düsseldorf 1962) 13–19.
- Doppelfeld/Weyres 1980:** O. Doppelfeld/W. Weyres, Die Ausgrabungen im Dom zu Köln (Mainz 1980).
- Drescher/Rincker 1986:** H. Drescher/H. G. Rincker, Die Technik des Glockengusses in Geschichte und Gegenwart. In: K. Bund (Hrsg.), Frankfurter Glockenbuch. Aus Anlaß der Ausstellung „Stimme der Stadt“, Glocken und Glockenguß in Geschichte und Gegenwart in der Frankfurter Paulskirche vom 18. April bis 18. Mai 1986. Mitt. Frankfurter Stadtarchiv 4 (Frankfurt am Main 1986) 48–65.
- Dümmler 2011:** Ch. Dümmler, Der Bamberger Kaiserdom. 1000 Jahre Kunst und Geschichte² (Kulmbach 2011).
- Durliat 1987:** M. Durliat, Die Kunst des frühen Mittelalters (Freiburg i. Br. 1987).
- Effmann 1917:** W. Effmann, Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden II. Clemenskirche, Luciuskirche, Nikolauskirche (Berlin 1917).
- Ehlers 2000:** J. Ehlers, Magdeburg – Rom – Aachen – Bamberg. Grablegen des Königs und Herrschaftsverständnis in ottonischer Zeit. In: B. Schneidmüller/St. Weinfurter (Hrsg.), Otto III. – Heinrich II. Eine Wende?² (Stuttgart 2000) 47–76.
- Ehrhardt 2016:** D. Ehrhardt, Rinnen, Kremper, Biberschwänze. Zur Geschichte der Dachziegel und Ziegelherstellung in Franken. Infbl. Fränk. Freilandmus. 5 (Bad Windsheim 2016).
- van Eickels 2007:** K. van Eickels, Bistumsgründungen um das Jahr 1000. In: van Eickels u. a. 2007, 33–64.
- van Eickels u. a. 2007:** Ch. van Eickels/K. van Eickels (Hrsg.), Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters. Vorträge der Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Sommersemester 2007 (Bamberg 2007).
- van Eickels 2014:** K. van Eickels, Kunigunde als Gemahlin Heinrichs II. und die Gründung des Bistums Bamberg. In: N. Jung/H. Kempkens (Hrsg.), Gekrönt auf Erden und im Himmel – das heilige Kaiserpaar Heinrich II. und Kunigunde. Veröff. Diözesanmus. Bamberg 26 (Bamberg 2014) 37–44.
- Eißing 2015:** Th. Eißing, Bautechnische Beobachtungen zu den Holzkonstruktionen. In: Exner 2015a, 610–627.
- Emmenegger 2002:** O. Emmenegger, Karolingische und romanische Wandmalerei in der Klosterkirche. Technik, Restaurierungsprobleme, Maßnahmen. In: A. Wyss/H. Rutishauser/M. A. Nay (Hrsg.), Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Münstair. Veröff. Inst. Denkmalpfl. ETH Zürich 22 (Zürich 2002) 77–149.
- Emmenegger 2016:** O. Emmenegger, Historische Putztechniken. Von der Architektur- bis zur Oberflächengestaltung (Zürich 2016).
- Ericsson/Sanke 2004:** I. Ericsson/M. Sanke (Hrsg.), Aktuelle Forschungen zum ehemaligen Reichs- und Königskloster Lorsch. Arbeiten Hess. Hist. Komm. N. F. 24 (Darmstadt 2004).
- Esch 1969:** A. Esch, Spolien. Zur Wiederverwendung antiker Baustücke und Skulpturen im mittelalterlichen Italien. Archiv Kulturgesch. 51, 1969, 1–64.
- Exner 1989:** M. Exner, Die Fresken der Krypta von St. Maximin in Trier und ihre Stellung in der spätkarolingischen Wandmalerei. Trierer Zeitschr. Beih. 10 (Trier 1989).

- Exner 1995:** M. Exner, Die Wandmalereien in der Krypta von St. Georg in Oberzell auf der Reichenau. Zeitschr. Kunstgesch. 58, 1995, 153–180.
- Exner 1998a:** M. Exner, Denkmäler frühmittelalterlicher Wandmalerei in Bayern. Bestand, Ergebnisse, Aufgaben. In: M. Exner (Hrsg.), Wandmalerei des frühen Mittelalters. Bestand, Maltechnik, Konservierung. ICOMOS – H. Dt. Nationalkomitee 23 (München 1998) 99–118.
- Exner 1998b:** M. Exner, Ottonische Herrscher als Auftraggeber im Bereich der ottonischen Wandmalerei. In: G. Althoff/E. Schubert (Hrsg.), Herrschaftsrepräsentation im ottonischen Sachsen. Vorträge u. Forsch. 46 (Sigmaringen 1998) 103–135.
- Exner 2007:** M. Exner, Das Bildprogramm der Klosterkirche im historischen Kontext. In: Goll u. a. 2007, 83–113.
- Exner 2011:** M. Exner, Mittelalterliche Wandmalerei im Kloster Lorsch. Die Gestaltungsphasen der „Torhalle“ und eine verlorene Ausstattung der Nazariuskirche. In: Pinsker/Zeeb 2011, 312–329.
- Exner 2015a:** M. Exner, Stadt Bamberg 2 – Domberg. 1. Das Domstift. Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberfranken IV (Bamberg, Berlin, München 2015).
- Exner 2015b:** M. Exner, Dächer und Turmhelme. In: Exner 2015a, 373–375.
- Exner 2019:** M. Exner, Die frühmittelalterlichen Wandmalereien. In: Pfarrei St. Zeno Naturns (Hrsg.), St. Prokulus in Naturns (Bozen 2019) 49–105.
- Fabian 1989:** J. Fabian, Der Dom zu Eichstätt (Worms 1989).
- Fehr 2008:** H. Fehr, Erhalten versus Erforschen? Denkmalpflege und archäologische Wissenschaft. In: E. J. Greipl (Hrsg.), 100 Jahre Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Regensburg 2008) 75–122.
- Fehring 1972:** G. P. Fehring, Unterreggenbach. Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche. Die Untersuchungen der Jahre 1960–1963 mit einem Vorbericht über die Grabungen der Jahre 1964–1968. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 1 (Stuttgart 1972).
- Fehring 1979:** G. P. Fehring, Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht. In: H. Jankuhn/R. Wenskus (Hrsg.), Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Vorträge u. Forsch. 22 (Sigmaringen 1979) 547–591.
- Fehring 2008:** G. P. Fehring, Die Entwicklung der modernen Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 1960–1973. In: Arnold u. a. 2008, 17–29.
- Fehring u. a. 1995:** G. P. Fehring/B. Scholkmann/P. R. Anstett (Hrsg.), Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen a. N. Archäologie und Baugeschichte. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 13 (Stuttgart 1995).
- Fehring/Stachel 1967:** G. P. Fehring, G. Stachel, Archäologische Untersuchungen in der Stadtkirche St. Johannes d. T. zu Crailsheim (Crailsheim 1967).
- Fingerhut 1982:** P. Fingerhut, Schieferdächer. Technik und Gestaltung der Altdeutschen Schieferdeckung unter besonderer Berücksichtigung der Denkmalspflege (Köln-Braunsfeld 1982).
- Forster 2011:** Ch. Forster, Karolingische und romanische Bauskulptur und opus sectile. In: Pinsker/Zeeb 2011, 216–254.
- Frodl-Kraft 1970:** E. Frodl-Kraft, Die Glasmalerei. Entwicklung, Technik, Eigenart (Wien, München 1970).
- Gai 2012:** S. Gai, Die Entwicklung der Fensterverglasung und die Anfänge der Glasmalerei vom 8. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. Ein archäologischer und kunsthistorischer Ansatz. In: N. Böste (Hrsg.), Lichtgewänder. Rau, Licht und Farbe im Hohen Dom zu Paderborn vom Mittelalter bis heute. Stud. u. Quellen Westf. Gesch. 69 (Paderborn 2012) 46–77.
- Gairhos 2008:** A. Gairhos, „Reiche“ und „arme“ Gräber – Bestattungen am Ende der Merowingerzeit im Ingolstädter Raum. In: J. Haberstroh/G. Riedel/B. Schönewald (Hrsg.), Bayern und Ingolstadt in der Karolingerzeit. Beitr. Gesch. Ingolstadt 5 (Ingolstadt 2008) 195–208.
- Gasch/Glaser 2011:** H. A. Gasch/G. Glaser, Historische Putze. Materialien und Technologien (Dresden 2011).
- Goll 2007:** J. Goll, Die Wandbilder in Raum und Zeit. In: Goll u. a. 2007, 47–74.

- Goll u. a. 2007:** J. Goll/M. Exner/S. Hirsch (Hrsg.), *Müstair. Die mittelalterlichen Wandbilder in der Klosterkirche*. UNESCO-Welterbe (Zürich 2007).
- Göller 2007a:** L. Göller (Hrsg.), *Unterm Sternenmantel. 1000 Jahre Bistum Bamberg 1007–2007*. Katalog der Jubiläumsausstellung (Petersberg 2007).
- Göller 2007b:** L. Göller, Domstift und Kollegiatstifte. In: Göller 2007a, 43–49.
- Görich 2007:** K. Görich, Erinnerung und ihre Aktualisierung. Otto III., Aachen und die Karls-tradition. In: F. J. Felten/P. Monnet/A. Saint-Denis (Hrsg.), *Robert Folz (1910–1996). Mittler zwischen Frankreich und Deutschland*. Actes du colloque “Idée d’Empire et Royauté au Moyen Âge: un Regard Franco-Allemand sur l’Oeuvre de Robert Folz”, Dijon 2001. *Gesch. Landeskde.* 60 (Stuttgart 2007) 97–116.
- Gresser 2007:** G. Gresser, Clemens II. Der erste deutsche Reformpapst (Paderborn 2007).
- Grodecki 1977:** L. Grodecki, *Romanische Glasmalerei* (Stuttgart 1977).
- Haas/Winterfeld 2003:** W. Haas/D. v. Winterfeld, Schwierigkeiten und Widersprüche in der Baugeschichte des Sieneser Domes. In: U. Engel/K. Kappel/C. A. Meier (Hrsg.), *Meisterwerke mittelalterlicher Architektur. Beiträge und Biographie eines Bauforschers*. Festgabe für Dethard von Winterfeld zum 65. Geburtstag (Regensburg 2003) 319–330.
- Haberstroh 2000:** J. Haberstroh, *Germanische Funde der Kaiser- und Völkerwanderungszeit aus Oberfranken*. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 82 (Kallmünz/Opf. 2000).
- Haberstroh 2018:** J. Haberstroh, Prof. Dr. Walter Sage 5.7.1930–12.4.2017. *Zeitschr. Arch. Mittelalter* 46, 2018, 163–166.
- Hans-Schuller 2015:** Ch. Hans-Schuller, Von der Säkularisation bis zur Gegenwart. In: Exner 2015a, 259–303.
- Hauser 2009:** U. Hauser, Plattenmosaikfußboden. In: Ch. Stiegemann/M. Kroker (Hrsg.), *Für Königtum und Himmelreich. 1000 Jahre Bischof Meinwerk von Paderborn*. Katalog zur Jubiläumsausstellung im Museum in der Kaiserpfalz und im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn 2009/2010 (Regensburg 2009) 356–357 mit Abb. 94.
- Hehl 2001:** E.-D. Hehl, Kaisertum, Rom und Papstbezug im Zeitalter Ottos I. In: Schneidmüller/Weinfurter 2001, 213–235.
- Hennig 1993:** L. Hennig (Hrsg.), *Geschichte aus Gruben und Scherben*. Archäologische Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg. Eine didaktische Ausstellung des Historischen Museums Bamberg und des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Bamberg. 20. Juni – 31. Oktober 1993. *Studien und Beiträge zur Ausstellung*. *Schr. Hist. Mus. Bamberg* 26 (Bamberg 1993).
- Hennig 1998:** L. Hennig (Hrsg.), *Die Andechs-Meranier in Franken*. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter. Ausstellung in Bamberg vom 19.6. bis 30.9.1998 (Mainz am Rhein 1998).
- Hölscher/Pfaffenberger 2012:** A. Hölscher/St. Pfaffenberger, Die Bischofsgrablege im Bamberger Dom. In: Jung/Reddig 2012, 71–81.
- Hlawitschka 2006:** E. Hlawitschka, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihrer Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk I. 911–1137. Teil 1. *MGH Hilfsmittel* 25,1 (Hannover 2006).
- Hoffmann 1998:** C. Hoffmann, Fußbodenreste vom Heinrichs- und Ottodom. In: Hennig 1998, 351.
- Holtorf 2018:** Ch. Holtorf, Modelle – Schulen des Sehens und Begreifens. In: B. Fuchs/C. Holtorf/C. Spiller (Hrsg.), *Modelle, die die Welt bedeuten*. Wie Wissen entsteht. Begleitband zur gleichnamigen Sonderausstellung im Coburger Puppenmuseum vom 17.5.–14.10.18 (Bamberg 2018) 13–22.
- Holtzmann 1996:** R. Holtzmann (Hrsg.), *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg*. *MGH SS rer. Germ. N. S.* 9 (München 1996). Unveränderter Nachdruck von 1935.
- Holzapfel 2019:** B. Holzapfel, Das archäologische Ehrenamtsprojekt „Hallstadt – Mittelmühle“. *Ergebnisse der Fundbearbeitung*. *Ber. Hist. Ver. Bamberg* 155, 2019, 95–120.
- Hundt/Fischer 1958:** H.-J. Hundt/U. Fischer, Die Grabungen in der Altstadt von Frankfurt am Main 1955–1957. In: *Neue Ausgrabungen in Deutschland* (Berlin 1958) 391–408.

- Huschner 2003:** W. Huschner, Transalpine Kommunikation im Mittelalter. Diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9.–11. Jahrhundert). MGH Schr. 52 (Hannover 2003).
- Imhof/Winterer 2013:** M. Imhof/Ch. Winterer, Karl der Große. Leben und Wirkung, Kunst und Architektur² (Petersberg 2013).
- Jackman 2006:** D. C. Jackman, König Konrad, die letzten Karolinger und ihre sächsischen Verwandten. In: H.-W. Goetz (Hrsg.), Konrad I. Auf dem Weg zum „Deutschen Reich“? (Bochum 2006) 77–92.
- Jornet 2016:** A. Jornet, Historische Mörtel. In: Emmenegger 2016, 45–59.
- Jung/Reddig 2012:** N. Jung/W. F. Reddig (Hrsg.), Dem Himmel entgegen. 1000 Jahre Kaiserdom Bamberg 1012–2012. Katalog der Sonderausstellung. Veröff. Diözesanmus. Bamberg 22 (Petersberg 2012).
- Keller 2001:** H. Keller, Die Kaiserkrönung Ottos des Großen. Voraussetzungen, Ereignisse, Folgen. In: M. Puhle (Hrsg.), Otto der Große, Magdeburg und Europa I. Essays (Mainz 2001) 461–480.
- Kier 1970:** H. Kier, Der mittelalterliche Schmuckfußboden unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes. Kunstdenkmäler Rheinland Beih. 14 (Düsseldorf 1970).
- Kirmeier u. a. 2002:** J. Kirmeier/B. Schneidmüller/St. Weinfurter/E. Brockhoff (Hrsg.), Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2002. Bamberg, 9. Juli bis 20. Oktober 2002. Veröff. Bayer. Gesch. u. Kultur 44 (Augsburg 2002).
- Knoepfli 2016:** A. Knoepfli, Die „putzsüchtige“ Denkmalpflege. In: Emmenegger 2016, 19–27.
- Knoepfli/Emmenegger 1990:** A. Knoepfli/O. Emmenegger, Wandmalerei bis zum Ende des Mittelalters. In: A. Knoepfli (Hrsg.), Wandmalerei, Mosaik. Reclams Handb. Künstler. Techniken 2 (Stuttgart 1990) 7–212.
- Koch 1993:** R. Koch, Zwei Glasscherben aus dem Nahen Orient. In: Hennig 1993, 59–62.
- Kohwagner-Nikolai/Ruß 2015:** T. Kohwagner-Nikolai/S. Ruß, Textilien aus dem Grab Bischof Ottos II. († 1196). In: Exner 2015a, 1858–1861.
- Köpke/Dümmeler 1876:** R. Köpke/E. Dümmeler, Kaiser Otto der Große. Jahrb. Dt. Gesch. 9 (Leipzig 1876).
- Krohn 2010:** N. Krohn (Hrsg.), Kirchenarchäologie heute. Fragestellungen – Methoden – Ergebnisse. Schr. Alemann. Inst. Freiburg (Darmstadt 2010).
- Later 2005:** Ch. Later, Die Steckkreuze aus der Aschheimer Therme. Neue Gedanken zu einem alten Problem. Bayer. Vorgeschbl. 70, 2005, 283–308.
- Later 2011:** Ch. Later, Die Propstei Solnhofen im Altmühltal. Untersuchungen zur Baugeschichte der Kirche, zur Inszenierung eines früh- und hochmittelalterlichen Heiligenkultes und zur Sachkultur. Materialh. Bayer. Vorgesch. 95 (Kallmünz 2011).
- Lebsak 2016:** M. Lebsak, Friedhöfe und Bestattungen in der Stadt Bamberg – eine Bestandsaufnahme. In: N. Lohwasser/I. Ericsson/N. Jung (Hrsg.), Der Letzte Weg. Tod und Bestattung in Mittelalter und Neuzeit. Begleitheft zur Ausstellung im Diözesanmuseum Bamberg, 18.08 bis 13.11.2016, Veröff. Diözesanmus. Bamberg 28/Rückspiegel 2 (Bamberg 2016) 99–104.
- Lengenfelder 2006:** B. Lengenfelder, Eichstätt und Bamberg um 1007/1016. In: Urban 2006, 89–97.
- Leonhardt 2011:** R. W. Leonhardt, Holzschindeln. Restaurator im Handwerk 1, 2011, 29–30.
- Lindenschmit 1845–1851:** L. Lindenschmit, Bericht über das erste Jahr des Vereins, abgestattet in der Generalversammlung vom 30. April 1845. Zeitschr. Ver. Erforsch. Rhein. Gesch. 1, 1845–1851, 113–130.
- Lobbedey 1995:** U. Lobbedey, Zur Archäologie der Kirchen. In: G. P. Fehring/W. Sage (Hrsg.), Mittelalterarchäologie in Zentraleuropa. Zum Wandel der Aufgaben und Zielsetzungen. Zeitschr. Arch. Mittelalter Beih. 9 (Köln, Bonn 1995) 19–26.
- Lohwasser 2012a:** C. Lohwasser, ... *Mit Bergen von Gold* – Das Innere des Heinrichsdoms nach archäologischen Funden. In: Jung/Reddig 2012, 177–181.
- Lohwasser 2012b:** C. Lohwasser, Fußbodenreste des Heinrichsdomes. In: Jung/Reddig 2012, 241.

- Lohwasser 2012c:** C. Lohwasser, Fußbodenreste der Westkrypta. In: Jung/Reddig 2012, 241.
- Lohwasser 2012d:** C. Lohwasser, Ziegelfiese mit Bemalung. In: Jung/Reddig 2012, 241.
- Lohwasser 2012e:** C. Lohwasser, Dachziegelfragmente. In: Jung/Reddig 2012, 242.
- Lohwasser 2012f:** C. Lohwasser, Gitterfragment. In: Jung/Reddig 2012, 302.
- Lohwasser 2020:** C. Lohwasser, Archäologische Funde aus dem Bamberger Dom. Katalog und Tafeln. Forschungsprojekt vom 15.08.2018 bis 14.08.2020 am Lehrstuhl AMANZ, Universität Bamberg (unveröffentlichtes Manuskript, Bamberg 2020).
- Losert 1993:** H. Losert, Die früh- bis hochmittelalterliche Keramik in Oberfranken. Zeitschr. Arch. Mittelalter Beih. 8 (Köln, Bonn 1993).
- Machilek 2006:** F. Machilek, Das Protokoll der Frankfurter Synode vom 1. November 1007 und die Errichtung des Bistums Bamberg. In: Urban 2006, 17–45.
- Mayer 1936:** H. Mayer, Neue Forschungen auf dem Domberg zu Bamberg. Dt. Kunst u. Denkmalpfl. 1936, 190–202.
- Meier 2002:** Th. Meier, Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. Mittelalter-Forsch. 8 (Stuttgart 2002).
- Michl 2014:** E. H. Michl, Der Bamberger Domkranz und die mittelalterlichen Friedhöfe am Ostchor der Bischofskirche. Arch. Jahr Bayern 2013 (2014) 155–157.
- Michl 2015:** E. H. Michl, „Ad sanctos in aeternum?“ – Die archäologische Untersuchung mittelalterlicher Bestattungen unter dem Bamberger Domkranz. Beitr. Arch. Ober- u. Unterfranken 9, 2015, 295–316.
- Michl 2017:** E. H. Michl, Von steinernen Reitern und vergessenen Toten – Neue (und alte) archäologische Forschungen am Bamberger Dom. In: R. Atzbach/P. Cassitti/H. Kenzler/L. Löw (Hrsg.), Archäologie – Mittelalter – Neuzeit – Zukunft. Festschrift für Ingolf Ericsson. Bamberger Schr. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 6 (Bonn 2017) 355–376.
- Milojčić 1966:** V. Milojčić (Hrsg.), Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964. Abhandl. Bayer. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl. N. F. 65 (München 1966).
- Milojčić 1968:** V. Milojčić, Ergebnisse der Grabungen von 1961–1965 in der Fuldaer Propstei Solnhofen an der Altmühl (Mittelfranken). Ber. RGK 46/47, 1965/66 (1968) 133–174.
- Moser 2000:** P. Moser, Romanik in Franken. Eine Entdeckungsreise in die Geschichte (Bamberg 2000).
- Müller-Christensen 1988:** S. Müller-Christensen, Das Gunthertuch im Bamberger Domschatz². Veröff. Diözesanmus. Bamberg 2 (Bamberg 1988).
- Neukam 1963:** G. W. Neukam, Der Umbau und die Restaurierung der Bamberger Domtürme (1765–1768). Ber. Hist. Ver. Bamberg 99, 1963, 489–501.
- Nürnberger 2002:** G. Nürnberger, Die Ausgrabungen in St. Ursula zu Köln (Bonn 2002).
- Otten 2003:** T. Otten, Die Ausgrabungen unter St. Viktor zu Xanten. Dom und Immunität. Rhein. Ausgr. 53 (Mainz 2003).
- Päffgen 2010:** B. Päffgen, Die Speyerer Bischofsgräber und ihre vergleichende Einordnung. Eine archäologische Studie zu Bischofsgräbern in Deutschland von den frühchristlichen Anfängen bis zum Ende des Ancien Régime. Stud. Arch. Medii Aevi 1 (Friedberg 2010).
- Peek 1993:** Th. Peek, Frühmittelalterliche Grabfunde vom Bamberger Domberg. In: Hennig 1993, 55–58.
- Pertz 1826:** G. H. Pertz, Continuator Reginonis Trevirensis. In: MGH SS 1 (Hannover 1826) 613–629.
- Pescheck 1963:** Ch. Pescheck, Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg. Ber. Hist. Ver. Bamberg 99, 1963, 425–442.
- Pescheck 1978:** Ch. Pescheck, Die germanischen Funde der römischen Kaiserzeit in Mainfranken. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 27 (München 1978).
- Peter 2008:** C. Peter, Glocken, Geläute und Turmuhren in Bamberg. Bestand, Geschichte, Quellen. Veröff. Diözesanmus. Bamberg 18 (Bamberg 2008).
- Pfaffenberger 2015:** St. Pfaffenberger, Die Vorgängerbauten des bestehenden Doms. In: Exner 2015a, 629–671.

- Pfaffenberger 2020:** St. Pfaffenberger, Aspekte der Stadtentwicklung Bambergs im frühen und hohen Mittelalter aus archäologischer Sicht. *Arb. Arch. Süddeutschland* 32. Veröff. Stadtarchiv Bamberg 36 (Büchenbach 2020).
- Pfister 1896:** M. Pfister, Der Dom zu Bamberg. *Ber. Hist. Ver. Bamberg* 57 Beil. (Bamberg 1896).
- Pinsker/Zeeb 2011:** B. Pinsker/A. Zeeb (Hrsg.), Kloster Lorsch. Vom Reichskloster Karls des Großen zum Weltkulturerbe der Menschheit. Ausstellung Museumszentrum Lorsch 28.5.2011–29.1.2012 (Petersberg 2011).
- Regele/Behrer 1993:** G. Regele/Ch. Behrer, Zur Rekonstruktion des Domberges im 11. Jahrhundert (Modell 1). In: Hennig 1993, 165–166.
- Regele/Zeune 1993:** G. Regele/J. Zeune, Die beiden Glockengußanlagen vor dem Südflügel. In: Hennig 1993, 119–126.
- Reiß 1992:** H. Reiß, Die Nikolauskapelle. Kontinuität oder Unterbrechung. In: K. H. Rieder/A. Tillmann (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance (Kipfenberg 1992) 113–116.
- Reitzenstein 1934:** A. v. Reitzenstein, Die Baugeschichte des Bamberger Domes. *Münchner Jahrb. Bildende Kunst N. F.* 11, 1934, 113–152.
- Rieder 1992:** K. H. Rieder, Archäologische Aspekte zur Siedlungsgeschichte Eichstatts. In: Rieder/Tillmann 1992, 127–139.
- Rieder/Tillmann 1992:** K. H. Rieder/A. Tillmann (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance (Kipfenberg 1992).
- Ristow 2012:** S. Ristow, Persönliche Glaubenshaltungen in der Archäologie. Problemfälle aus Spätantike und Frühmittelalter. *Hephaistos* 28, 2011 (2012) 167–184.
- Röper/Rothgänger 2013:** M. Röper/M. Rothgänger, Altmühltal. Im Reich des Archaeopterix. Streifzüge durch die Erdgeschichte (Wiebelsheim 2013).
- Ruderich 2015a:** P. Ruderich, Die Domkirche mit den anliegenden Kapitelsbauten. In: Exner 2015a, 91–151.
- Ruderich 2015b:** P. Ruderich, Das Domstift in der Frühen Neuzeit bis 1610. In: Exner 2015a, 225–232.
- Ruderich 2015c:** P. Ruderich, Von der barocken Umgestaltung bis zur Säkularisation. In: Exner 2015a, 232–257.
- Ruß 2015a:** S. Ruß, Ornat aus dem Grab Bischof Suidgers (1040–1047), gestorben als Papst Clemens II. (1046/47). In: Exner 2015a, 1850–1855.
- Ruß 2015b:** S. Ruß, Sogenanntes Gunthertuch. In: Exner 2015a, 1855–1858.
- Saalmann 2012:** T. Saalmann, Drei Modelle zum Andechs-Meranier-Dom. In: Jung/Reddig 2012, 246–247.
- Sage 1973:** W. Sage, Die Ausgrabungen im Bamberger Dom. *Arch. Korrb.* 3, 1973, 261–268.
- Sage 1975:** W. Sage, Die Ausgrabungen im Willibaldsdom zu Eichstätt. In: *Ausgrabungen in Deutschland 2. Römische Kaiserzeit im freien Germanien, Frühmittelalter 1. Monogr. RGZM* 1,2 (Mainz 1975) 410–425.
- Sage 1976:** W. Sage, Der Bamberger Dom. Ergebnisse der Ausgrabungen 1969–1972. *Zeitschr. Kunstgesch.* 39, 1976, 85–104.
- Sage 1977:** W. Sage, Das frühmittelalterliche Kloster in der Scharnitz. Die Ausgrabungen auf dem „Kirchfeld“ zu Klais, Gemeinde Krün, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, in den Jahren 1968–1972. *Beitr. Altbayer. Kirchengesch.* 31, 1977, 11–133.
- Sage 1978:** W. Sage, Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969–1972. *Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl.* 17/18, 1976/77 (1978) 178–234.
- Sage 1979:** W. Sage, Ergebnisse der Ausgrabungen 1969–1972. In: Winterfeld 1979a, 16–21.
- Sage 1989:** W. Sage, Neue Funde vom Bamberger Domberg. *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 72, 1989, 239–250.
- Sage 1993a:** W. Sage, Vorwort. In: Hennig 1993, 13–14.
- Sage 1993b:** W. Sage, Zur Forschungsgeschichte. In: Hennig 1993, 29–32.
- Sage 1993c:** W. Sage, Die Kirche der Babenburg. In: Hennig 1993, 53–54.
- Sage 1993d:** W. Sage, Der Heinrichsdom. In: Hennig 1993, 75–77.

- Sage 1993e:** W. Sage, Die Erneuerung des Heinrichsdomes nach 1081. In: Hennig 1993, 81–82.
- Sage 2002a:** W. Sage, Die Ausgrabungen im Bamberger Dom. In: Kirmeier u. a. 2002, 93–109.
- Sage 2002b:** W. Sage, Steinplatten von Zierfeldern im ersten Fußboden des Heinrichsdoms. In: Kirmeier u. a. 2002, 196–198.
- Sage/Schuller 2002:** W. Sage/M. Schuller, Modell des Bamberger Doms. In: Kirmeier u. a. 2002, 192–195.
- Sage/Schuller 2012:** W. Sage/M. Schuller, Modell des Bamberger Domes. In: Jung/Reddig 2012, 239–241.
- Saldern 1974:** A. Saldern, Glassammlung Heinrich. Antike und Islam. Kat. Kunstmus. Düsseldorf 3 (Düsseldorf 1974).
- Sanke 2012:** M. Sanke, Die Gräber geistlicher Eliten Europas von der Spätantike bis zur Neuzeit. Archäologische Studien zur materiellen Reflexion von Jenseitsvorstellungen und ihrem Wandel 1. Textband. Zeitschr. Arch. Mittelalter Beih. 25 (Bonn 2012).
- Schieffer 2001:** R. Schieffer, Der Platz Ottos des Großen in der Geschichte. In: Schneidmüller/Weinfurter 2001, 17–35.
- Schieffer 2012:** R. Schieffer, Kaisertum aus der Hand des Papstes. In: M. Puhle/G. Köster (Hrsg.), Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter. Ausstellungskatalog (Magdeburg 2012) 401–405.
- Schilling 1988:** M. Schilling, Glocken. Gestalt, Klang und Zier (München 1988).
- Schilling 2020:** A. Schilling, Basics Modellbau³. Basics (Basel 2020).
- Schmidt 1932:** E. Schmidt, Kirchliche Bauten des frühen Mittelalters in Süddeutschland. Kat. RGZM 11 (Mainz 1932).
- Schmitz-Esser 2020:** R. Schmitz-Esser, Bestattungsrituale (Frühmittelalter/historisch). In: Hist. Lex. Bayern, 12.03.2020. <[https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bestattungsrituale_\(Frühmittelalter/historisch\)#Grabbeigaben](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bestattungsrituale_(Frühmittelalter/historisch)#Grabbeigaben)> abgerufen 19.06.2021.
- Schneidmüller 1997:** B. Schneidmüller, Neues über einen alten Kaiser? Heinrich II. in der Perspektive der modernen Forschung. Ber. Hist. Ver. Bamberg 133, 1997, 13–41.
- Schneidmüller 2002:** B. Schneidmüller, Die einzigartig geliebte Stadt. Heinrich II. und Bamberg. In: Kirmeier u. a. 2002, 30–51.
- Schneidmüller 2007:** B. Schneidmüller, 1007 – Das Bistum Bamberg entsteht. In: Göller 2007a, 13–25.
- Schneidmüller 2012:** B. Schneidmüller, Die Kathedrale als Braut Christi. Heinrich II. und die Bamberger Domweihe 1012. In: Jung/Reddig 2012, 33–45.
- Schneidmüller/Bergmann 2002:** B. Schneidmüller/R. Bergmann, Regino von Prüm, Chronik. In: Kirmeier u. a. 2002, 169–170.
- Schneidmüller/Weinfurter 2001:** B. Schneidmüller/St. Weinfurter (Hrsg.), Ottonische Neuanfänge. Symposium zur Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa“ (Mainz 2001).
- Scholkmann 2000:** B. Scholkmann, Normbildung und Normveränderung im Grabbrauch des Mittelalters – Die Bestattungen in Kirchen. In: D. Ruhe/K.-H. Spieß (Hrsg.), Prozesse der Normbildung und Normveränderung im mittelalterlichen Europa (Stuttgart 2000) 93–117.
- Scholkmann 2008:** B. Scholkmann, „Vor der Wende“. Archäologie in Sakralanlagen Baden-Württembergs bis zum Jahr 1960. In: Arnold u. a. 2008, 37–46.
- Scholkmann 2009:** B. Scholkmann, Forschungsfragestellungen, Möglichkeiten und Grenzen einer Archäologie der Reformation in Mitteleuropa. In: B. Scholkmann/S. Frommer/C. Vossler u. a. (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forsch. Hist. Arch. 3 (Büchenbach 2009) 59–71.
- Schreg 2009:** R. Schreg, Lindenschmits Erben. In: A. Frey (Hrsg.), Ludwig Lindenschmit d. Ä. Begleitbuch zur Ausstellung aus Anlass seines 200. Geburtstages. Mosaiksteine 5 (Mainz 2009) 17–18.
- Schreg 2018:** R. Schreg, Mönche als Pioniere in der Wildnis? Aspekte des mittelalterlichen Landesausbaus. In: M. Krätschmer/K. Thode/C. Vossler-Wolf (Hrsg.), Klöster und ihre Ressourcen. Räume und Reformen monastischer Gemeinschaften im Mittelalter. Ressourcen-Kulturen 7 (Tübingen 2018) 39–58.

- Schreg 08.06.2020:** R. Schreg, Kulturgeschichte und Archäologie im 19. Jahrhundert. *Archaeologik*, 08.06.2020. <<https://archaeologik.blogspot.com/2020/06/kulturgeschichte-und-archaologie-im-19.html>>.
- Schreg 02.07.2020:** R. Schreg, Mittelalterarchäologie im Nationalsozialismus. *Archaeologik*, 02.07.2020. <<https://archaeologik.blogspot.com/2020/07/mittelalterarchaologie-im.html>>.
- Schreg 2021:** R. Schreg, Kirchen als Zeugnis der Christianisierung Süddeutschlands. Eine überregional vergleichende Betrachtung früher Kirchen. In: *Sachgeschichte(n). Beiträge zu einer interdisziplinär verstandenen Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für Barbara Scholkmann zum 80. Geburtstag* (Tübingen 2021) 467–479.
- Schütz/Müller 1989:** B. Schütz/W. Müller, Deutsche Romanik. Die Kirchenbauten der Kaiser, Bischöfe und Klöster (Freiburg i. Br. 1989).
- Schuller 2002:** M. Schuller, Modell des Kirchenschiffs von St. Jakob mit Blick in den Ostchor. In: *Kirchmeier u. a. 2002*, 397–399.
- Schulze-Dörrlamm 2007:** M. Schulze-Dörrlamm, Die karolingische Chorschranke und die porta aurea der Klosterkirche St. Alban (787–805) bei Mainz. *Jahrb. RGZM* 54, 2007, 629–661.
- Schwarz 1972:** K. Schwarz, Die Ausgrabungen im Niedermünster zu Regensburg. *Führer Arch. Denkmäler Bayern* 1 (Kallmünz/Opf. 1971).
- Schwarz 1984:** K. Schwarz, Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald. *Monogr. Röm.-Germ. Zentralmus.* 5 (Mainz 1984).
- Shalem 2007:** A. Shalem, Islamische Objekte in Kirchenschätzen der lateinischen Christenheit. Ästhetische Stufen des Umgangs mit dem Anderen und dem Hybriden. In: *van Eickels u. a. 2007*, 163–175.
- Soder von Güldenstube 2006:** E. Soder von Güldenstube, Würzburg, das Mutterbistum von Bamberg, und die Bistumsgründung 1007. In: *Urban 2006*, 46–87.
- Specht 1993a:** O. Specht, Der Domberg in der Vor- und Frühgeschichte (Neolithikum bis Kaiserzeit). In: *Hennig 1993*, 35–37.
- Specht 1993b:** O. Specht, Vor- und frühgeschichtliche Keramik. In: *Hennig 1993*, 213–227.
- Stampfer 2008:** H. Stampfer, Entdeckung – Erforschung – Restaurierung. In: *Stampfer/Steppan 2008*, 19–27.
- Stampfer/Steppan 2008:** H. Stampfer/Th. Steppan, Die romanische Wandmalerei in Tirol. Tirol – Südtirol – Trentino (Regensburg 2008).
- Steppan 2008a:** Th. Steppan, Die Entwicklung der romanischen Wandmalerei in Tirol. In: *Stampfer/Steppan 2008*, 29–48.
- Steppan 2008b:** Th. Steppan, Zur Ikonographie: Themen, Programme, Strukturen. In: *Stampfer/Steppan 2008*, 49–55.
- Steppan 2008c:** Th. Steppan, Zum Stil: Merkmale, Entwicklungen und Einflüsse. In: *Stampfer/Steppan 2008*, 57–61.
- Steppan 2010:** Th. Steppan, Der byzantinische Opus-sectile-Boden im Athoskloster Iveron. In: *L. Madersbacher/Th. Steppan (Hrsg.), De re artificiosa. Festschrift für Paul von Naredi-Rainer zu seinem 60. Geburtstag* (Regensburg 2010) 165–184.
- Störmer 2006:** W. Störmer, Die Konradinisch-Babenbergische Fehde um 900. Ursachen, Anlass, Folgen. In: *H.-W. Götz (Hrsg.), Konrad I. Auf dem Weg zum „Deutschen Reich“?* (Bochum 2006) 169–183.
- Strobel 2004:** R. Strobel, Die Stuckkapitelle der Ostchor-Krypta des Bamberger Domes. In: *W. Taegert (Hrsg.), Hortulus floridus Bambergensis. Studien zur fränkischen Kunst- und Kulturgeschichte. Renate Baumgärtel-Fleischmann zum 4. Mai 2002* (Petersberg 2004) 35–42.
- Suttner 1882:** J. G. Suttner, Baugeschichte des Domes in Eichstätt (Eichstätt 1882).
- Tagebücher zur Restaurierung 1999:** F. von Werden, Tagebücher zur Restaurierung des Domes zu Eichstätt 1938–1945 (bearb. von L. Brandl u. C. Grund). Aus den Beständen der Universitätsbibliothek Eichstätt 1; Texte; Bd. 2 (Wiesbaden 1999).
- Theiß 2015:** A. Theiß, Eine Glockengussanlage vom Gelände der Elisabethkirche in Marburg. Untersuchungen zur mittelalterlichen Glockengießertechnik. *Forsch. Inst. Arch., Denkmalkde. u. Kunstgesch.* 1 (Bamberg 2015).

- Thielmann 2019:** C. Thielmann, Architektonische Entwicklung und Bedeutungsgeschichte der Ostkrypta des Bamberger Doms. *Ber. Hist. Ver. Bamberg* 155, 2019, 221–240.
- Turek 2020:** P. Turek, Der Mäanderfries des 12. Jahrhunderts. In: Katholische Kirchenstiftung St. Gangolf (Hrsg.), *St. Gangolf. Renovierung der ältesten Kirche Bambergs 2016–2019* (Bamberg 2020) 41–47.
- Ullmann 1976:** W. Ullmann, Die Entstehung des Ottonianum. In: H. Zimmermann (Hrsg.), *Otto der Große. Wege der Forsch.* 450 (Darmstadt 1976) 296–324.
- Untermann 2005:** M. Untermann, Fragmente eines Benediktinerklosters: St. Georgen im Schwarzwald. *Südwestdt. Beitr. Hausforsch.* 6, 2005, 9–214.
- Untermann 2009:** M. Untermann, *Handbuch der mittelalterlichen Architektur* (Darmstadt 2009).
- Urban 2006:** J. Urban (Hrsg.), *Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millennium. Stud. Bamberger Bistumsgesch.* 3 (Bamberg 2006).
- Vetterling 2000:** C. Vetterling, Erste Funde der ältesten Zisterzienserkirche Bayerns in Ebrach. *Arch. Jahr Bayern* 1999 (2000) 116–117.
- Vita Willibaldi 1984:** Hugelburc, Vita Willibaldi episcopi Eichstetensis (mit Übersetzung): In: A. Bauch, *Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt 1. Biographien der Gründerzeit. Eichstätter Stud. N. F.* 19 (Regensburg 1984), 22–122.
- Vorwerk 1998a:** U. Vorwerk, Die Andechs-Meranier und der Neubau des Bamberger Domes. In: Hennig 1998, 209–218.
- Vorwerk 1998b:** U. Vorwerk, Drei Modelle zur Baugeschichte des Bamberger Domneubaus unter Bischof Ekbert. In: Hennig 1998, 352–353.
- Waitz 1878:** G. Waitz, *Annales Hildesheimenses. MGH SS rer. Germ.* 8 (Hannover 1878).
- Weilandt 2015a:** G. Weilandt, Der Gründungsbau des Doms bis zum Brand von 1081. In: Exner 2015a, 165–174.
- Weilandt 2015b:** G. Weilandt, Vom Brand 1081 bis zum Brand von 1185. In: Exner 2015a, 174–180.
- Weilandt 2015c:** G. Weilandt, Der Brand von 1185 und der Baubeginn des neuen Doms. In: Exner 2015a, 187–197.
- Weinfurter 2002a:** St. Weinfurter, Heinrich II. (1002–1024). *Herrscher am Ende der Zeiten*³ (Regensburg 2002).
- Weinfurter 2002b:** St. Weinfurter, Kaiser Heinrich II. *Bayerische Traditionen und europäischer Glanz.* In: Kirmeier u. a. 2002, 15–29.
- Weinfurter 2010:** St. Weinfurter, *Eichstätt im Mittelalter. Kloster – Bistum – Fürstentum.* (Regensburg, Eichstätt 2010).
- Welker 1998:** M. Welker, Gittersegment. In: Hennig 1998, 352.
- Werner 1977:** J. Werner (Hrsg.), *Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch.* 23 (München 1977).
- Widmaier 2016:** J. Widmaier, Kirchen. In: B. Scholkmann/H. Kenzler/R. Schreg (Hrsg.), *Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Grundwissen* (Darmstadt 2016) 203–208.
- Winterfeld 1979a:** D. v. Winterfeld, *Der Dom in Bamberg I. Die Baugeschichte bis zur Vollen- dung im 13. Jahrhundert* (Berlin 1979).
- Winterfeld 1979b:** D. v. Winterfeld, *Der Dom in Bamberg II. Der Befund, Bauform und Bau- technik* (Berlin 1979).
- Winterfeld 2015a:** D. v. Winterfeld, Die Bau- zier. In: Exner 2015a, 673–684.
- Winterfeld 2015b:** D. v. Winterfeld, Die Bau- und Planungsgeschichte. In: Exner 2015a, 684–740.
- Wintergerst 2006:** M. Wintergerst, Bamberg um 1000 aus archäologischer Sicht. In: J. Urban (Hrsg.), *Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millenium. Stud. Bamberger Bistumsgesch.* 3 (Bamberg 2006) 387–395.
- Wojacek 1993:** Ch. Wojacek, Der Domberg vom 5. bis 8. Jahrhundert. In: Hennig 1993, 39–41.
- Zahn 1928:** K. Zahn, Ausgrabungen unter dem Westchor des Domes in Bamberg. *Denkmalpfl. u. Heimatschutz* 30, 1928, 84–85.
- Zeune 1993a:** J. Zeune, Das DFG-Projekt „Babenburg“. In: Hennig 1993, 33–34.
- Zeune 1993b:** J. Zeune, Die Babenburg des 9./10. Jahrhunderts. In: Hennig 1993, 43–51.

Zeune 1993c: J. Zeune, Domburg und Palatium von der Bistumsgründung bis zum Dombrand von 1081. In: Hennig 1993, 63–73.

Zeune 2012: J. Zeune, Topographisches Modell des Dombergs im 11. Jahrhundert. In: Jung/Reddig 2012, 234.

Zimmermann 1971: H. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert. Ein historisches Portrait (Graz 1971).

Zimmermann 1986: H. Zimmermann, Ottonische Studien II. Das Privilegium Ottonianum von 962 und seine Problemgeschichte. In: Festschrift zur Jahrtausendfeier der Kaiserkrönung Ottos des Großen 1. Festbericht, Vorträge, Abhandlungen. Mitt. Inst. Österreich. Geschichtsforsch. Ergänzungsbd. 20 H. 1 (Graz 1963) 147–190.



University
of Bamberg
Press

Der Bamberger Dom, das bedeutendste Bauwerk der Stadt, besteht seit gut 1000 Jahren. Prof. Dr. Walter Sage, nachmalig erster Inhaber des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (AMANZ) an der Universität Bamberg, führte dort von 1969-72 großangelegte Ausgrabungen durch. Er ließ nahezu das gesamte Hauptschiff öffnen, dazu große Bereiche der Seitenschiffe. Man traf Fundamente aller Bauphasen an, dazu viele Bestattungen und eine große Zahl von Kleinfunden. Diese Funde stammen zum Teil von der Innenausstattung des ersten Doms, dessen grundsätzliche Boden- und Wandgestaltung somit gut rekonstruierbar ist.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Funde – 50 Jahre nach ihrer Bergung – war Anlass und Inhalt einer Sonderausstellung im Historischen Museum, bewerkstelligt vom Lehrstuhl AMANZ in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein und dem Historischen Museum Bamberg, den Eigentümern der Funde und unterstützt vom Erzbistum Bamberg. Mit dieser Ausstellung und dem Begleitheft, beides hauptsächlich von Studierenden erarbeitet, feiert der Lehrstuhl AMANZ zudem sein 40-jähriges Bestehen.



ISBN 978-3-86309-800-1



www.uni-bamberg.de/ubp/